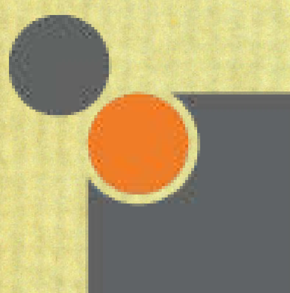
FRITZ WITTELS

Die Befreiung des Kindes



fr. 4.80, RM 3.85

LEITSPRUCH
DER
BÜCHER DES WERDENDEN

Verkünden, Lehren, Anspornen
Geistigkeit im Materialismus
Miteinander statt Durcheinander
in Wirtschaft und Gesellschaft
Freiheit statt Zwang
Beherrschung statt Zügellosigkeit
Menschheitseinheit in Völkermehrheit

*

Die Bücher des Werdenden

Der fertige Mensch ändert seine Anschauungen nur schwer, zum Teil aus Interesselosigkeit und Trägheit, vor allem aber, weil er bereits einmal als „werdender Mensch“ sein Bedürfnis nach Unabhängigkeit in Ablehnung des Überkommenen – als Revolutionär – oder des Neuen – als Reaktionär – gestillt hat. Nun sind aber die „Fertigen“ überall maßgebend und einflußreich; doch weil sie sich in bestimmten Bahnen eingefahren haben, dauert es fast immer die Zeit einer Generation, ehe etwas wesentlich Neues anerkannt wird und wirken kann. Darum ist es mit wenigen Ausnahmen das Los der Schöpfer, daß die Früchte ihres Schaffens erst in einem Lande reifen, das sie nicht mehr betreten können.

Und doch werden immer wieder auf allen Wissensgebieten wichtige Anschauungen umgestoßen. Ihre weitere Gültigkeit und Anwendung in der Praxis erscheint dann allen denen, die ein Neues begriffen haben, verderblich oder lächerlich.

Deshalb sollen wissenschaftliche und kulturelle Erkenntnisse, ehe sie zur „herrschenden“ Lehre werden, unter den „Werdenden“ verbreitet werden. Bücher mit diesem Ziel müssen aus starker Überzeugung, fachlich exakt und ganz gemeinverständlich in redlicher Sprache geschrieben sein. Dann sind sie sogar imstande, manchen „Fertigen“ zum „Werdenden“ zurückzuwandeln.

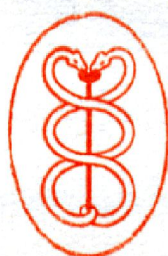
Mit diesem Ziele wurde „Das ärztliche Volksbuch“ im Hippokrates-Verlag herausgegeben. Dem gleichen Ziele soll auf andern kulturellen und wissenschaftlichen Gebieten die neue Bücherreihe dienen!

Die Herausgeber
der Bücher des Werdenden

Fritz Wittels

Arzt in Wien

Die Befreiung des Kindes



1927

Hippokrates-Verlag Stuttgart-Leipzig-Zürich

4. Auflage

Gewidmet

J. J. Rousseau

dem großen Beweger des

Abendlandes

Jedermann weiß, daß Kinder kleiner und leichter sind als Erwachsene. Die Wenigsten wissen, daß Kinder, über diesen Unterschied des Maßes und des Gewichtes weit hinaus, ganz anders sind als Erwachsene. Wenn ein Großer 70 kg wiegt und ein Säugling 5, dann werden die seelischen Äußerungen dieses Kindes nicht verständlich, wenn man die seines Vaters durch vierzehn dividiert. Das Seelenleben des Kindes folgt eigenen Gesetzen, die schwer erforschbar sind, weil wir als Erwachsene nicht mehr wissen, wie wir als Kinder gefühlt haben. Die Kinder selbst zu befragen, ist ziemlich zwecklos, weil sie unsere Fragen meistens nicht verstehen und weil wir ihre Antworten noch weniger verstehen. Solange das Kind originell bleibt, ist es nicht unseresgleichen. Sowie es unseresgleichen wird, unsere Logik annimmt, sich dem Zwange der Erziehung fügt, ein artiges Kind genannt und belobt wird: dann ist es zum Zwitterwesen geworden, wie etwa der Hund, dem selbst ein weiser Mann gewogen wird und der gleichwohl geheimnisvoll mit der Steppe zusammenhängt, woselbst er vor Zeiten

mit Wölfen und Schakalen geheult hat. Wir dressieren Tiger und Löwen, hypnotisieren Hühner und Meerschweinchen: warum sollte uns das bei unseren eigenen Kindern mißlingen? Es gelingt nur zu gut.

Das Mittelalter der Erziehung hört dort auf, wo der Erwachsene einsieht, daß er seine Kinder zwar mit roher Gewalt bändigen, daß man jedoch mit Gewalt nicht erziehen kann. Die Revolution der Erziehung ist von demselben Jean Jacques Rousseau vorbereitet, der dem bürgerlichen Umsturz von 1789 die mächtigsten Gedanken lieh. Rousseau war — Popper-Lynkeus sagt das, wie mir scheint, mit Recht — der größte Beweger seit Jesus Christus. Aber die Revolution der Erziehung läßt noch immer auf sich warten, weil unter den Kindern selbst kein Sklavenaufstand möglich ist, kein Klassenkampf, keine organisierte Eroberung der Freiheit. Mit stumpfer Brutalität hält man die Kinder für sein Eigentum und die Liebe, die wir zu ihnen empfinden, reicht meist nicht weiter, als daß wir Käfige für sie bereit halten, die wir Familie nennen und Schule und Kirche. Es wird noch lange dauern, bis man wird sagen dürfen, wir behandelten unsere Kinder nicht mehr wie Barbaren. Drängt euch den Kindern nicht auf, sondern wartet, bis sie selber kommen! Das ist der Hauptgrundsatz des Verkehres mit Kindern. Daß dieser Grundsatz nicht restlos durchführbar ist, wird immer ein tragischer Fehler unserer menschlichen Anlage bleiben. Menschenkinder müssen behütet werden. Behütet sie aber so wenig wie möglich und so, daß sie es so wenig wie möglich bemerken.

I

Triebhaftigkeit des Kindes

Das Kind ist triebhaft in allem, was es tut. Ohne Vorstellungen kommt es zur Welt. Am Neugeborenen sieht man keine Spur von Aufmerksamkeit, von Denken oder irgend einer Geistestätigkeit. Hingegen steckt schon das Neugeborene voll Trieb und Gefühl. Es schreit, und so nehmen wir an, daß es Unlust empfindet. Das selige Versinken des gesättigten Säuglings in Schlaf läßt uns auf Lustempfindung schließen. Seine Beziehung zur Brust der Mutter ist uns ein Ausdruck des Hungers, der für eine Empfindung und für einen Trieb zugleich steht. Strenge Beobachter halten schon diese Deutungen für nicht ganz einwandfrei. Wir beurteilten das Neugeborene zu sehr nach uns selber, wenn wir die Äußerungen einer noch nicht entwickelten Seele als Lust, Unlust und Trieb ansprechen.

Aber selbst diese Zweifler werden die Äußerungen eines Säuglings, der einige Wochen alt ist, als seelisch bezeichnen. Wenn das hungrige Kind schreit, oder das von Gasen gequälte die bekannten Streckkrämpfe in den unteren Gliedmaßen zeigt, dann sind Gefühle da, die sich durch

zweckentsprechende Handlungen von Seiten der Pflegepersonen — Nahrungszufuhr oder Kamillentee — in ihren Ursachen beseitigen lassen.

In früheren Zeiten hat man scharfsinnige Abhandlungen geschrieben über die Frage, von wann an das Kind eine Seele habe. Die Kirche hat dekretiert, daß die Frucht im Mutterleibe in der zweiten Hälfte der Reifezeit, also vom fünften Monat an, beseelt sei. Die Wissenschaft hat diese nutzlose Frage aufgegeben. Seele ist ein Sammelbegriff, und wenn dieser Begriff durchaus definiert werden soll, so kann das nur in Anlehnung an eine geistreiche Definition des Begriffes Elektrizität so geschehen: Seele ist der Inbegriff aller Eigenschaften, die wir von ihr kennen. Die Kinderpsychologie hat festgestellt, von wann an das Kind Angst zeigt, wann es Farben zu unterscheiden beginnt, wann es einwortige, zweiwortige und längere Sätze formt, wann es lacht, greift, läuft. Das sind die einzelnen Teile*).

Im Alter von einigen Monaten beginnt das Kind zu lallen und zu jauchzen. Es ist kein Zweifel, daß diese Äußerungen Zufriedenheit bedeuten, etwa so viel als: ich bin da, ich fühle mich wohl, bin mit meinem Dasein zufrieden und meine Äußerung selbst, die ich höre, vergrößert das angenehme Gefühl der Zufriedenheit. Da das Kind zunächst nichts anderes kann als saugen, aber das ganz vortrefflich und besser, als es ein Erwachsener

*) Neue Untersuchungen über den Gegenstand von Charlotte Bühler in ihrer Sammlung: Quellen und Studien zur Jugendkunde bei Fischer, Jena. Siehe besonders den Band: Sociologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr. 1927.

nachahmen könnte, sind manche frühen Laute des Kindes — nicht die allerersten — aus den Mundbewegungen des Säuglings zu erklären. Sie entstehen aus den Nebengeräuschen des Saugapparates.

Das Kleine sagt: mememem oder papapap. Die Erwachsenen bringen dem Kinde bei, daß die Laute, die aus der Mundstellung des Säuglings entstehen und reine Lustäußerungen sind, einen feststehenden, symbolischen Sinn haben, welchen das Kind annehmen muß. Sie erklären das erste für Mama und daß es die Mutter bedeute. Das zweite bedeute den Vater. Einmal auf diesem Wege werden alle Lautbildungen des Säuglings zur Sinnhaftigkeit umgeformt und den Bedürfnissen dienstbar gemacht. Da gibt es lala und lulu, pipi und momo. Das ältere Geschwister des Säuglings, seine Pflegepersonen, der Milchbrei, der Singvogel, allerlei Gegenstände beanspruchen ihre Vertretung und erhalten sie in der Kindersprache. Die Namen, die das kleine Kind zu vergeben hat, gefallen besonders den Frauen so gut, daß sie sich zeitlebens Mimi, Lolo, Fifi, Lili, oder auch nur einsilbig Li, To, Tö nennen. In solchen Kosenamen liegt ein Protest gegen die dürre Notwendigkeit des Alltags und eine Rückwanderung in die von Realität noch freie Lustwelt des triebhaften Kindes. Weshalb Mannweiber aller Art solche Namen verabscheuen und als Herabsetzung ihrer Würde ansehen.

Es ist für die menschliche Sprache wesentlich, daß sie Gegenstände darstellen kann. Wann und wie der Mensch seine Fähigkeit, Begriffe durch die Sprache darzustellen, erlangt hat, ist vorläufig in Dunkel gehüllt. Wir sehen

aber an jedem normalen Kind, daß es sehr früh imstande ist, diese Leistung zu vollbringen. Man hat Anhaltspunkte für die Ansicht, daß die menschliche Sprache aus dem Gesang entstanden sei. Ein Gibbon (Menschenaffe) der indischen Wälder singt. Der illuminierte, lustbetonte Gesang wäre dann der um so viel mehr nüchternen, begrifflichen Sprache vorausgegangen wie das Lallen unserer Säuglinge. Da der Gesang im Tierreich eine durchaus sexuelle Angelegenheit ist, der Anlockung des anderen Geschlechtes dienend, wenn die Zeit der Fortpflanzung gekommen ist, so können wir schon hier einen Hinweis auf die allumfassende Bedeutung des Geschlechtstriebes wagen. Sprechen wir diesen Trieb etwas erweitert als Lusttrieb an, so können wir ihn als angeboren betrachten und von des Kindes Erlernung der Sprache sagen: seine ersten Laute sind Äußerungen von Unlust und Lust. Die Beziehung zu seiner Umgebung veranlaßt das Kind, daß es ursprünglich reine Gefühlsäußerungen in den Dienst der Sprache und deren Sinnhaftigkeit stellt.

Die Frage, wie den Erwachsenen diese Tat der Erziehung und manche andere, von denen noch die Rede sein wird, gelingt, kann zwiefach beantwortet werden. Der eine Teil der Antwort ist leicht und unanfechtbar. Das Menschenkind bringt durch die Erbschaft ungezählter Jahrtausende die Fähigkeit mit, laufen, sprechen und anderes mehr zu erlernen. Der andere Teil der Antwort ist nach den Forschungen Freuds auch nicht mehr zweifelhaft: Das Kind liebt seine Pflegepersonen, weil es deren Vorhan-

densein, Pflege und Obhut bald als Bedingung seiner Lust empfindet.

Zur Stillung des Hungers will der Säugling etwas h a b e n von Anfang an und er bekommt die Brust, lateinisch mamma, einen Körperteil der Mutter. Hier finden wir die Wurzel des Bemächtigungstriebs. In diesem Sinne darf man wohl sagen, der Bemächtigungstrieb sei angeboren. Das Neugeborene lernt seine Umgebung mit den Lippen kennen, solange es keine andere Form kennt, in der es sich der Außenwelt bemächtigen könnte, und auch kein anderes Stück der Außenwelt kennt als dieses eine, das es in den Mund nehmen und aussaugen kann. Es vergeht aber nicht sehr viel Zeit, und das Kind schluckt nicht mehr nur mit dem Mund, sondern sichtlich auch mit allen seinen Sinnesorganen. Deshalb sagt Friedrich F r ö b e l: „Einsaugend ist sein ganzes Wesen, vor allem seine Sinne." Sein Auge wird sonnenhaft, und Schauen macht ihm Freude. Wie sollte das Kind mit unentwegter Ausdauer die sichtbare Welt d u r c h s c h a u e n lernen, wenn es nicht Lust dabei empfände. Der Mund bleibt freilich im Anfang unersättlich. Wenn das Kind nicht gehindert wird, dann steckt es alle Gegenstände, die in seinen Bereich kommen, in den Mund. Wenn das nicht angeht, dann saugt es die Außenwelt mit jenem langen Kinderblicke ein, dessen ernste Sachlichkeit und ewig gewärtige Bereitschaft später verloren geht. Nur große Forscher und Künstler bewahren ihn. Es wird auch alles aufmerksam angehört und angegriffen, wobei es scheint, als interessierten Gehörseindrücke früher als sichtbare Reize und als löste die Lust am Schauen die Lust am Hören ab. Darüber besitzen

wir ausführliche Aufzeichnungen von wissenschaftlichen Beobachtern des Kindes*).

Wie das körperlich Verschluckte als Stuhl wiedergegeben werden muß, soweit es nicht zum Aufbau von Substanz verwendet werden kann, so könnte die Außenwelt auch geistig nicht endlos verschluckt werden, wenn die Möglichkeit nicht bestände, sie wieder abzustoßen. Die Sprache verwendet hierfür das Wort: ausdrücken. Die Abstoßung des Erlebens, seine Wiedergabe gelingt dem Kinde durch den Nachahmungstrieb. Die ersten Laute des Kindes entstehen ohne Verstand, haben gewissermaßen keinen geistigen Nährwert. Die Erzieher verwenden aber schon die ersten Laute, die das Kind als Ausdruck seiner Lust hervorgebracht hat. Die Erzieher ahmen diese Laute nach (s. oben: Mama, Papa) und reizen so den im Kind regen Trieb der Nachahmung, daß zuerst einmal die lallenden Laute des eigenen Mundes angehört und nachgeahmt werden (Autoimitation). Das Kleine ahmt ja sogar die Geräusche nach, die sein Enddarm beim Durchtritt von Gasen hervorbringt, und unerschrockene Psychologen haben auch darin grundlegende Bedeutung zu finden geglaubt.

Man verwendet den Nachahmungstrieb des Kindes, indem man ihm die Worte unserer gebildeten Sprache so lange vorsagt, bis das Kind sie bereitwillig nachspricht. Das kleine Kind lernt hauptsächlich von Menschen, die es liebt, und lernt, weil es sie liebt. Die kleinen Menschen kommen zum Unterschied von den Tieren in einem Zustand der

*) Karl Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes. IV. Auflage 1924, Fischer, Jena.

Hilflosigkeit zur Welt, der sie hoffnungslos der Vernichtung überantworten müßte, wenn ihre Pfleger nicht die größte Sorgfalt aufbrächten. Das Kind müßte sich zu Tode fallen, in seinen eigenen Absonderungen verkommen, es müßte jämmerlich erfrieren, wenn es nicht künstlich der Unbill der Witterung entrückt würde. Dieser biologische Unterschied zwischen Mensch und Tier bindet menschliche Erzieher und Kinder enger und dauernder aneinander als tierische. Er ist die Quelle der Liebe und des Vertrauens, welche Säugling und heranwachsendes Kind an seine Eltern fesseln. Wenn die leibliche Nabelschnur längst zerschnitten ist, bleibt eine gemütliche übrig, die zur Grundlage aller menschlichen Kultur wird. Das selbständige Geschöpf wird erst viel später. Man betrachte ein Kälbchen, das wenige Tage alt ist. Es steht auf seinen vier Füßen im Stall, die Mutter blickt sich nach ihm um, aber es ist doch ein fertiges Lebewesen, das uns mit klaren Tieraugen mißt. Die absolute Zusammengehörigkeit von Eltern und Kind ist der Ausgangspunkt unserer analytischen Psychologie. Aus dem Gefühle solcher Zusammengehörigkeit entsteht unsere Einbildung, daß die Kinder unser Eigentum seien, daß wir sie möglichst lange und intensiv erziehen müßten — und könnten. Wie alles Triebhafte doppelpolig ist, so entwickelt sich gerade aus der Zusammengehörigkeit von Eltern und Kind der Trieb nach geistiger Entbindung. Das Kind will geliebt, es will aber auch unabhängig werden.

Dem kleinen Kind ist zunächst gleichgültig, was einer sagt. Es kommt ihm aber sehr früh darauf an, wer es sagt. Ähnliches gilt manchmal vom Seelenleben Erwachsener. Was der Geliebte sagt, hat ungeheueren Wert und

unter Umständen ewigen Bestand. In Thomas Manns Roman „Die Buddenbrooks" wiederholt die alternde Antonie immer wieder Sätze, die sie vor vielen Jahren von einem jungen Mann gehört hat, in den sie verliebt war. Diese Sätze sind nichts weniger als bedeutend: „Honig esse ich gerne. Das ist reines Naturprodukt. Da weiß man doch, was man verschluckt." Das ist der eine Satz, der das Mädchen durch sein Leben begleitet. Niemand kann ahnen, was diese harmlose Satzfolge für das Mädchen bedeutet. Der Geliebte gebrauchte eine andere Redensart, um auszudrücken, daß man mit gewissen Gedanken leicht allein bleibe; Antonie verwendete auch diesen Satz so viel als möglich und auch dann, wenn er nicht ganz in den Zusammenhang paßte: „Da sitzt man dann auf den Steinen." Was der Geliebte sagt, hat immer besondere Resonanz. Wir zitieren aus unseren Dichtern geflügelte Worte, die dem Ausländer nichts sagen. Uns bedeuten sie viel, weil wir sie lieben, weil sie unsere Jugend begleitet haben, und diese Worte von angenehmen Erinnerungen umschmeichelt sind. Was sagen dem Deutschen die Worte, selbst wenn er ihren Sinn kennt: „It is a long way to Tiperary!" Jeder Engländer lächelt, wenn man ihm damit kommt. Der Fremdsprachige versteht seinerseits ebensowenig, was wir an geflügelten Worten im Munde führen, wenn der wirkliche geistige Inhalt gering ist, wie so oft. Das Verhältnis des Kindes zu den geistigen Angeboten, die von Seiten seiner Umgebung kommen, mag man ähnlich beurteilen. Das Kind ist noch nicht imstande, Sinn und Qualität des Dargebotenen zu verstehen, sondern es ist da, um alles zu schlucken, was geliebte Personen in den Bereich

seiner Sinne bringen. Es hat seine Mitmenschen „zum Fressen" gern. Da es diese Mitmenschen nicht wirklich mit Stumpf und Stiel auffressen kann, so frißt es wenigstens das, was von ihnen ausstrahlt. Den weitesten Raum der Ausstrahlung aber nimmt die Sprache ein. Das Kind lernt sprechen, indem es sich die Sprache seiner geliebten Pflegepersonen einverleibt und sich darin ausdrückt.

Was Erwachsene Liebe nennen, oder deren Gegenteil: den Haß, das kann beides auf Kinder nicht recht angewendet werden. Man wird vielleicht gut tun, die Triebe des Kindes von ähnlich gerichteten Trieben Erwachsener durch eine Vorsilbe zu unterscheiden. Das Wort Vor-lust wird in der Psychoanalyse seit langem verwendet. Man kann auch von Vor-haß und Vor-liebe sprechen. Levy-Brühl hat für das Denken der Naturvölker, weil es die logische Stufe nicht überall erreicht, das Wort praelogisch eingeführt. Auch das Kind ist praelogisch. Die Vor-Gefühle des Kindes haben die Eigentümlichkeit, daß Gegensatzpaare wie Liebe und Haß oder (etwas später) Angst und Wunsch sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern rasch nach einander, ja sogar gleichzeitig neben einander in Erscheinung treten und wiederholt schnell wechseln können. Kinder können dieselbe Person gleichzeitig lieben und hassen (wünschen und ablehnen).

Freud nennt diese Eigenschaft des Kindes mit einem Worte Bleulers: die Ambivalenz. Aus der größten Zärtlichkeit heraus führt der kleine Liebling gelegentlich einen Faustschlag gegen die geliebte Mutter oder wirft irgend einen Gegenstand deutlich in feindseliger Absicht nach ihr. Dieselbe Puppe, die das Kind liebevoll an sich drückt, zu sich

ins Bettchen nimmt und der es rührende Beweise von Zärtlichkeit anbietet, fliegt aus dem Fenster und zerbricht in hundert Stücke. Man hat das den Zerstörungstrieb des Kindes genannt und zum Zärtlichkeitsbedürfnis in Gegensatz gestellt. Aber diese beiden Erscheinungen gehören zusammen, sind die Kehrseiten der gleichen Erscheinung. Die Polarität (Ambivalenz) beherrscht auch das Triebleben der Erwachsenen, nur daß der Erwachsene, wenn er liebt oder wünscht, sich seltener dessen bewußt ist, daß er denselben Gegenstand auch haßt und fürchtet. Er hat den Gegenpol seiner Gefühle ins Unbewußte verdrängt. In früheren Zeiten scheinen gegensätzliche Gefühle sich auch bei Erwachsenen ganz gut nebeneinander vertragen zu haben. Die homerischen Helden scheuen sich nicht, zugleich mit ihrem Mute Angst zu zeigen, Tränen zugleich mit ihrem Trotz. Das ist schon Lessing aufgefallen. Brutus erklärt auf dem Marktplatz in Rom, daß er Caesar gleichzeitig geliebt und gehaßt habe. In ritterlichen Zeiten haben sich Gegner umarmt und geküßt, bevor sie das Schwert zogen, um sich totzuschlagen: Rüdiger von Bechelaren im Nibelungenlied. Nicht anders ist der biblische Judas zu verstehen, wenn er den Herrn durch einen Kuß verrät. Deutlich genug bleibt der Doppelpol auch noch im Vorgehen jener Könige, die um eine Prinzessin warben, deren Land aber sogleich mit Krieg überzogen, wenn sie das Mädchen nicht bekamen. „Willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein."

Was aber das Kind anbelangt, so werden wir am vorsichtigsten sein, wenn wir die bewährte Formel „als ob" einführen. Das Kind benimmt sich, als ob es zugleich

freundliche und unfreundliche Gefühle gegen seine Mitmenschen, besser gesagt, gegen alle Objekte seiner Umgebung empfände, ohne zunächst leblose von lebenden zu unterscheiden. Es macht im Anfang nicht einmal einen Unterschied zwischen dem eigenen Körper und der Außenwelt. Die Nase der Mutter, der Schnuller oder die eigene große Zehe gelten ihm gleich. Es steckt alles in den Mund, und was sich nicht in den Mund stecken läßt, hat zunächst keinen Wert. Wie dieses durchaus triebbedingte Wesen langsam in die Logik des gerichteten eindringt, läßt sich nicht darstellen. Lusttrieb, Bemächtigungstrieb, Nachahmungstrieb haben wir schon vor dem Denken. Vielleicht lernen unsere Kinder logisch denken, weil sie die logisch denkenden Eltern (Pfleger) lieben, sich ihrer bemächtigen wollen und in diesem Bestreben die logischen Kundgebungen des Umkreises photographisch nachahmen. Das üben sie so lange, bis sie nicht nur richtig denken, sondern gar nicht mehr anders können.

Man könnte sagen, die Kinder lernten durch Suggestion. Diese hat die Form: Alles, was von der Mutter (dem Vater, der geliebten Person) kommt, ist gut. Der Lehrstoff kommt von der Mutter. Also ist er gut, und ich nehme ihn mit Lust an. Die Erziehung benützt diese Einstellung des Kindes, um aus dem Wildling einen Staatsbürger zu machen. Der Trieb wird in spanische Stiefel eingeschnürt. Oft genug sprengt er seine Bande, aber für gewöhnlich pariert er, und aus dem Triebwesen wird ein Verstandesmensch. Man soll aber niemals vergessen, daß ursprünglich der Trieb war und nur der Trieb, und wenn schon das Denken des Erwachsenen die Triebkraft des persönlichen

Interesses braucht, weil es sonst erlischt, so ist beim Kinde das bißchen keimende Logik dem Triebleben aufgesetzt wie der weiße Schaum den Fluten des Ozeans. Deshalb haben Lehrer, die es verstehen, mit dem Triebleben des Kindes umzugehen, die seine Liebe erringen, die besten Erfolge.

Es gibt eine Zeit im Kindesleben, die ungefähr im vierten Lebensjahre beginnt, in der das Kind aus dem Worte „warum?" eine Waffe schmiedet, durch deren unablässige Verwendung es die Erwachsenen zwingt, ihm hörig zu sein. Was verlangt man vom Kinde? Daß es klug werde und die ursächlichen Zusammenhänge der Dinge annehme. Es ist also durchaus das, was man brav nennt,wenn es möglichst eifrig „warum" fragt. Das Kind durchschaut diese Forderung der Erwachsenen, die es nicht billigt, jedoch zu seinem Vorteil anwendet. Es fragt zunächst nicht, weil es etwas wissen will, sondern weil es diese unbegreiflichen Erwachsenen nachahmt, die offenbar bei allen Dingen nach einer Ursache fragen. Aber das Prinzip der Kausalität steht für das Kind noch keineswegs fest wie für Kant, der eine Denkform a priori daraus macht. Deshalb fragt das Kind „warum", sowohl wenn die Frage gar nicht am Platze ist, als auch dann, wenn es den Zusammenhang der Dinge ohnehin schon längst begriffen hat. Man zeigt ihm etwa den Vollmond und sagt: „Schau, wie schön und groß heute der Mond ist!" Das Kind fragt: „Warum ist der Mond schön", womit es allerdings ein schwieriges Problem der Ästhetik angeschnitten hat. Es ist aber weit davon entfernt, auf diese Frage eine andere Antwort zu erwarten, als etwa die Wiederholung des Satzes: „Schau den

schönen großen Mond an!" Manchmal hat man den Eindruck, das Kind wolle nur Zeit gewinnen, um den Strom der Ereignisse aufzuhalten. Vielleicht kommt man dem Kind am nächsten, wenn man sein „warum" als einfachen Ausruf auffaßt, ähnlich wie das Lallen und Jauchzen des ganz kleinen Kindes. Dann heißt dieses Warum nichts anders als: „Ich bin da und benehme mich, als ob ich ein logischer Mensch wäre wie ihr. Liebet mich, denn ich gleiche euch." Auch hier bemächtigt sich die Erziehung dieses Fragewortes, und wenn das Kind ursprünglich sein Warum durchaus nicht aus logischen Bedürfnissen gefragt hat, so wird ihm doch so viel Antwort, daß es langsam in die logische Kategorie hineinwächst. Jedenfalls merkt sich das Kind sehr genau, was man ihm auf sein Warum erwidert, und es ist beschämend für den Erzieher, der dem Kinde eine dumme Antwort gegeben hat, daß diese Antwort von dem unfehlbaren Gedächtnis des Kindes durch Jahre und Jahrzehnte weitergetragen wird, wie die geflügelten Worte der Toni Buddenbrook. Fast jeder Mensch schleppt dumme Antworten seiner Erzieher durch das Leben mit, hat längst erkannt, wie wertlos die Wortgebilde sind und kann sie doch nicht los werden. Wie mancher seinen Aberglauben nicht los wird, dessen Abersinn er wohl durchschaut.

Das Fragewort Warum ist eine der vielen zentaurischen Bildungen des Kindesalters, in denen sich strenge Logik und die Triebhaftigkeit des Kindes vereinen. Kein Zweifel, daß so ein Kind, das mehr fragt, als sieben Weise beantworten können, ein wenig quälen will. Wer sich von ihm quälen läßt, der liebt es; sonst ließe er sich nicht quälen. Wenn der Erwachsene endlich ruft: „Nun höre einmal auf

mit dem ewigen Fragen!" dann ist das Kind ans Ende seiner Macht gekommen. Immerhin bleibt ihm der Triumph, den Großen, dieses unerträglich gleichmütige Tier, in Affekt gebracht zu haben. Man muß dem Kinde nicht den unerschütterlichen Ölgötzen vorspielen. Man muß es aber auch nicht anschreien, wenn es mit Fragen quält. Das Kind folgt einem Zwange, und Stillschweigen genügt. Noch besser ist es, das Kind abzulenken. Man kann es leicht auf andere Gedanken bringen.

Es gibt Kinder, welche die Antwort auf ihr Warum halblaut wiederholen und vor sich hersagen, so daß man den Eindruck gewinnt, sie wollten die gehörten Worte auswendig lernen wie Vokabeln. Ein Satz wird phonographisch getreu in Wortfolge, Betonung und Kadenz hergesagt, als hätte ihn der heilige Geist diktiert. Was tut das Kind? Es identifiziert sich mit der erwachsenen Person, die es liebt, der es gleichen will, deren Worte es verschluckt, um sie möglichst genau wiederzugeben. Dem Kinde ist es zunächst gleichgültig, ob das, was die Mutter da sagt, verständlich ist oder nicht. Es fragt, um sich bemerkbar zu machen und um eine Äußerung zu erzwingen. Die Äußerung packt es dann triebhaft an, macht sie sich zu eigen, verwandelt sich dadurch in die Mutter. Wenn die geäußerten Worte klug und sinnentsprechend sind, um so besser für die Entwicklung des Kindes. Der Mutter mag daran liegen, dem Kinde nur vollwertiges Material zu liefern. Dem Kinde aber liegt daran, die Mutter durch Identifizierung zu erobern, sie sich einzuverleiben.

Im vierten Lebensjahre des Kindes beginnt häufig eine andere Äußerung des Nachahmungstriebes, die als ein Bei-

spiel für die Doppelpoligkeit des Trieblebens bezeichnend ist. Dasselbe Kind, das voll Andacht die mehr oder weniger klugen Antworten der Erwachsenen wiederholt, um sie auswendig zu lernen, wird gelegentlich Worte nachäffen, die man zu ihm spricht. Anstatt zu tun, was man von ihnen verlangt, rufen die Kinder wie ein Echo zurück, was man gesagt hat. Auch das immer nur im Verkehr mit vertrauten Menschen: „Schließ die Tür!“ — Schließ die Tür! — „Wirds?“ — Wirds? — „Kecker Kerl!“ — Kecker Kerl! — und so weiter, hoffentlich unter Gelächter ad infinitum. Das ist Spott, darüber kann kein Zweifel aufkommen. Es ist eine Überwindung des erwachsenen Gegenüber, indem der Sinn seiner Worte in leeren Schall umgewandelt wird, ein Protest der Triebhaftigkeit gegen den logischen Sinn, der angeblich der Zweck des sprachlichen Verkehres ist. Durch das andächtige Nachsprechen von Worten und Sätzen identifiziert sich das Kind mit den Großen. Das Nachäffen der Worte separiert das Kind, stellt den Protest des Kindes gegen die Identifizierung dar und gehört zur Identifizierung wie die Kehrseite zu einer Medaille. Durch Identifizierung könnte sich das Kind verlieren. Wenn das Kind einmal die Möglichkeit entdeckt hat, seinesgleichen oder gar Große durch Nachäffen zu überwinden, dann findet es unbändigen Spaß daran, und bei manchen Kindern wird es zum Zwange. Es handelt sich um die Rückgewinnung der eigenen Persönlichkeit, die im Begriffe stand, auf dem Wege des liebevollen Hinüberfließens verloren zu gehen.

In diesem Stadium seiner Entwicklung hat das Kind schon den Humor entdeckt und welche starke Waffe der

Spott im Lebenskampfe bedeutet. Wer imstande ist, Gewalten, die er anders nicht überwinden kann, lächerlich zu machen, der triumphiert. Wenn die Erwachsenen ihm gar die Ehre antun, sich zu ärgern, dann wird der Triumph vollkommen. Fast ebenso vollkommen ist er, wenn die Erwachsenen — was viel öfter vorkommt, als die stolzen Alles-besser-Wisser ahnen — gar nicht merken, daß sie verhöhnt werden. Auch ist der Dämmerseele des Kindes nicht immer klar, daß es höhnt. Es würde vielleicht nicht wagen, bewußt zu höhnen: item, es höhnt.

Gewöhnlich geht das Kind beide Wege, die in die Welt der Erwachsenen hineinführen: es sucht mit dem Feuereifer verliebter Nachahmung klug zu werden, und es spottet über das, was es nicht versteht. Für das Schicksal des Kindes wird entscheidend, wie gut oder schlecht es auf diesen beiden Wegen vorwärtskommt, wo es mehr Rosen oder mehr Dornen findet. Die Erziehung ist übel beraten, wenn sie das Bedürfnis des Kindes nach Verlachung der Autorität mit Gewalt unterdrückt. Das ist, als ob man einem Dampfkessel das Ventil nehmen wollte. Dennoch ist es in der Schule noch heute leider die Regel.

Ein kleiner Knabe sieht, daß sein Vater allmorgentlich die Zeitung liest. Die Ausdauer und der Ernst, mit der ein höchst verehrter Vater regungslos dasitzt und auf ein Stück Papier starrt, fallen dem Kleinen auf. Er fragt: „Was tut der Vater?" — Er liest die Zeitung. — „Warum liest er die Zeitung?" — Hier ist völlig aufklärende Antwort nicht mehr möglich. Da eine kluge Antwort schwierig ist, wird gewöhnlich die dümmste gegeben: „Da steht drin, daß der kleine Poldi schlimm war und seine

Milch nicht getrunken hat." Das Kind kann nicht lesen, noch weniger macht es sich einen Begriff vom Wesen einer Zeitung. Es versteht aber ganz genau, daß es belogen wird und daß man seine Unerfahrenheit verhöhnt. Was geschieht? Am selben Tage kann man das Kind mit der Zeitung sehen, die der Vater liegen ließ. Es sitzt auf dem Fußboden, hält die Zeitung womöglich verkehrt und „liest". Ein andermal wiederholt das Kind den mysteriösen Satz: „Der Vater liest die Zeitung." Es hofft im Geiste des echten Forschers, daß es durch Einverleibung des Satzes den Sinn aufschließen werde. Da das nicht gelingt, verändert das Kind ein Wort in dem Satze. Es sagt: „Der Vater leckt die Zeitung." Das hat für uns keinen Sinn. Für das Kind hat es einen. Es hat vor kurzem die Wand, vor der sein Bettchen steht, abgeleckt. Man hat ihm gesagt, das sei eine Schweinerei und hat nicht geruht, bis der Knabe feierlich versprach, so etwas niemals wieder zu tun*). Wie lustig ist das nun, daß der Vater die Zeitung leckt. Es ist mehr als lustig: es ist eine Pistole mit der Mündung gegen die Autorität. Das Kind nähert sich voll Unschuld seinem Vater, vielleicht nicht ganz ohne Bangen, denn es hat ein Heldenstück vor: „Vati, leckst du die Zeitung?"

Da dies Beispiel dem wirklichen Leben entnommen ist, wird man mit Vorteil hören, was weiter geschah. Der Vater lacht und erzählt den Ausspruch der Mutter. Die lacht auch und erzählt ihn der Tante. Die ganze Sipp-

*) Als er es dennoch wieder tat, sagte man ihm voll Vorwurf: „Nun hast du dein Wort gebrochen!" Das Kind antwortete in seinem beruhigendsten Tone: „Das macht ja nichts. Ich habe noch viele Wörter!" So ahnungslos und hold steht das Kind unseren moralischen Bemühungen gegenüber.

schaft erfährt davon, das Kind wird wiederholt gefragt: „Was tut der Vater?" Das Kind sagt stolz: „Er leckt die Zeitung und das ist eine Schweinerei." Denn nun traut es sich, den Gedanken zu Ende zu denken. Das Wort Schweinerei hatte auf das Kind sogleich guten Eindruck gemacht. Es tönt so voll, ein prachtvolles Gefäß für schwellende Entrüstung. Nun ist es den Autoritäten heimgezahlt. Den Ausgangspunkt des Kindes aber, das auszog, um zu begreifen, was der Vater in der Frühe täglich tut: der ist vergessen. Der dornige Pfad der Wahrheit ist verloren und der kleine Herkules am Scheidewege von der Muhmenschaft betört, daß er den Weg des Spottes und der Frechheit wandle.

Sie verstehen das Kind nicht, halten es einerseits für ihresgleichen und glauben andererseits, daß sie es zu ihrem Spielzeug erniedrigen, daß sie wagen dürfen, Lustgewinn aus seinen Schwierigkeiten zu ziehen.

2

Das Denken der Naturvölker — Kinderlügen

Die Logik des Kindes wird regelmäßig überschätzt und infolgedessen dem vernünftigen Zusprechen in der Erziehung ein übergroßer Platz eingeräumt. Der englische Philosoph Locke veröffentlichte 1693 ein Buch über Erziehung, in dem er als einer der Ersten Berücksichtigung der Eigenart des Kindes fordert. Auf Lockes Gedanken und denen des großen tschechischen Pädagogen Komensky († 1670) fußt Rousseau, der den vor ihm trocken vorgetragenen Ideen seine feurige und überzeugende Beredsamkeit verlieh. Alle diese Erzieher und auch die nach ihnen kamen, wußten nur wenig von der Triebbedingtheit des Kindes und den Gedanken, daß die Logik des Kindes mit der Triebhaftigkeit eine unlösliche Verbindung eingeht, sodaß es den Kindern immer weit mehr darauf ankommt, wer etwas sagt, als was er sagt, und auch das Wie-er-es-sagt noch wichtiger ist als die Vernunft, die etwa im Gesagten steckt: diese Grundtatsache des kindlichen Gemütes haben die großen Umwälzer der Erziehung zwar gefühlt, aber nicht wissenschaftlich begriffen. Ihre Erfolge bei Kindern verdanken sie der Liebe, mit der sie

den für Liebe so empfänglichen und dankbaren Kinderseelen entgegenkamen. Sie haben das Los der heranwachsenden Jugend verbessert, wie die Liebe alles bessert im irdischen Jammertal. Erst die Forschungen der letzten dreißig Jahre haben die merkwürdigen Verschränkungen gezeigt zwischen dem Triebleben, den Gefühlen und Wunschregungen einerseits und dem, was wir klare und logisch gerichtete Vorstellungen nennen.

Daß Leidenschaften das klare Denken trüben, hat man immer gewußt. Im Gegensatz dazu steht die Tatsache, daß unsere größten Denker auch unsere leidenschaftlichsten waren, berauscht von der Tätigkeit des Denkens. Wir denken alle nur, wenn und solange wir ein persönliches Interesse daran haben. Jede seelische Leistung ist triebhaft. Wo kein Trieb das Interesse steigert, langweilen wir uns, die Aufmerksamkeit erlahmt, und schließlich schlafen wir ein. Das Traumleben, in welches wir dann versinken, ist den Gesetzen der Logik nicht mehr untertan und so durchaus triebhaft, daß Freud sagen konnte: jeder Traum handle von Wünschen und deren Erfüllung wie durch die Heinzelmännchen des Märchens.

Der Zusammenhang zwischen Gefühlen (Affekten) und logischen Vorstellungen wird von der Psychoanalyse, Freuds Schöpfung, so dargestellt, daß allen unseren Vorstellungen seelische Triebkräfte vorgespannt sind wie Lokomotiven, die unsere dunkeln Regungen an das Licht des Bewußtseins ziehen. Das ist natürlich nur ein Vergleich für etwas, dessen Wirklichkeit man nicht kennt. Lange vor Freud hat der deutsche Philosoph Friedrich Herbart († 1841) den Zusammenhang zwischen Gefühlsleben und

Logik geahnt und gelehrt, daß es unrichtig sei, das Fühlen und Begehren von den Vorstellungen zu trennen. Er hat seine Gedanken etwas sonderbar ausgedrückt, indem er sagte, daß es im geistigen Leben **nur** Vorstellungen gebe. Alle Erscheinungen des Seelenlebens seien auf Vorstellungen zurückzuführen. Ein Gefühl wäre die Vorstufe einer Vorstellung, gewissermaßen die Keimzelle, aus der sich die Vorstellung erst entwickeln soll. Ein Trieb (die Willensregung) wäre eine Vorstellung, die in Not geraten ist, sich nicht durchsetzen kann und infolgedessen als Trieb auftritt, um sich durchzusetzen. Herbarts Seelenlehre war nahezu vergessen, als Freud auf den Plan trat und ohne Philosophie, rein aus der Beobachtung von Nervösen und Gesunden heraus, feststellte, daß es in der Tat kein Denken gibt, ohne daß Gefühle und Triebe mitspielten. Selbst die Trockenarbeit des Verstandes kann nur zustandekommen, wenn sie „affektiv" besetzt ist. Das ist der umgekehrte Herbart. War für diesen Philosophen alles Geistige Vorstellung, so zeigte sich im Lichte der Psychoanalyse, daß Vorstellungen ohne Gefühlskräfte in der Seele nicht vorkommen.

So vorbereitet kann es uns nicht mehr Wunder nehmen, daß unser Denken bei den Kindern, wo es beginnt, noch mehr im Banne des Trieblebens steckt als bei Erwachsenen. Zum Vergleiche läßt sich das Denken der Naturvölker heranziehen, das von uns ebenso mißverstanden wurde, wie das der Kinder, so lange wir es an unserer entwickelten Logik maßen. Wir verdanken der Schule des Franzosen Emile **Dürkheim** ein Buch von **Levy**-

Brühl*). Wer Kinder verstehen will, wird sich mit den außerordentlich merkwürdigen, manchmal verblüffenden Gesichtspunkten bekanntmachen müssen, die Levy-Brühl durch die Beobachtung primitiven Geisteslebens gewonnen und zugänglich gemacht hat.

Das Leben von Wilden unterscheidet sich von dem unserer Kinder in einem Hauptpunkte. Unsere Kinder sind dafür bestimmt, zu Kulturmenschen heranzuwachsen. Kulturmensch sein bedeutet aber Logik, Individualität und Fortschritt. Das Kind denkt zunächst nicht logisch. Es wird aber mit der Zeit von der Wucht des geschlossenen Baus unserer Vernunft überwältigt. Das Kind wird nicht mit einem Ichbewußtsein geboren. Nach einigen Jahren ist es von nichts fester überzeugt als davon, daß es ein Ich sei und von allen anderen Menschen unterschieden. Das Kind mit seiner Dämmerseele erfaßt noch nicht die Unterschiede zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Es kann sich der Methoden nicht bedienen, mit denen gestern Eisenbahnen, heute Luftschiffe und morgen vielleicht Fahrzeuge in den Äther gebaut werden. Wir zwingen es aber, solche Methoden zu erlernen. Der Wilde ist im Gegensatz zum Kulturmenschen umgeben von dem, was Levy-Brühl Praelogik und Kollektivismus nennt. Die Wilden machen keine wesentlichen technischen Fortschritte, es sei denn, sie stießen mit unserer Kultur zusammen. Aber dann sterben sie aus. Wie ein Hund unserer Tage oder ein Pferd nicht klüger sind als ihre Vorfahren zur

*) „Das Denken der Naturvölker" 1910. In deutscher Uebersetzung herausgegeben und eingeleitet von W. Jerusalem. Verlag W. Braumüller 1921 Zweite fast unveränderte Auflage 1926.

Zeit des Egypterkönigs Menes, so ändert sich das Leben der Wilden in Jahrtausenden nur wenig. Vermutlich verstehen die Wilden ihre Kinder besser als wir die unseren, denn sie bleiben Kinder ihr Leben lang. Die Idylle und der Fatalismus des Tieres schweben über dem Rauche ihrer Hütten.

Unter Wilden gibt es keine Individuen. Die einzelnen Mitglieder des Stammes haben kein Ichbewußtsein. Jedes Mitglied malt sich ein Tier auf die Brust, das Totem, etwa eine Schildkröte oder eine Eidechse, und nun heißen alle Schildkröten und heißen nicht nur so, sondern sie sagen, sie seien Schildkröten. Es scheint unmöglich zu sein, ihnen klar zu machen, daß Schildkröten Schildkröten seien und Menschen Menschen. Es ist als ob sie den Unterschied zwischen den Kriechtieren und sich selber nicht bemerkten. Sie bemerken ihn aber deshalb nicht, weil er ihnen im Verhältnis zu ihrem Wunsch, Schildkröten zu sein, unwesentlich erscheint. Dieser Wunsch oder diese Einbildung ist stärker als ihre Beobachtungsgabe. Da der Wilde als Einzelner nicht existieren kann, will er kein Individuum sein und ist keines. So kann die Ameise einzeln nicht existieren, kommt nur im Zusammenhang mit ihresgleichen vor, und so geschäftig sie hin und her läuft, körperlich ein Ganzes und von den anderen Ameisen Abgesondertes zu sein scheint: sie ist es doch nicht, sondern lebt nach einem höheren gemeinsamen Plane: ein Gemeinschaftswesen. Auch noch die althellenische Polis war so organisiert, daß der Athener oder der Spartaner außerhalb seiner Polis vogelfrei war. Für den Fremden galten keine schützenden Gesetze, nur Gastfreundschaft milderte sein Los („Sei uns

der Gastliche gewogen, der von dem Fremdling wehrt die Schmach"). Infolgedessen waren Sophokles, Phidias und Plato weit mehr Gemeinschaftswesen, von der Macht ihrer kleinen Gemeinschaft körperlich und seelisch mehr abhängig als die Römer nach ihnen, deren Macht die Welt umspannte und dem civis Romanus seine individuelle Sicherheit gewährleistete. Die fortschreitende Zivilisation schafft Raum für Individuen. Die Überlegenheit der hellenischen Kunst und Wissenschaft über die römische zeigt, daß der Entwicklungsgang vom Gemeinschaftswesen zum Individuum der Kunst und der Weisheit nicht unbedingt zuträglich ist. Auch das Kind ist ein Künstler und ein Forscher, solange es die Bestrebungen noch nicht zeigt, ein Individuum, ein Einziges, zu sein.

„Die Vorstellung ist ein intellektuelles oder auf die Erkenntnis bezügliches Phänomen par excellence. Doch auf diese Weise sind nicht die Kollektivvorstellungen der Primitiven zu verstehen. Ihre geistige Tätigkeit ist viel zu wenig differenziert, als daß es möglich wäre, hier die Ideen oder Bilder der Gegenstände für sich zu betrachten, unabhängig von Empfindungen, Erregungen, Leidenschaften, die diese Ideen oder Bilder hervorrufen oder die durch sie hervorgerufen sind . . . Es ist für uns sehr schwer, solche Zustände zu vergegenwärtigen, in denen die gefühlsmäßigen und triebhaften Elemente unbedingt nötige Bestandteile der Vorstellungen sind. Es scheint uns, als wären solche Vorstellungen gar nicht das, was wir unter Vorstellungen verstehen. Tatsächlich muß man, wenn man das Wort Vorstellung überhaupt beibehalten will, seinen Sinn ändern. Man muß darunter bei den Primitiven nicht

eine bloße Verstandessache oder eine bloße Erkenntnis verstehen, sondern etwas Verwickeltes, in welchem das, was für uns eigentlich Vorstellung ist, noch mit anderen Elementen von gefühlsmäßigem oder triebhaftem Charakter vermischt, gefärbt, durchdrungen ist und das infolgedessen ein anderes Verhalten hinsichtlich der vorgestellten Gegenstände mit sich bringt."

Levy-Brühl spricht von den Einweihungszeremonien, durch die der junge Mann unter Martern, ekstatischen Tänzen und Berauschungen in die Gemeinschaft aufgenommen wird. Furcht, Hoffnung, religiöser Schauder, die brennende Begierde, in einer gemeinsamen Wesenheit aufzugehen, schaffen eine bleibende Verbindung zwischen den verstandesmäßigen Ideen und intensivster Gefühlsbetonung. Der Hilflosigkeit des Wilden außerhalb seiner Gemeinschaft ist in Kulturverhältnissen nur die Hilflosigkeit des kleinen Kindes vergleichbar, dessen keimende Ideen darum ähnlich affektiv untermalt sind wie die des Wilden. Nur das kleine Kind läßt sich von der Autorität, die es liebt und von der es sich liebevoll umwallt fühlt, so widerspruchslos beherrschen wie der Wilde von den Sitten und Gebräuchen seiner Gemeinschaft.

„Die Kollektivvorstellungen sind also nicht reine Vorstellungen in unserem Sinne ... Der Primitive hat nicht bloß ein Bild des Gegenstandes, an dessen Realität er glaubt, sondern er erhofft oder befürchtet allemal etwas und meint, von jedem Gegenstand müsse eine bestimmte Wirkung ausgehen und jeder Gegenstand könne magisch beeinflußt werden. Diese Wirkung, eine geheime Macht ... ist für den Primitiven wirklich und bildet einen inte-

grierenden Bestandteil seiner Vorstellung. In diesem Sinne denkt der Primitive mystisch... Die Wirklichkeit, in der sich die Primitiven bewegen, ist selbst mystisch. Nicht ein Wesen, ein Gegenstand, ein Naturereignis erscheint in ihren Kollektivvorstellungen als das, was es uns zu sein scheint. Fast alles, was wir davon sehen, entgeht ihnen oder ist ihnen gleichgültig. Dafür sehen sie vieles, von dem wir nichts ahnen... Vögel, deren Flug mächtig ist, wie Adler und Falke, sehen und hören alles: sie besitzen mystische Kräfte, und diese haften den Federn ihrer Flügel an... Deshalb befähigen die Federn den Medizinmann, wenn er sie trägt, alles zu sehen und zu hören, was sich unter der Erde wie auf ihrer Oberfläche abspielt, Kranke zu heilen, die Toten zu verwandeln, die Sonne untergehen zu lassen etc. ...

Die Vorstellungen der Wilden sind einer Korrektur durch die Erfahrung unzugänglich. Was wir Erfahrung nennen und was in unseren Augen darüber entscheidet, was wirklich ist und was unwirklich, das ist den Kollektivvorstellungen der Wilden gegenüber ohne Kraft. Auf das Feste, Tastbare, Sichtbare, Faßbare in der physischen Wirklichkeit beschränkt, läßt die Erfahrung des Kulturmenschen gerade das dem Primitiven Wichtigste, die geheimen Kräfte und Geister entschlüpfen..."

Zur mystischen Anlage des Wilden gehört auch, daß für ihn alle Wesen und alle Gegenstände untereinander zusammenhängen: Gesetz der Partizipation, zu deutsch Zusammengehörigkeit. Für unser logisches Denken hat jede Erscheinung ihre bestimmte Ursache und wird selbst wieder zur Ursache einer bestimmten Wirkung. Für das Denken

des Primitiven kann alles zur Ursache von allem werden. Die Flaggenstange des Missionars kann die Ursache sein, daß es nicht regnet. Wenn dem Primitiven in den Sinn kommt, sein Mitkannibale trage die Schuld daran, daß seine Kuh keine Milch gibt, dann ist er auch gleich überzeugt davon und sticht den anderen unter Umständen nieder. Darum, daß es ihm in den Sinn kam, hält er es für sicher. Solche Art zu denken nennt Levy-Brühl praelogisch und sagt von ihr: „Sie ist nicht antilogisch; sie ist auch nicht ganz unlogisch. Mit der Bezeichnung praelogisch will ich nur sagen, daß sie sich nicht wie unser Denken verpflichtet, sich des Widerspruches zu enthalten. Sie gehorcht vorerst dem Gesetz der Partizipation. So orientiert, gefällt sie sich nicht in willkürlichen Widersprüchen, aber sie denkt auch nicht daran, sie zu vermeiden. Sie ist in diesem Punkte meistens indifferent. Daher kommt es, daß es so schwer ist, ihr zu folgen."

Wer das liest und Kinder beobachtet, der wird von der Ähnlichkeit kindlichen Denkens mit dem beschriebenen praelogischen der Naturvölker betroffen sein. Der Unterschied ist, daß unsere Kinder vom folgerichtigen Denken der Erwachsenen unablässig und schließlich unwiderstehlich umbrandet werden. Aber sie wehren sich gegen unsern Verstand, so lange sie können. Hierzu ein Beispiel: Einem vierjährigen Knaben war versprochen worden, daß er am nächsten Tage einen Ausflug in den Wald machen dürfe. Als es an diesem Tage regnete, sollte der Ausflug abgesagt werden. Der Knabe weinte und sagte, man habe es ihm versprochen und was man verspreche, das müsse man halten. Die Mutter erwiderte: „Ich habs Dir versprochen,

und wenn Du darauf bestehst, werden wir trotz des schlechten Wetters losgehen. Freilich ist das kein Vergnügen. Wenn Du aber nicht darauf bestehst, werden wir morgen gehen; da wird die Sonne scheinen, und das wird eine Freude sein. Willst Du also gleich gehen?" Der Knabe sagte, er wolle nicht gehen. Da er nicht aufhörte zu weinen, spannte die Mutter das Kind neuerlich in die Zange der Logik und der Gerechtigkeit. Sie wiederholte, was sie gesagt hatte. Das Kind sollte selbst entscheiden. Aber das Kind entschied nicht. „Warum weinst Du denn noch immer?" „Da muß man ja weinen, wenn Du recht hast!" antwortete das Kind. Das Kind wollte nicht anerkennen, daß der Regen ein Hindernis des Vergnügens bilde. Da es andererseits alt genug war, um die Argumente der Mutter einzusehen: blieb nichts als Trauer übrig.

Ganz besonders zeigt sich die Eigenart des Kindes darin, daß es nicht zählen kann. Man mag immer wieder staunen, wie spät der mathematische Sinn sich entwickelt. Vier- und fünfjährige Kinder, die sehr beträchtliche Intelligenz zeigen, können in der Tat nicht bis drei, höchstens bis fünf zählen. Die darüber hinauskommen, sind Ausnahmen. Wenn man sie auffordert, etwa Steinchen zu zählen, dann sagen sie: eins, zwei, drei, siebzehn, neunzehn, vier, acht: alles durcheinander. Zum Zählen gehört offenbar eine Abstraktion, die den Kindern fremd ist. Mathematik, der Logik nahe stehend, ist ein Kulturprodukt. Den Kindern ähnlich besitzen viele primitive Völker Namen nur für die Zahlen 1, 2 und manchmal 3. Darüber hinaus sagen die Eingeborenen „viele" oder „eine Menge". Da es wohl unmöglich ist, in Gemeinschaft

zu leben, ohne über die drei hinaus zählen zu können, ersetzt ein Gefühl für höhere Zahlen unsere abstrakten Zahlenbegriffe, und dieses Gefühl beruht auf der photographischen Kraft und Treue des Gedächtnisses. Alle Forschungsreisenden sind einig über das „phänomenale" Gedächtnis des Wilden. Er ersetzt seine Begriffsarmut durch die konkreten Bilder, die er von den Gegenständen, ihrer Form, auch ihrer Anzahl festhält. Auch Kinder photographieren die Außenwelt. Das Kind, von dem ich im ersten Kapitel sagte, es wiederhole Sätze, die es hört, und sage sie immer wieder vor sich hin, um ihren Sinn zu ergründen, arbeitet mit dem Gedächtnis, weil es kritische Begriffe noch nicht besitzt, um das Gehörte mit der Vernunft durcharbeiten und verdauen zu können. Hier kommt wieder etwas Praelogisches zum Vorschein, was das Kind mit dem Wilden gemeinsam hat und das auch im Leben des Erwachsenen nicht aufhört, eine Rolle zu spielen. Was nämlich oft gesagt und dadurch vertraut wird, das gilt als bewiesen und sicher. Was dem Kinde vertraut ist, das ist ihm traut, dem traut es. Wie von einer zähflüssigen Substanz werden die früh gewohnten Wahrnehmungen von der Liebesbereitschaft des Kindes eingehüllt und gehören zu ihm. Ganz ebenso geht es mit den Abneigungen, von denen man, wenn wir sie logisch nicht begründen können, sagt, daß sie uns im Blut lägen. Wir sind in solchen Fällen gar nicht geneigt, uns logischen Gründen pro oder kontra zu stellen. Man nennt das Vorurteil. Unter Verwendung derselben Vorsilbe nennt Levy-Brühl das praelogisch.

Vom Übergange des praelogischen Denkens in das

logische, der Erzieher besonders nahe angeht, sagt Levy-Brühl: „Die eigentümlichen Merkmale des logischen Denkens unterscheiden sich von denen der praelogischen Geistesart so deutlich, daß der Fortschritt der einen notwendig das Schwinden der anderen mit sich zu bringen scheint. Man ist versucht, daraus zu schließen, daß zu guter Letzt die Praelogik vollständig verschwindet. Dem ist aber nicht so. Zwar, je stärker und gewohnheitsmäßiger das logische Denken wird, um so weniger duldet es Widersprüche und nachweisbaren Unsinn. Aber diese Unduldsamkeit ist nicht gegenseitig. Wenn das logische Denken den Widerspruch nicht duldet und für seine Austreibung kämpft, sowie es ihn bemerkt, so verhält sich im Gegenteil die praelogische und mystische Geistesart gegen das logische Bedürfnis gleichgültig. Die logische Denkweise wird niemals die Universalerbin der praelogischen Geistesart. Das lebhafte innere Gefühl einer Partizipation (Böser Blick, Verschreien, Rassenvorurteile) kann genügen und mehr als genügen, um der Kraft des logischen Bedürfnisses das Gleichgewicht zu halten. Man analysiere nur etwa die Begriffe der Seele, des Lebens, des Todes, der Gesellschaft, der Ordnung, der Verwandtschaft, der Schönheit oder einen beliebigen Begriff dieser Art. Überall wird man auf Kollektivvorstellungen stoßen, die von dem Gesetze der Partizipation abhängen und mithin durchaus nicht vollkommen verschwunden sind."

Die Psychoanalyse hat angegeben, wohin die praelogischen Anschauungen sich flüchten, um vor den unerbittlichen Gesetzen der Logik geschützt zu sein. Im Bewußtsein ist kein Platz für sie. Sie leben in einem unbewachten Teile

der Seele weiter, in dem, welchen wir „das Unbewußte“ nennen und wirken von dort mit unangreifbarer Sicherheit. Die Vernunft kann ihnen dort nichts anhaben, der Zahn der Zeit benagt sie nicht, feindliche Tatsachen erschüttern sie nicht. Im Unbewußten dürfen wir Kinder bleiben unser Leben lang. Vieles, was wir von unserem Leben nicht wissen, das wissen wir dort, weil wir es erfühlen. Die Befriedigung durch das logische Denken ist dürr und niemals vollständig. Wir sind unserer Anlage nach Ekstatiker und Rauschwesen.

„Verglichen mit der bewußten Unwissenheit ist die Erkenntnis allerdings im Besitze ihres Objektes. Aber verglichen mit dem Erfühlen der praelogischen Geistesart ist dieser Besitz nur unvollkommen, unzureichend und gleichsam äußerlich. Welch intimes Gemeinschaftsbewußtsein zwischen den Wesen, die aneinander „partizipieren“, flößen hingegen die Kollektivvorstellungen der praelogischen Geistesart ein! Das Wesen der Partizipation ist gerade dies, daß jede Zweiheit ausgelöscht ist und daß unbekümmert um das Prinzip des Widerspruches das Objekt zugleich es selbst und das Wesen ist, an dem es partizipiert. Um einzusehen, wie sehr dieses intime Besitzen verschieden ist von dem gegenständlichen Erfassen, Begreifen, in welchem das eigentliche Erkennen besteht, ist es nicht einmal notwendig, die Kollektivvorstellungen der niedrigen Gesellschaften mit dem Inhalt unserer positiven Wissenschaften zu vergleichen. Es genügt, ein Objekt zu betrachten, welches in unserer Gesellschaft durch das logische Denken erforscht und zugleich in Kollektivvorstellungen einer anderen Art gegeben ist, z. B.

Gott. Das Bemühen, Gott innerhalb der Grenzen der Vernunft zu erkennen, scheint das denkende Subjekt zugleich mit Gott zu vereinen und von ihm zu entfernen. Die Notwendigkeit, sich den logischen Bedürfnissen anzupassen, setzt sich den Partizipationen zwischen dem Menschen und Gott, die nicht ohne Widerspruch vorstellbar sind, entgegen. Die Erkenntnis hat sich also hier auf ein sehr geringes Maß zu beschränken. Aber welches Bedürfnis hat der Fromme, der sich mit seinem Gott vereint fühlt, nach solch einer rationellen Erkenntnis? Verschafft ihm nicht das Bewußtsein der Partizipation seines Wesens an der göttlichen Wesenheit eine Gewißheit des Glaubens, mit der verglichen die logische Gewißheit stets etwas Farbloses, Kaltes, etwas beinahe Gleichgültiges sein wird?"

Man wird nicht vergessen, daß Kinder in Kulturkreisen sich schon durch ihre ererbte Anlage von Wilden unterscheiden. Sie bringen andere Fähigkeiten mit zur Welt als die Primitiven, durch welche sie in wenigen Jahren in ihren Kulturkreis hineinwachsen können. Wilde, die man in frühester Jugend in Kulturkreise aufgenommen hat, bleiben immer anders. Wie viel dieser unausrottbaren Fremdartigkeit des Wilden, der unter Zivilisierten aufwächst, Vererbung ist und wie viel auf das erst erworbene Gefühl der Minderwertigkeit zurückgeht, ist schwer zu entscheiden. Erbgut und früh erworbener Charakter bleiben immer schwer von einander abgrenzbar. — Darum geht es aber hier nicht. Die Unterschiede zwischen Wilden und Europäern liegen am Tage. Es ist nötig, die Übereinstimmungen zwischen den Wilden und unseren Kindern zu beachten, die der Nervenarzt auch bei seinen Kranken fest-

stellen kann und derentwegen er sagt, seine Kranken glichen in vielen Punkten Kindern.

Eine wichtige Eigenheit des Kindesalters möge hier als Beispiel dafür dienen, wie das „Gesetz der Partizipation", der Zusammengehörigkeit, des Teilhabens, das im Denken der Naturvölker gefunden wurde, auch beim Kinde wirksam ist. Kinder lügen. Die Mutter des dreijährigen Erich war verreist und rief von auswärts an. Als der Knabe an den Fernsprecher gebracht wurde, damit die Mutter sein Stimmchen höre, rief Erich in den Apparat: „Gerade war das Fräulein Grete Pichler hier!" Das war nicht wahr. Er hatte diese junge Dame vor mehreren Wochen einmal auf der Straße getroffen. Seine Eltern beide kannten diese Grete Pichler nur sehr flüchtig. Warum der Name dem Jungen im Ohre haften blieb, ist unerfindlich. Dem Knaben wurde in ernstem Tone gesagt: „Du hast die Mutter angelogen. Weißt Du nicht, daß man nicht lügen darf?" – Der Knabe versteht nicht, was man von ihm will. Die Kinder werden erst durch die ununterbrochenen Vorhaltungen langsam darauf gebracht, daß es Wertungen wie unmoralisch, Grausamkeit, Feigheit, Schlechtigkeit aller Art überhaupt gibt. Erich hatte nicht gelogen, wenngleich das mit dem Fräulein Pichler logisch nicht stimmte. Zunächst war die Absicht erfüllt, daß die Mutter ihr Kind sprechen hören sollte. Es war allen Beteiligten gleichgültig, was Erich in das Telephon rief, wenn er nur rief. Und da sollte es gerade dem Kinde wichtig sein? Dem Kinde, das an seiner Mutter partizipiert und nur eines beliebigen Jubelrufs bedarf, um sich mit der Entfernten zu vereinen? Wenn der dreijährige Erich sich

mit einem unartikulierten Jauchzen nicht mehr begnügt, sondern ganze, scheinbar sinnhafte Sätze spricht, so ist die gebildete Sprache daran Schuld. Die dürre Logik dieser Sprache: gerade und krumm, wahr oder unwahr, gut und böse ist für das Kind noch ziemlich gleichgültig. In Augenblicken, die nur etwas erhöht sind, ohne daß man schon von Ekstase sprechen könnte, wird dem Kinde die Sprache zur praelogischen Gefühlsvermittlung. Die Erwachsenen sagen dann, das Kind habe gelogen.

In allen Erziehungsbüchern steht geschrieben, daß man vor Kindern niemals lügen dürfe. Die Kinder lernten sonst das Lügen von den Erwachsenen. Da alle Lehrer der Sittlichkeit wiederholen, daß man überhaupt nicht lügen solle, kann man nichts gegen den Satz einwenden, daß man vor Kindern die Wahrheit sprechen müsse. Eltern hätten dann noch einen Grund mehr zur Wahrhaftigkeit, um ihrer Kinder willen. Die Kinder stützen so die Moral ihrer Eltern. Leider sind „die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" so eingefleischt, daß niemand wahr bleiben kann, wenn er es noch so ehrlich wollte. Wir belügen das Kind mit dem Storchmärchen. Wir belügen es aber auch mit Fabeln, in denen Tiere sprechen, mit Märchen, in denen Feen, Riesen und Zauberer auftreten, mit religiösen Erzählungen, die im Sinne der Anschauung nicht wahr sein können. Wir belügen das Kind noch in einem tieferen Sinne, der im Laufe dieser Auseinandersetzungen klar werden soll, wenn wir es um den Sinn seiner Kindheit betrügen. Wir verstehen es nicht und tun so, als ob wir es verstünden. Ist das nicht Lüge im Geist?

Um lügen zu können, muß man den Gesetzen der Logik

unterworfen sein. Für die Logik gibt es nur e i n e Wahrheit. Eine Zahl ist entweder grad oder ungrad. Niemals ist eine Zahl grad und ungrad zugleich. So ist auch ein Ausspruch entweder gelogen oder ge-wahrt. Für das praelogische Denken des Kindes besteht – länger als die meisten Erzieher meinen – der Unterschied zwischen Lüge und Wahrheit noch nicht. Das Kind steht in blumigem Garten noch vor dem Eingang in das dürre Feld der Logik, wie Pilatus am Ausgang steht und die skeptische Frage stellt: Was ist Wahrheit? Warum sollte ein Ausspruch unwahr sein, weil er nicht wahr ist? Ein vierjähriger Knabe erzählt: „Gestern bin ich ganz allein in den Zirkus gegangen, habe mir eine Karte gekauft und die ganze Vorstellung angeschaut. Die Löwen haben so gebrüllt!" Ich frage: „Ist das aber auch wahr?" Der Knabe sagt: „Nein." Jedermann sieht, daß dieses Kind gelogen? nein, daß es gedichtet hat. Man müßte den Kindern verbieten zu spielen, zu phantasieren, Märchen gerne zu hören, man müßte den Menschen verbieten zu dichten und zu lieben, wenn man solche Lügen ausrotten wollte. Sehr hold nenne ich solches Lügen. Sagt nicht der Liebende zur Geliebten, sie sei das schönste, edelste, wertvollste Geschöpf unter der Sonne? Und das ist gewiß nicht wahr. Die Klugen machen den Unterschied zwischen der bewußten (subjektiven) und der unwissentlichen (objektiven) Lüge. Sehr wichtig wird dieser Unterschied bei Zeugenaussagen, bei Feststellungen von Gelehrten und im praktischen Verkehre des Marktlebens. Sehr unwichtig und ohne scharfe Grenze ist er bei praelogischen Geschöpfen. Hat der Knabe mit dem Zirkus bewußt (subjektiv) oder unwissentlich (ob-

jektiv) gelogen? Die Antwort kann nur lauten, daß dieser Unterschied kaum in Betracht kommt.

Man wird sagen, das Kind lüge, um sich zu erhöhen. Das Spiel der Phantasie tritt ein, wo die Wirklichkeit zu spröde ist, um sich vom Kinde erobern zu lassen. Das Kind war einmal im Zirkus. Das ist Wirklichkeit. Es will wieder hingehen und kann sich diesen Wunsch nicht erfüllen. Deshalb nimmt es die Phantasie zu Hilfe, träumt sich in den Zirkus und, darüber hinaus, in die Macht, jederzeit zu erreichen, was es will. So wird es durch seine Phantasie allmächtig. Die Ansprüche der Wirklichkeit sind der Phantasie feindlich. Mit dem gehässigen Worte Lüge soll die Phantasie gedemütigt werden. In der Kunst besitzen wir allerdings eine dauernde Verbindung zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Um die Entwicklung von Lügenhaftigkeit aus Geltungsbedürfnis nicht zum Unkraut aufwuchern zu lassen, muß man das Kind anerkennen, muß es — wie vornehmlich die Schule Alfred Adlers immer wiederholt — ermutigen. Hinter allem Inhalt der Ermutigung: Das hast du schön gemacht — wie stark du schon bist, wie artig, wie klug — es wird schon gehn ... hinter all diesem steckt als treibende Kraft die Liebe zum Kinde. Diese Liebe soll das Kind heraushören und es soll zur beglückenden Sicherheit gelangen: So, wie ich bin, werde ich geliebt. Weder ich noch die Welt müssen anders werden. Da die Liebe in der Erziehung nicht von der Art sein kann, daß sie nimmer aufhört, müssen wir dem Kinde schon zubilligen, daß es ein wenig phantasiere. Hat doch auch der Erwachsene solche Phantasie nicht ausschließlich in den Schlaf, in den Traum verdrängt. Auch Erwachsene

haben Tagträume, sind sich ihrer nur nicht immer bewußt.

Als wir während des Krieges in der asiatischen Türkei Dienst machten, lernten wir eine merkwürdige Lügenhaftigkeit des anatolischen Bauern kennen, die auf seiner praelogischen Sinnesart beruhen dürfte. Man fragte den Eingeborenen: „Sind wir hier richtig nach Güle-Bogas?" — er nickt lebhaft mit dem Kopfe. — „Ist die Straße gut fahrbar?" — „Sehr gut". — „Ist es noch weit?" — „Höchstens eine Viertelstunde." In Wirklichkeit befanden wir uns vielleicht in der entgegengesetzten Richtung, viele Stunden weit von dem angegebenen Orte, und die Straße verlor sich überdies in einen Sumpf. Als wir uns über die falsche Auskunft — man erlebte das immer wieder — genügend geärgert hatten, begannen wir darüber nachzudenken, und unsere Logiker brachten mehrere Erklärungen. Die erste, daß wir als Ungläubige dem Türken verhaßt seien und daß er uns schädigen wolle. Die zweite, daß er uns möglichst schnell los werden wolle und deshalb alle unsere Fragen mit ja beantworte. Die dritte, daß er uns mit erwünschten Auskünsten Freude bereite, deren Ausdruck er mit erlebe, während er nicht mehr da ist, wenn der Verdruß und die Enttäuschung dran kämen. Alle diese Erklärungen enthalten Logik und unterstellen sie dem Gehaben der Eingeborenen. Der ist aber praelogisch. Wenn Allah will, dann liegt Güle-Bogas gleichzeitig vor und hinter uns, dann ist die schlechte Straße gut, und tausend Meilen sind wie eine Elle. Wir waren dem Türken immer unbegreiflich mit unserer hastenden Zielstrebigkeit. Das Märchen ist ihm wichtiger als die Realität, und daß er uns belogen habe, wäre ein Vorwurf, den er nicht begriffe. Wenn wir

ihn dafür aufhängten, würde er mit dem Gefühle sterben, das wir Fatalismus nennen, das aber in Wahrheit Gleichgültigkeit gegen die Realität bedeutet; was wäre denn das für ein besonderer Unterschied zwischen Leben und Sterben?

Bei der krankhaften Verlogenheit von Erwachsenen (Pseudologia phantastica) handelt es sich um eine Veranlagung, bei der sich der praelogische Zustand länger erhalten hat. Die echte Pseudologie hat mit der listigen Zwecklüge nichts gemein. Indem man diese Unglücklichen, die meistens von liebenswürdiger Natur sind, mit dem immer wiederholten Rufe verfolgt: du lügst, du lügst! zwingt man sie freilich zu einem unentwirrbaren Knäuel von Zwecklügen und praelogischen Lügen, an dem sie zu Grunde gehen können. Ein achtzehnjähriges Mädchen wird zu mir gebracht, weil sie kein wahres Wort spricht, sodaß man es zuhause mit ihr nicht aushalten kann. Ich frage sie als Arzt um dies und das. Sie antwortet, daß sie verstopft sei, an jedem Abend Mutterblättertee trinke, im vorigen Jahr wegen Blinddarmentzündung operiert worden sei. Alles ist gelogen. Sie ist nicht verstopft, hat im Leben niemals Mutterblättertee gesehen und ist auch nicht operiert worden. – „Sie haben ja gar keine Operationsnarbe." – „Ich war in Paris, dort gibt es einen Arzt, der kann Operationsnarben wegmassieren." – Das ist natürlich wieder gelogen. Wie aber sieht des Mädchens Wahrheit aus? „Ich werde nicht heiraten. Was hat man davon, wenn man heiratet? Jetzt bin ich frei, kann machen, was ich will. Verheiratet kann ich in der Küche stehen, muß mich von einem mürrischen Mann beschimpfen lassen und

habe noch weniger Geld als jetzt." Das und vieles andere dazu erzählt das Mädchen mit geläufiger Zunge. Sie gibt wie ein Phonograph wieder, was andere und lebenstüchtige Mädchen im Büro, wo sie angestellt ist, gesagt haben. Sie identifiziert sich mit diesen Mädchen, und ich nenne gerade das gelogen. Sie tut altklug, als ob sie vom Leben was verstünde, als ob sie es ernst nähme. Die Wahrheit steckt in ihrer Phantasie, den Tagträumen, deren keusche Schönheit preiszugeben sie keineswegs imstande ist. Die Wirklichkeit ist ihr gleichgültig wie jedem Kinde. Mehr als das: sie entwertet die Wirklichkeit, indem sie Wahr und Falsch durcheinanderwirft. Sie hält sich an die „Allmacht ihrer Gedanken" (Freud), aus Unwahrem, einfach dadurch, daß sie es denkt und ausspricht, Wirklichkeit zu machen.

Das Wort, beim Kinde aus dem Gefühl entstanden, ist dem Gefühle beim Kinde noch zu nahe, um Lüge sein zu können. Die Sprache ist dazu da, um Wahrheiten, um Seiendes auszusprechen. Darum ist durch einen praelogischen, logisch fehlerhaften Rückschluß alles wahr, wenn es nur gesprochen wird. Es ist vielleicht schwierig, diesen Gedanken zu fassen, er ist aber notwendig, um Kinderlügen, oder was man so nennt, zu begreifen. Das Kind fühlt sich im Rahmen dessen, was es faßt, allmächtig. So kann es mit der Sprache beginnen, was ihm beliebt. Wenn ihr es als Lügner beschimpfet, dann werdet ihr ihm das Lügen vielleicht abgewöhnen. Ihr werdet es aber dabei so entmutigen, daß diese Form der Wahrhaftigkeit zu teuer bezahlt ist. Es ist besser, die sogenannten Lügen von Kindern gar nicht zu beachten, bis — oftmals unerwartet — der Reifeprozeß des Kindes von selbst oder mit sanfter

Nachhilfe die Lüge ausmerzt. Auch noch der achtzehnjährigen Phantastin gebührt für ihre Lügen eher ein Kuß als Unannehmlichkeit und Strafe. Denn warum ist sie in dieser krankhaften Situation? Vater früh gestorben. Mutter im Irrenhause. Älterer Bruder durch Selbstmord geendet. Aha, rufen die Fachleute: erbliche Belastung. Vermutlich etwas von der Art. Darum benötigt sie Liebe, weil sie von der Natur beleidigt wurde. Vielleicht hat sie Glück und findet veredelnde Liebe in der Welt. Oft müssen sie und ihresgleichen erst durch tiefgreifende Heilerziehung (Psychoanalyse) für die Liebe wieder empfänglich gemacht werden.

Normale Kinder werden wahrhaft, sobald sie den praelogischen Garten verlassen und unsere Ethik annehmen. Sie werden dann wahrhafter als Erwachsene. Kindergemeinschaften sind oft die wahrhaftigsten Bindungen, die wir kennen. Den Kindern aber das Lügen abzugewöhnen, bevor sie wissen, was uns Lüge heißt, das ist verkehrt und erzeugt erst Lügner, statt sie abzuschaffen.*)

---

*) Mehr über Kinderlügen siehe „Federn-Meng, Das psychoanalytische Volksbuch“ und „Das ärztliche Volksbuch“, beide Hippokratesverlag 1926.

3

Das Ich des Kindes

Wort und Begriff des „Ich" haben schon Ströme von Tinte fließen machen. Keine Tatsache kommt uns so sicher vor wie die unseres Ichs. An allem können wir zweifeln. Daran, daß wir ein Ich sind, können wir nicht zweifeln. Unser Denkapparat ist eines derartigen Zweifels nicht fähig. Wir schließen aus der Evidenz unseres eigenen Ichs darauf, daß unser Nächster auch ein Ich hat. Es ist uns aber um ein großes Stück weniger gewiß. Nur durch ein Gefühl können wir verstehen, daß auch er ein Ich ist. Jedenfalls ist uns das Ich des Anderen weniger evident und trotz aller Sittensprüche unendlich weniger wichtig als unser eigenes Ich. Es scheint uns kein unlösbares Problem, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß der Andere, wenn er stirbt, aufhört zu sein. Ganz anders sehen wir unser eigenes Ich. Alles um uns her ist weniger wichtig als unser Ich. Wie sollte das Ich aus einer Welt verschwinden, in der es das Zentrum aller Dinge ist? Da andererseits dem objektiven Beobachter deutlich genug wird, daß die Menschen sterben und dann nicht mehr sind, so wie sie in den Äonen der Vergangen-

heit, die vor ihrer Geburt verstrichen sind, nicht waren, hat der Mensch den Widerspruch, der da zwischen Beobachtung und Empfinden klafft, durch großartige Leistungen der Phantasie immer wieder zu überbrücken versucht. So entsteht die Lehre von einem Leben nach dem Tode und die Lehre von der Seelenwanderung, derzufolge jeder von uns in regelmäßigen Abständen neu geboren wird, so daß er, vom Anfang der Zeiten an, immer „auf der Welt" war. Das ist Religionsphilosophie und Religionspsychologie. Wir können uns auf diese Gedanken nicht einlassen und müssen uns auf die Beobachtung des Kindes beschränken.

Die Beobachtung hat zwei Möglichkeiten. Man kann die Äußerungen des Kindes direkt beobachten, messen, registrieren, vergleichen, und man kann, da jeder von uns einmal ein Kind war, versuchen, den Erinnerungen nachzugehen. Da hätten wir eine objektive und eine subjektive Methode. Die Erinnerungen, — das kann nicht geleugnet werden, — sind trügerisch. Man erinnert die Erlebnisse so, wie es einem paßt. Denn auch die Erinnerung, obgleich eine Funktion des nüchternen Teiles der Seele, entgeht nicht der Verfälschung durch Affekte. Wir sind als Erwachsene so anders geworden, daß wir unser Kindergemüt vergessen haben wie eine fremde Sprache, aus deren Land man in früher Jugend ausgewandert ist. Man glaube aber nicht, daß die Registrierung der kindlichen Äußerungen sofort zur Zeit ihres Entstehens frei von Fehlerquellen wären. Objektiv kann man zwar das Gewicht eines Kindes feststellen, seine Körperlänge messen und dergleichen mehr, aber seelische Äußerungen sind verwickelt, dunkel und mehrdeutig. Eben weil das Kind an-

ders ist als die registrierenden Gelehrten. Freud, der fast ausschließlich mit Erwachsenen arbeitete, hat mehr Wahrheit über das Wesen des Kindes aufgedeckt, als die Forscher, die an den Kindern selbst experimentierten. Zum Kern der kindlichen Persönlichkeit kann man schwer vordringen, weil eine der Haupteigenschaften der kindlichen Persönlichkeit die ist, daß sie schweigt. Ein heranwachsendes Kind mag noch so viel plappern: Sein Wesenskern ist entweder stumm oder äußert sich so, daß die Erwachsenen seine besondere Sprache nicht verstehen.

Was das Ich des Kindes anbelangt, so scheint es, daß der Mensch nicht mit dem Bewußtsein seines Ichs geboren wird. Was unmittelbar nach der Entbindung in die Wiege gelegt wird, enthält seelisch nichts als ein kleines Bündel von triebhaften Mechanismen. Es ist eine große Frage, wann und auf welchem Weg in dieses Wunder Selbstbewußtsein einzieht. Man weiß, daß das heranwachsende Kind von sich in der dritten Person spricht. Es sagt: „Bubi hat Hunger, Mädi will nicht schlafen." Das ist nicht, wie ich früher annahm, ein Beweis dafür, daß solche Kinder noch kein Bewußtsein des eigenen Ichs hätten. Es scheint, daß Kinder nur im sprachlichen Ausdruck einer Verwechslung unterliegen. Wie im ersten Kapitel gesagt, wird die Sprache dem Kinde von außen gebracht, und da es zunächst keine innere Beziehung zu den Worten hat, die es hört, sind derartige Verwechslungen in der Kinderstube alltäglich.

Es scheint mir wahrscheinlich, daß das Kind auch die Gewißheit seines eigenen, abgegrenzten Ichs von außen erwirbt, wobei der Denkapparat des Kindes durch die Vererbung von Jahrtausenden diesem Entstehen des Ich-Be-

wußtseins entgegenkommt. Das Kind erhält den Stempel seines Ichs in eine Matrize, die es mit zur Welt gebracht hat. Das ist nur ein Vergleich. Aber wie soll man in den Angelegenheiten der Seele anders Bescheid sagen als in Vergleichen? Als ein kleiner Knabe einmal durch seine Fragen ermüdete und auf eine dieser Fragen: „Warum ist heute Donnerstag?" die sehr unvernünftige Gegenfrage zu hören bekam: „Warum heißt Du Paul?" antwortete er mit der Schnelligkeit des Blitzes: „Weil ich muß". Diese Antwort verblüffte durch ihre vollkommene Richtigkeit. Das Kind hat weder an seiner Entstehung, noch an seiner Geburt, noch an der Auswahl seines Namens willentlich mitgewirkt. (Vergleiche Christian Morgenstern: „Wer heißt überhaupt? Man nennt ihn.") Ebenso wenig hat das Kind Einfluß auf seine Umgebung, die ihm solange in Gestalt von Personen gegenübertritt, bis das Kind nicht anders kann, als anzunehmen, daß es auch so eine Person sei. Von da bis zu der überragenden Bedeutung, die das eigene Ich gegenüber dem fremden besitzt, ist ein entscheidender Schritt nötig, den wir im Bereiche des Seelischen immer wieder finden, wo hervorragende Leistungen in Erscheinung treten: Das Kind verliebt sich in sein Ich*). Es ist schon vor dem Erlangen eines Selbstbewußtseins in sich selbst verliebt, weil es — wie der kleine Paul sagt — muß. Von einem gewissen Zeitpunkt ab nennt es das, was es

*) Die Psychoanalyse nennt diesen Vorgang die Libido-Besetzung des Ich oder den Narzißmus, von dem noch die Rede sein wird. Dichter und Mystiker haben den Vorgang immer wieder beschrieben. So läßt Bernard Shaw in seiner „Heiligen Johanna" den Bischof zu Johanna sagen: „Kind, Du bist in die Religion verliebt!" Später sagt der Feldherr Dunois zu ihr: „Du hast das Zeug zu einem Soldaten; du bist in den Krieg verliebt." Ähnlich sprechen Mystiker von ihrer „Minne". Sie minnen Gott.

von Anfang an geliebt hat, sein „Ich". Also: Zuerst liebt es sich, weil es muß, und dann empfindet es sich selbst als ein Ich, wieder „weil es muß". Während es aber seine ursprüngliche Liebe zu sich selbst mit zur Welt bringt, erfaßt es erst viel später die logischen Einrichtungen dieser Welt, deren Licht es erblickt hat, ohne eine Spur von Logik mitzubringen. Es nimmt Logik und Ichbewußtsein von seinen Pflegepersonen, die es so nötig braucht, daß es deren Art zu denken und sich zu geben verschluckt und nachahmt. Dieser Weg ist offenbar der richtige, wenn es darauf ankommt, endlich selbständig und vom Gängelband unabhängig zu werden. Das Kind wird so klug wie seine Pfleger und braucht sie dann nicht mehr. So nimmt wohl ein Gefangener die Kleidung und Sitten seiner Kerkermeister an, um einmal unbemerkt entfliehen zu können, und so kann es geschehen, daß er schließlich ihresgleichen wird und gar nicht mehr entfliehen will.

Man hat das kleine Kind, das noch keine Objekte der Liebe außer sich kennt, auto-erotisch genannt. Freud hat darauf hingewiesen, daß der Säugling seine Lust von allen Teilen seines Körpers her bezieht. Ihn freut das Saugen warmer Flüssigkeit aus weichen, warmen Halbkugeln, die es lustvoll in seinen Händchen hält, deren Duft ihm lustvoll in das aufgestülpte Näschen dringt. Ihn freut die Füllung des Magens. Die Spannung der Magenwände, wenn sie nur nicht zu dem gefürchteten Bauchgrimmen führt, ist ihm lustbetont. Ebenso stehen „Lustprämien" auf die Hergabe von Stuhl und Urin. Wenn Unlustgefühle das Kind zum Schreien bringen, so scheint selbst in diesem Ausdruck der Unlust irgend eine Befriedigung

zu stecken. Das Kind befriedigt sich durch Schreien. Jedenfalls scheint kein Kummer dabei zu sein. Auch die ungeordneten Bewegungen des Säuglings scheinen lustbetont zu sein, da er sein Körperchen sonst nicht mit solcher Unentwegtheit in Bewegung halten würde. Karl Bühler nennt das „Funktionslust" — die Lust zu funktionieren. Die willkürlichen Muskeln des Bewegungsapparates und die willkürlichen der Eingeweide: alles jauchzende Organe ohne Hemmung und ohne Besinnung. Im Gegensatz hiezu wird die Außenwelt mit ihren Gesetzen, ihren Gefahren und ihren Notwendigkeiten für nichts erachtet. Narziß heißt der Jüngling der griechischen Sage, der in sich selbst verliebt ist und traurig an der Quelle sein Spiegelbild betrachtet, das einzige, was ihm auf dieser Welt Liebe zu erregen imstande ist. Das Kleinkind ist ein Narziß, aber traurig ist es nicht. Es unterscheidet sich von seinem erwachsenen Schicksalsgenossen dadurch, daß es nicht weiß, es gäbe eine andere Möglichkeit, Lust zu gewinnen, nämlich die Ergänzung durch ein anderes Wesen, das ihm gleicht.

Der Narzißmus des kleinen Kindes ist nicht lückenlos. Es hat eine Ergänzung, deren es zu seinem Wohlbefinden bedarf, nämlich die Nahrung spendende Mutterbrust, und in seiner Hilfslosigkeit ahnt es wohl bald, daß es zugrunde gehen müßte, wenn es nicht liebevolle Pflege fände. So wendet sich ein Stück des Narzißmus nach außen. Das Kind muß einen Teil seiner Umgebung lieben lernen, ohne den es nicht existieren könnte. Weil es sich selbst liebt, muß es einen Teil seiner Umgebung lieben. Aus diesen primitiven Gefühlen entstehen, wie mir scheint, die ersten Begriffe. Weil es Interesse an seiner Umgebung

hat, lernt das Kind die Unterschiede zwischen interessanten und weniger interessanten Erscheinungen. Die unbekannte Außenwelt ist ein drohendes und gefährdendes Fremdes. Fremd ist auch noch „Er" und „Sie". Das „Du" steht dem Kinde liebevoll gegenüber, und aus der Erkenntnis dieses Du entsteht vielleicht erst sekundär das Ich. Anfangs wird es nur gefühlt. Später fühlen wir unser Ich nicht nur, sondern wir wissen davon. Wir kennen es, und es gibt nichts, was wir so gut zu kennen glauben, wie unser Ich. Ein Sprung bleibt immer übrig von dem reinen Erfühlen des Ichs bis zur Erkenntnis. Das ist derselbe Sprung, den der Mensch in seinem späteren Leben wiederholt in umgekehrter Richtung ausführt: von der Leistung des Gedächtnisses zurück zum Gefühl. So lernt der Erwachsene die Vokabeln und Regeln einer Sprache, bis er zum Sprachgefühle kommt. So übt er ein Musikinstrument, bis er es so spielen kann, daß seine Seele aus dem Instrumente singt. Was er nun kann: eine Sprache, oder Violine spielen, ist qualitativ unterschieden von der Anstrengung des Erlernens. Das Ich hat sich gewissermaßen der Bemühungen in Gnade angenommen und etwas Vollendetes daraus gemacht. Die Violine ist ein Stück des Ichs geworden. Die Vollendung ist mehr als die Summe der darauf verwendeten Mühe. Die Methoden des Kindes, mit denen es sein Ich erkennt, mit denen es laufen und sprechen lernt, führen ohne Mühe zur Vollendung. Wenigstens beim Kind haben die Götter noch nicht den Schweiß vor die Vollendung gesetzt. Hier ist Affekt am Werke, der Lusttrieb, von dem alle anderen Triebe stammen.

Alle diese Ausführungen sind schwierig und unterliegen kritischen Einwendungen. Sie bekommen aber die Farbe des Lebens, wenn man die eigene Erinnerung befragt, so weit sie in jene Urzeiten zurückreicht. Es gibt Menschen, die sich des schöpferischen Augenblicks erinnern, an dem die Erkenntnis ihres eigenen Ichs in ihnen aufzuckte wie ein Bogenlicht, um niemals wieder zu erlöschen. Sie erwachten eines Tages mit dem Bewußtsein, daß sie ein Ich seien, zwar äußerlich aussähen wie andere Kinder, aber dennoch grundverschieden von allen anderen und um ein Ungeheures wichtiger. Solche Kinder stellen sich dann wohl vor den Spiegel, betrachten sich aufmerksam und sprechen das Spiegelbild oftmals hintereinander mit ihrem Namen an, womit sie offenbar bezwecken, von dem Spiegelbild draußen zu ihrem Inneren eine Brücke zu schlagen, über die sie in ihr unergründliches Ich eindringen könnten. Ist doch das Bewußtsein des eigenen Ichs, wie oben ausgeführt, durch Spiegelung entstanden. Das Kind versteht die Personen seiner Umgebung zuerst dadurch, daß es sie liebt. Weil es sie braucht und gebraucht, darum kennt es sie. Wenn das Kind einmal die Personen seiner Umgebung genügend gut erkannt hat, was durch die Wege der Identifizierung: durch Nachahmung und Gleichstellung geschieht, dann springt eines Tages der Funke zu seinem Ausgangspunkt zurück, und dem Kinde gelingt der Schluß, daß es selbst auch so eine Person sei wie die Personen da draußen. Da es autoerotisch ist von Anfang an, entsteht eine Verbindung zwischen dem neu erkannten Ich und den Gefühlen des Kindes, die immer stärker wird und

die definitive Einstellung des Menschen unter seine Mitmenschen begründet.

Es ist ein nahezu komischer Gedanke, daß man sich selbst erst durch Rückschluß von anderen Personen her erkannt haben sollte, und dennoch bleibt es zeitlebens so, daß man sich selber weniger gut kennt als die anderen, soweit man sich um sie Mühe gegeben hat. Sein Äußeres kennt man gewiß nicht so gut wie das der anderen, da man sich selbst nur erblickt, wenn man in den Spiegel schaut. Ein interessantes Beispiel dafür gibt Ernst Mach in seiner „Analyse der Empfindungen". Er stieg über zwei Stufen in einen Omnibus, erblickte einen älteren, etwas brummig aussehenden Herrn, der von der gegenüberliegenden Seite mit ihm zugleich einstieg und sagte sich: „Was ist denn das für ein alter Schulmeister, der da aufsteigt?" Die Rückwand des Wagens enthielt einen Spiegel, in welchem Mach sich selbst einsteigen sah. Er hatte sich nicht erkannt und sein eigenes Spiegelbild nicht besonders günstig beurteilt. Wenn man auch zugeben wird, daß es Menschen gibt, die ihr Spiegelbild besser kennen als ein Gelehrter, dem für Selbstbespiegelung wenig Zeit übrig bleibt, so geht es doch fast jedem so, daß er mit seinen Photographien selten zufrieden ist. Alle anderen finden das Konterfei gut getroffen, nur der Porträtierte kann sich eines Gefühles von Unbehagen nicht erwehren. Er hat sich seine eigenen Züge anders, vermutlich schöner vorgestellt. Noch weniger sicheren Bescheid können wir über unser Inneres geben. Wir glauben zwar, daß wir niemanden so gut kennen wie uns selbst, aber dieser Glaube ist ein Irrtum, und schon die griechischen Weisen lehrten, daß nichts schwerer sei, als

sich selbst zu erkennen. Unsere unerschütterliche Überzeugung, das Vertrauen zu unserem eigenen Selbst kommt davon, daß wir in uns selbst verliebt sind. Die Liebe macht bekanntlich blind. Blind und nur mit Liebe für uns selbst kommen wir zur Welt. Zu diesem blinden Narzißmus kommt später die Erkenntnis, daß wir ein Ich seien wie die anderen, die uns in der Außenwelt umgeben. Dieses Ich ist somit eine brüchige Angelegenheit vom Anfang an. Sie ist, wie Nietzsche sagt: Eine Verführung von der Grammatik her.*) Das soll heißen, daß wir das Du erblicken und aus dem geliebten Du, das wir seinerseits dem fremden „Er-sie-es" abgerungen haben, unser Ich erschließen. Das Du entsteht aus dem Er-sie-es durch Liebe. Es gibt Kinder, die ihr Spiegelbild küssen. Sie anerkennen ihr Ich und behalten es, indem sie es im großen Saale der Affekte auf den Thron setzen.

Die Erkenntnis des eigenen Ichs bedeutet einen Wendepunkt im Leben des Menschen. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Kind durchaus sachlich, ein Wesen eigener Art, das zwischen sich und der Außenwelt noch keinen Gegensatz empfindet. Anzengrubers philosophischer (pantheistischer) Steinklopferhans kehrt gefühlsmäßig zu dieser seligen Stufe zurück, wenn er sagt: „Du g'herst zu dem all'n und des alls g'hert zu dir — es kann dir nix g'schehn!" Später wird alles am neu entdeckten Ich gemessen. Es

*) In der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele wird das Ich vom Körper gelöst, ohne doch seine Körperlichkeit ganz zu verlieren (Gespenster, Auferstehung, Materialisation). Vielleicht schwingt da eine Ahnung mit, daß Ichbewußtsein ursprünglich von außen kam und dem großen Du, von dem es stammt, wieder zurückgegeben werden kann. Wir werden dann zu unseren Vätern (und unseren Müttern) versammelt. Wir ruhen in Gott.

beginnt die Periode, in der das Kind Geschichten hören will und in diesen Geschichten jedesmal die Hauptrolle spielt, welchen Inhalt auch immer die Erzählungen selbst haben mögen. Es erlebt jetzt ausschließlich egozentrisch, das heißt, es macht sein Ich zum Brennpunkt der Weltbetrachtung. Deshalb haben in der Kinderstube den größten Erfolg die Geschichten, mit deren Helden das Kind sich am leichtesten und am vorteilhaftesten identifizieren kann. Die Figuren des Volksmärchens, in denen ein Kleiner oder ein Vernachlässigter zu Ruhm und Ansehen gelangt: Schneewittchen, Aschenbrödel, der daumenlange Hansel, Hänsel und Gretel, das tapfere Schneiderlein, das häßliche junge Entlein, der kleine Klaus, Aladin und die Wunderlampe, die endlose Reihe von Volks- und Kunstmärchen leben in der Kinderstube und können sicherlich, trotz pädagogischer Bedenken, niemals ausgerottet werden. Gleichstellung mit dem Helden bedeutet ja auch im Leben des erwachsenen Lesers Erfolg oder Mißerfolg der Romane. Wenn Robinson Crusoe, Gulliver, der Baron Münchhausen, Till Eulenspiegel, Don Quixote, oder noch weiter zurück Siegfried der Drachentöter, Dietrich von Bern, Odysseus und die homerischen Helden durch die Jahrhunderte am Leben geblieben sind, so verdanken sie das hauptsächlich der Möglichkeit, daß man sich mit ihnen mehr oder weniger gerne identifiziert. Für das Kind liegt der Wert der Geschichte ausschließlich in diesem Momente, sodaß es aufmerksam zuhört bei Erzählungen, die scheinbar ohne jede Pointe, ohne jede Schlagkraft des Witzes und ohne irgend einen anderen Inhalt sind, als daß die zuhörenden Kinder darin eine Rolle spielen. Wenn das

Kind mit dem Vater einen Spaziergang gemacht hat, dann will es gerne die „Geschichte vom Spaziergang" hören. Diese Geschichte verläuft so, daß jeder andere dabei vor Langeweile einschlafen müßte. „Erst sind wir über die Stiege hinuntergegangen, und unten ist ein Hund gestanden. Dann sind wir über die Gasse gegangen bis zur Station der Elektrischen. In den ersten Wagen, der kam, konnten wir nicht einsteigen. Der Vater hat gesagt: ‚Der ist zu voll, warten wir auf den nächsten.' Richtig ist dann ein Wagen gekommen, der weniger voll war, und wir haben uns auf die vordere Plattform gestellt. Der Vater hat den Pauli festgehalten, damit er nicht hinunterfällt. Zwar war da eine Kette, aber man konnte doch hinunterfallen, weil die Kette für ein Kind zu hoch ist. Dann sind wir ausgestiegen und über die Straße gegangen. Da war auch schon ein Park mit schönen, grünen Bäumen, und da sind wir hineingegangen. Wir sind bis zum Geländer gegangen und haben hinunter geschaut. Unten sind zwei Frauen gestanden mit einem Kinderwagen . . . ." So eine Geschichte kann sehr lange dauern, und die einzelnen Teile sind dem Kinde so wertvoll, daß es bei Wiederholungen der Geschichte nicht dulden will, daß man die kleinste Kleinigkeit ausläßt. Es meldet sich sofort, wenn man eine Phase überspringt. Der Wert der Geschichte liegt darin, daß das Kind die Sache selbst erlebt hat und eine Hauptrolle in ihr spielt. Wenn man dem Kinde eine andere Geschichte erzählt, die im Sinne von Erwachsenen vielleicht sehr interessant ist, in der das Kind aber keine Beziehung zu seinem eigenen Ich erkennen kann, dann wird man in der Kinderstube schwere Niederlagen erleiden. Allerdings

ist das Kind imstande, Beziehungen zu seinem Ich herzustellen, die fast grenzenlos genannt werden können und das auf die einfachste Weise der Welt. Die Eisenbahn interessiert außerordentlich. Das Kind ist selbst die Lokomotive. In dem Alter, das bei vielen Kindern, besonders bei Buben, geradezu ein Eisenbahnfieber erzeugt, werden alle Doppelstreifen zu Schienen, über die das Kind mindestens mit den Fingerlein als Eisenbahn drüber fährt. Wenn die Mutter sich bückt, um dem Kinde die Schuhriemen zu binden, dann wird die Hutkrämpe der Mutter, die sich in Augenhöhe des Kindes befindet, zu einer ringförmigen Bahn, über die Eisenbahn gefahren wird.

Das Kind ist zunächst so sehr erfüllt von seinem Ich, daß man nicht nur sagen kann, das Ich werde ihm zum Maße aller Dinge, sondern das Ich ist eine unzerstörbare Vollkommenheit, ja es ist die Vollkommenheit an sich. Wenn das Kind organische Minderwertigkeiten hat, etwa einen Plattfuß, der Schuheinlagen nötig macht oder eine Anomalie der Augen, die frühzeitig zum Tragen von Brillen nötigt, so werden Einlagen, Brillen, ja sogar Gipsverbände und Streckapparate ausschließlich zur Erhöhung des Ichgefühles benützt. Das Kind leidet nicht unter den Gefühlen der Minderwertigkeit, die später so bedeutsam werden. Weder unter Minderwertigkeiten des Körpers, noch unter solchen der Seele. Eine Entmutigung durch Vorwürfe ist in jener ersten Phase des kindlichen Seelenlebens nicht zu befürchten. So gefährlich es später ist, dem Kinde zu sagen: Du bist ein Lausbub und wirst es nie zu etwas bringen, du bist ein Feigling, ungeschickt, häßlich, faul, — so großartig kommt das Kind in der Zeit

der Ich-Entstehung über derartige Vorwürfe hinweg. Wenn man einem solchen Kinde gesagt hat, daß es ein Lump sei, so versteht es diese Bezeichnung entweder überhaupt nicht, oder es gibt sie, zur berechtigten Schande seiner Erzieher, unter Triumphgeschrei im Haus und Garten weiter. Aus dem Narzißmus des Kindes folgt, daß die später so schwerwiegenden Minderwertigkeitsgefühle bei keinem Menschen das Ursprüngliche sind. Wie sollte das, was sich als einzig in der Welt, als die Welt an sich fühlt, sich für minderwertig halten können? Es regiert ohne Anfechtungen. Wie das Neugeborene Schutzkörper mit auf die Welt bringt, die es in seinem ersten Lebensjahre und vielleicht noch darüber hinaus vor Ansteckung schützen, so bringt das Kind einen Panzer von Begeisterung für sich selber mit, der es vor den Beleidigungen schützt, die sein kleines Seelchen kränken könnten.

Aus diesem Stadium der Ich-Entwicklung stammt das Gefühl der Allmacht und die feste Überzeugung von der Unsterblichkeit mindestens der Seele. Wenn später die Begrenztheit und mannigfache Schwäche unseres Ichs zur Kenntnis genommen werden muß, dann schafft sich der Mensch in jungen Jahren ein Ideal-Ich, das er von seinem Alltags-Ich sondert, und bleibt wenigstens in diesem Ideale allmächtig und göttlich. Alles, was der Mensch für gut und richtig hält, bringt er im Hause des Ideal-Ichs unter. Das Ideal-Ich enthält auch unser Gewissen, und von der wechselnden Strenge dieser oberen Instanz hängt unser inneres Glück und Unglück ab. Die Aufstellung des Ideal-Ichs, das Freud auch Über-Ich nennt, ist der Anfang der Erziehungsmöglichkei. im Sinne von Zucht und

sittlichen Vorhaltungen. Es gibt Kinder, die von früher Jugend an sittlichen Forderungen sehr zugänglich sind, andere, die ihre Eltern durch völlige Freiheit von moralischen Bedenken zur Verzweiflung bringen. Die Verzweiflung ist ebenso unbegründet wie der Stolz auf Musterkinder. Im Geschiebe der kindlichen Entwicklung kommt eines früher und anderes später. Je weniger man da als Elefant im Porzellanladen eingreift, desto richtiger handelt man.

Die Behauptung, daß des Kindes Ich aus dem Du entstehe, mag im Anfang befremdlich erscheinen, ist aber keineswegs so willkürlich, wie sie scheint. Sie scheint willkürlich, weil sie allem widerspricht, was wir von unserem Ich zu wissen glauben. Zwar kann man die Entstehung des Ichs am Kinde nicht direkt beobachten, man kennt aber die gesellschaftlichen Zustände bei wilden Völkern, die in vielen Punkten infantil sind, und welchen gemeinsam ist, daß die einzelnen Mitglieder des Stammes kaum noch die Ansätze eines Ichbewußtseins haben. Unter ihnen existiert nur einer, der ungefähr das ist, was wir ein Individuum nennen würden, nämlich der Häuptling. Genau genommen ist auch der Häuptling nicht ein Individuum in unserem Sinne. Er existiert nur als Häuptling, das ist als Kopf eines Gesellschaftsstockes, der für sich allein nicht gedacht werden kann. Zum Kopf gehört der Körper. Aus solchen primitiven Zuständen mußte erst das Individuum geboren werden, und es ist die stolzeste Leistung der fortschreitenden

menschlichen Kultur, daß aus der ungegliederten Masse Individuen entstehen konnten. Es gibt physische Individuen und psychische. Ein physisches Individuum ist ja schon die Ameise, die unteilbar und körperlich abgeschlossen über die vertrockneten Fichtennadeln läuft. Psychische Individuen, die von ihrer Gemeinschaft geistig völlig unabhängig wären, gibt es nicht. Bei der Ameise ist keine Spur eines individuellen (man könnte fast ebensogut sagen, revolutionären) psychischen Lebens zu bemerken. Bei den Wilden überwiegen die totemistischen Eigenschaften die individuellen. Bei den Kulturmenschen existiert ein Gleichgewicht zwischen den individuellen und den kollektiven Eigenschaften, von dem das persönliche Glück und das Glück der Gesellschaft abhängt, in der einer lebt.

Kinder haben in ihrem Vater einen natürlichen Häuptling. Wenn sie ihr Ich entwickeln, so geschieht das nicht nur durch Übernahme des Ichbegriffes aus dem Du, sondern dieses schwache Ich könnte zunächst nicht existieren, wenn es nicht in der Anlehnung an den Vater – statt Vater wäre besser das Wort Autorität oder liebevolle Pflegeperson zu setzen – eine Stütze fände, an der es sich inmitten der gefahrvollen Welt aufwärtsranken kann. Das Ich des Kindes ist nicht denkbar ohne das Du seiner Eltern. Im selbstverständlichen Besitze des Du ist es imstande, die ringsum dräuende Welt, das schlechthin Fremde zu ertragen, das man Er-sie-es nennt. Das Vertrauen des Kindes in die Liebe und Verläßlichkeit des Du ist zunächst unerschütterlich. Da es das Bewußtsein seines eigenen Ichs von dem Du genommen hat, zweifelt es an dem Du so wenig, wie wir selber in späteren Jahren an unserem Ich

zweifeln. Beleidigungen des kindlichen Ichs sind unmöglich, solange es vom Du umpanzert ist. Was außerhalb der Bindung des Ich und Du steht, ist dem Kinde befremd und gleichgültig. Wie ein Chinese uns nicht beleidigen kann, weil wir ihn nicht verstehen, wenn er noch so schimpfliche Reden in seiner Sprache gegen uns führt, so kann das Kind gar nicht fassen, daß irgend jemand es kränken wollte. Auch finden wir es empörend, wenn das geschieht. Wir sagen, daß man die rührende Vertrauensseligkeit des Kindes nicht enttäuschen sollte. Die Vertrauensseligkeit geht so weit, daß normale Kinder auch ganz fremde Leute ansprechen und mit ihnen vertraut sind. Sie sind nämlich bereit, einen möglichst großen Kreis in den Begriff des Du einzubeziehen.

So schön und paradiesisch dieser erste Zustand ist, so kann er doch nicht dauern. Auf der einen Seite liegt im kleinen Kulturmenschen das Streben, sich psychisch abzugrenzen, um der Einzige zu werden. Auf der anderen Seite werden der Kränkungen so viele, und gehen solche Kränkungen im Verlaufe der Erziehung gerade vom geliebten Du aus, daß die Kinder auf dem Wege des keimenden Zweifels in ihre ersten Konflikte gejagt werden. Freud spricht von den beiden Prinzipien des seelischen Geschehens, die er das Lustprinzip und das Realitätsprinzip nennt. Das Kind will Lust, aber die Realität versagt ihm diese Lust, und mit steigender Einsicht kann es schließlich Lust gar nicht mehr gewinnen, ohne der Realität Rechnung zu tragen. Die Lust, welche das Kind aus den ungeordneten Zusammenziehungen seines Muskelapparates bezieht, müßte in der Realität sehr bald da-

zu führen, daß das Kind sich zu Tode fällt. Deshalb schränkt die Umgebung des Kindes diese Form der Lust durch die schon von Rousseau bekämpften Wickel ein, nach denen man die Wickelkinder genannt hat. Mindestens muß man die Kinder in Gitterbetten sperren. Die natürliche Lust an den Absonderungen des Leibes wird ebenfalls eingeschränkt. Die Mutterbrust, der sicherste Besitz des Kindes, wird dem Säugling entzogen. Man macht ihn zimmerrein, macht ihn moralisch, verbietet ihm, was er am liebsten tun möchte, zwingt ihn zu Handlungen, die ihm nicht gefallen und so steht das Realitätsprinzip gegen das Lustprinzip von Anfang an. Das Kind lernt die Gewalt des Stärkeren anerkennen. Vor Menschenfressern wird es von dem Du geschützt, das es umgibt. Wer aber schützt es vor dem Du, von dem das Kind bald erkennen muß, daß es unüberwindlich ist und das im Namen der Erziehung so Vieles von ihm fordert, was durchaus nicht angenehm ist. Die Erziehung setzt ein, unter schlauer Benützung des unbedingten Vertrauens, welches das Kind dem Du entgegenbringt. Wenn das Ich des Kindes so weit zur Besinnung gekommen ist, daß es auch dem Du mißtraut, dann ist der böseste Feind menschlichen Seelenfriedens geboren: Der Zweifel steigt auf, der uns nicht mehr verlassen wird.

4

Der Zweifel

Ichbewußtsein bedeutet Einsamkeit und Einsamkeit bedeutet Angst. Im Mutterleib ist das Kind wunschlos mit seinem Du vereint, man sollte besser sagen, es ist verzweit. Je länger es lebt, desto einsamer wird es, um erst viel später, wenn das Glück der Liebe ihm lacht, neuerdings zu verzweien. Im Anfang ist es von dem Du, das es betreut, so sehr entzückt, daß es dieses Du verschluckt und so verleitet wird, den Geist des Du, den es begreift, in Form des eigenen Ichbewußtseins wiederzuspiegeln. So hält es sich im Zusammenhang mit diesem Du für allmächtig, für allglücklich, für notlos, totlos und schmerzenslos. Es kommen aber die Plagen dieser Welt alle nach der Reihe, und wie das Kind sieht, daß es allen diesen Plagen unterliegt und das Du ihm nicht helfen kann oder vielleicht ihm nicht helfen will, beginnt der Zweifel und eine neue Einstellung zur Welt wird notwendig. Erst gewinnt es das Ich, später verliert es durch das Ichbewußtsein das seligmachende Du.

Vor der fressenden Gewalt des Zweifels wird das Kind unter normalen Verhältnissen durch die große und

andauernde Liebe des ihn umgebenden Du bewahrt. Für alles, was dieses Du nicht leisten kann, hat die Gemeinschaft Ersatzbildungen vorbereitet, die dem Kinde angeboten werden. Das allmächtige Du, das sich auf Erden nicht bewährt hat, wird in den Himmel verlegt. An Stelle des Vaters tritt Gottvater und an Stelle der Mutter tritt – wenigstens in katholischen Ländern – die Jungfrau Maria. An Stelle des unzulänglichen Ichs, das so schwer leiden muß, tritt Jesus Christus, des Menschen Sohn. So wurzelt die Religion zutiefst in den Kämpfen des keimenden Ichs und kann vom kritischen Verstand später nicht mehr ausgerottet werden. Für das reifere Kind hat die Erziehung auch noch andere Vaterersätze bereit, denen unwiderstehliche Gewalt zugeschrieben wird und denen man sich unterwerfen muß. Hierher gehören alle Autoritäten vom Lehrer angefangen, über den Bürgermeister bis zum Landesfürsten. Hierher gehören aber auch Begriffe, wie die Zugehörigkeit zu einem Volke, einem Lande oder einer Stadt, oder einer Kaste. Auch diese Ersatzbildungen sind, wenn sie dem Kinde frühzeitig einverleibt wurden, dem kritischen Verstande später nicht mehr zugänglich. Man sieht, wie die Gemeinschaft arbeitet, um dem Ich die Einsamkeit zu ersparen.

Zweifel ist der ärgste Feind aller dieser Bildungen. Deshalb sehen die Religionen im Zweifel eine Todsünde. Wenn man durch sie oder durch andere Ersatzbildungen der brüchigen Vaterautorität glücklich werden will, muß man an sie glauben. Glaube aber stammt von der Liebe und der bekannte Spruch des Haussegens, der mit den

Worten beginnt: „Wo Glaube, da Liebe", wird besser umgekehrt, da der Glaube ein Kind der Liebe ist: „Wo Liebe, da Glaube." Wo Zweifel an der Liebe, da Zweifel an allem. Jede Erziehung, auch die strengste, ist dem Kinde erträglich, wenn es im Glauben an die unerschütterliche Liebe seiner Erzieher erhalten werden kann. Der heranwachsende Mensch muß verzichten lernen und es ist normal, daß er sich gegen die Verzichtleistung sträubt. Den unvermeidlichen Konflikt zu erleichtern, ist Hauptaufgabe der Erziehung. Statt dessen wird er häufig noch erschwert. „Strenge Erziehung" ist ein Ausfluß des Sadismus, obgleich die Erzieher andere, sittliche Motive vorschützen. Wenn die Kinder die Gerechtigkeit solcher Erziehung bezweifeln, dann zweifeln sie mit Recht.

Der Nervenarzt findet in seinem Krankenmaterial eine große Gruppe von „Zweiflern". Der Zweifel wird bei ihnen zu einer Plage, die ihnen das Leben zur Hölle macht. Sie zweifeln zwangsmäßig an allem. Wenn sie vom Hause fortgegangen sind, dann wissen sie nicht, ob sie die Tür versperrt haben. Wenn sie in fröhlicher Gesellschaft sitzen, dann fällt ihnen plötzlich ein, daß sie möglicherweise zu Hause den Gashahn nicht abgedreht haben. Der Zweifel frißt ihnen durch die Seele, so daß sie schließlich sogar an der Bedeutung der Worte bis zur Verzweiflung zweifeln. Alles wird ihnen fraglich und fremd. Sie wissen nicht mehr, ob das Wort „Tisch" wirklich einen Tisch bedeutet. Sie finden, daß kein zureichender Grund besteht, um mit dem Lautbild „Tisch" einen bestimmten Begriff zu decken. Wenn sie ein Gedicht von Goethe lesen, dann stocken sie schon beim ersten

Wort: „Goethe – Was ist das also? – Das war ein Dichter. – Wieso war das ein Dichter? Und warum gerade Goethe?". Das ist der Zweifel dort, wo er an den Wahnsinn grenzt und dessen Schwelle manchmal überschreitet. Wenn man solche Fälle analysiert, dann findet man regelmäßig, daß dieser im Charakter liegende Zweifel auf die früheste Kindheit zurückgeht und dort begann, wo das Kind an der Liebe, an der Zuverlässigkeit und am Worte seiner Eltern häufig enttäuscht wurde. Man findet die ärgsten Zweifler unter Kindern, die ein unglückliches Elternhaus erlebt haben.

Es gibt glückliche Menschen, die man Optimisten nennt, Glückskinder, Sonntags- oder Sonnenkinder, die Antipoden der Zweifler. Diesen Menschen gelingt alles. Sie bilden sich wenigstens ein, daß ihnen alles gelingt und in dieser Einbildung liegt der größere Teil des Erfolges. Wenn man diese glücklichen Geschöpfe analysiert, wozu der Arzt selten Gelegenheit hat, da sie sich nicht krank fühlen und zum Arzte nicht kommen, so findet man regelmäßig eine glückliche Kinderstube und Eltern, die ihre Kinder unablässig im Glauben an die Verläßlichkeit und Ewigkeit der Elternliebe bestärkt haben. Man ist in Deutschland bereit, Goethe, den berühmten Hätschelhans der Frau Rat, für ein solches Sonnenkind zu halten. Man vergißt dabei allerdings gerne die strenge Figur von Goethes Vater und vielleicht auch das sonderbare Verhältnis, in welchem Goethe später zu seiner Mutter stand: sie allein in Frankfurt und er in Weimar.

Die Wirklichkeit zeigt uns regelmäßig Mischformen. Man glaubt und man zweifelt. Die seltenen strahlen-

den Menschen, die zur Sonne schauen, die Apollo-Naturen, die das Leid des Zweifels an sich nicht kennen, sind nicht die, welche das Höchste geleistet haben. Auch kann ihnen der Neid der Welt, die voll von Kummer steckt, nicht ungeteilte Sympathie entgegenbringen. Sie sind unverwundbar wie der Drachentöter Siegfried, von dem Hebbels Hagen Tronje sagt: „Er war vom Drachen nicht zu trennen und Drachen schlägt man tot."

Der Zweifel macht auch vor dem eigenen Ich nicht Halt. Der Nervenarzt sieht Fälle, in denen das Ichbewußtsein vollkommen zerfällt. Aber das sind Geisteskranke. Im Reiche des Normalen kann der Zweifel zum Kern des Ichs nicht vordringen, sondern es nur von außen anfressen. So entstehen die Gefühle von Minderwertigkeit, denen kein Kind gänzlich entgeht. Der Erwachsene mag dem Kinde noch soviel Liebe entgegenbringen, er wird nicht verhindern können, daß die Kinder ihre Schwäche und Ohnmacht erkennen. Allgemein ist der Wunsch in der Kinderstube, groß und stark zu werden, wie der Vater oder die Mutter. Alfred Adler fand, daß kaum ein Kind in allen seinen Organen und Körpersystemen vollwertig ist, sondern jedes einen schwachen Punkt in sich trägt, und daß das Gefühl der Minderwertigkeit an die Minderwertigkeit der Organe anknüpft. Ursprünglich ist, wie im vorigen Kapitel ausgeführt wurde, jedes Kind ohne Einschränkung in sich verliebt und deshalb dem Gefühl der Minderwertigkeit nicht zugänglich. Auch nachdem es das Bewußtsein seines Ichs gewonnen hat, nimmt es zunächst das Du zu Hilfe, von dem es glaubt, daß es allmächtig

sei, hält sich, gestützt auf die Liebe, welches dieses Du dem Kinde entgegenbringt, noch eine Zeit lang weiter für vollwertig und bleibt glücklich.

Wie aber benimmt sich dieses Du, an dessen Liebe das Kind glaubt und dessen Liebe es so notwendig braucht? Trotz aller Lehren der neueren Erziehung werden die Kinder noch immer geschlagen. Es wird eine Zeit kommen, der es unbegreiflich sein wird, daß Erwachsene mit ihren gewaltigen Muskelmassen und ihrem geringen Verständnis für die kindliche Seele die Niedertracht aufgebracht haben, ein Kind zu schlagen. Dabei kommt es nur in zweiter Linie darauf an, ob die Schläge körperlich schmerzhaft sind oder nicht. Es geschieht fast jedem Erwachsenen einmal, daß er ungeduldig wird und seinem Kind einen sogenannten Klaps versetzt. „Ein Klaps schadet nichts", das ist die gedankenlose Redensart. Man muß aber gesehen haben, wie so ein Klaps gerade dort wirkt, wo das Kind bisher ohne Schläge erzogen worden ist. Es ist eine erschütternde Szene, wenn so ein Kind verstummt und nachzudenken beginnt. Es steht ihm gewissermaßen der Verstand still. In seinem dumpfen Gehirnchen keimt die Einsicht: „Er ist also doch mein Feind, wie ich schon aus mancherlei geringen Anzeichen vermutet habe!" Das ist der Bruch des Vertrauens, der Beginn des Zweifels und des Gefühls der Minderwertigkeit.

Wo das Schlagen von Kindern an der Tagesordnung ist, dort wird man derartige tragische Momente nicht herausheben können, weil sie sich im Verlaufe der Ereignisse verwischen. Die Wirkung ist dennoch die gleiche. Das Kind erfährt, daß die Großen seine Feinde sind,

kämpft gegen das quälende Gefühl seiner Ohnmacht und es liegt allerdings im doppelpoligen Wesen der kindlichen Seele, daß es gleichzeitig an die Liebe und an die Feindschaft seiner Eltern glauben kann, die es einmal schlagen und ein anderes Mal streicheln, aber die Türe ist doch geöffnet, durch welche der Zweifel die Seele betritt.

Ebenso verwerflich wie die körperliche Züchtigung ist das Erschrecken der Kinder durch schwarze Männer, böse Geister und alle Arten von „Momos". Seit Menschengedenken hat man um der Bequemlichkeit willen, weil man vor lärmenden Kindern Ruhe haben wollte, die Kinder mit bösen Geistern geschreckt. Schon den athenischen Kindern wurde von Lamien und Empusen erzählt, wenn sie unartig waren oder schrien. Das waren gespenstische Wesen, die sich von Menschenfleisch nähren, kleine Kinder rauben und ihnen das Blut aussaugen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kinder an die Existenz solcher Wesen glauben oder daß sie wenigstens nicht genau wissen, was an diesen Dingen etwa Wahres sein könnte, dann mag man den unermeßlichen Schaden ahnen, den solche Drohungen seit Jahrtausenden im kindlichen Gemüt anrichten. Die Verblödung der Kinder ist hiebei nicht mitgerechnet. Ein zweijähriges Kind, das sonst nach sittlichen Prinzipien erzogen wurde, wollte eines Abends nicht einschlafen, saß aufrecht in seinem Bettchen und vergnügte sich lärmend. Das Kindermädchen ging hinaus und klopfte von außen zweimal an die Fensterscheibe. Das Kind verstummte unmittelbar und schaute in äußerstem Schrecken nach dem

finsteren Fenster. Ein tragischer Augenblick. Die Angst war eingezogen in dieses fröhliche Kindergemüt.

Die Empfindlichkeit der kindlichen Seele ist überall, wo sein Besitzstand an Liebe in Frage kommt, so außerordentlich groß, daß die Erwachsenen fast nicht umhin können, gelegentlich zu verletzen. Eine Mutter schenkte ihrem Neffen zum Namenstag einen Turnapparat. Zu Weihnachten wünschte sich der eigene Sohn auch so einen Turnapparat. Die Mutter sagt: „Für Dich habe ich kein Geld." Vielleicht sollte das nur ein Scherz der Mutter sein. Der zum Mann herangewachsene Sohn berichtet in der Analyse, daß ihn der Ausspruch auf das Tiefste verletzt habe. Was soll man zu folgendem Erlebnis sagen? Eine Mutter steht mit ihrem Liebhaber unten am Haustor. Das kleine Söhnchen hüpft herbei und die Mutter sagt, es solle wieder in die Wohnung hinaufgehen. Da das Kind nicht sogleich folgt, wiederholt der Liebhaber den Befehl in rauhem Tone und gleich darauf haut der fremde Mann das Kind mit seinem Stock über den Rücken. Die Mutter, seine Mutter, steht dabei und läßt es geschehen. Kindertragödie! Aber solche Tragödien sind fast nicht zu vermeiden. Die Mutter führt ihr zehnjähriges Söhnchen in die Tanzschule. Sie ist also eine gute Mutter, die ihrem Kinde Vergnügen machen will. Das Kind hört, wie die Mutter zu einer Dame sagt: „Mein Bub tanzt wie ein Bär." Der gekränkte Knabe, der bis dahin anderer Ansicht gewesen war und vielleicht gerade wegen seiner Geschicklichkeit und Grazie von der Mutter gelobt werden wollte, will nicht mehr in die Tanzschule gehen, er lernt das Tanzen nie und wird wirklich plump und

schwerfällig wie ein Bär, an den er die Mutter erinnert hat. Ein anderes Kind lernt mit Eifer und Freude zum Geburtstag der Mutter ein Klavierstück. Als es endlich voll Stolz der Mutter vorspielt, sagt die Mutter zu einem Besuche, der auch gratulieren gekommen ist: „Man muß sehr lange lernen, bis man etwas Ordentliches kann." Das Kind macht von da an keinen Fortschritt auf dem Instrumente, man gibt den Klavierunterricht auf und das Kind kommt um den unschätzbaren Vorteil, der in der Ausübung von Musik liegt.

Da die Dinge so liegen, bemerkt man wohl, daß eine schädliche Beeinflussung des Kindes durch den Zusammenstoß mit Erwachsenen so gut wie unvermeidlich ist. Nehmen wir selbst an, daß viele Kränkungen des Kindes bei einigem Takte, man könnte besser sagen, bei wirklicher Liebe zum Kinde, nicht vorfallen müßten, so ist es doch unmöglich, dem Kinde den Zusammenstoß und schmerzliche Niederlagen ganz zu ersparen. Aus diesem Grunde soll das Kind nach der Ansicht radikaler Pädagogen mit Erwachsenen überhaupt möglichst wenig zusammenkommen. Der Zug unserer Zeit geht dahin, die Kinder in Gemeinschaft mit anderen Kindern allein zu lassen. In Gemeinschaft mit ihresgleichen werden die Kinder selbstsicher, leistungsfähig, sogar edel und gerecht. Natürlich entgeht das Kind auch in Gemeinschaft von seinesgleichen nicht den Zusammenstößen mit Stärkeren, Klügeren und besonders mit den gefürchteten Musterschülern. Aber diese Zusammenstöße haben nicht im Entferntesten die schädigende Kraft von Erlebnissen mit lieblosen Eltern und anderen Autoritäten, von denen das Kind Liebe erwartet. Im Zu-

sammenstoß mit anderen Kindern liegt keine Enttäuschung, weil das Kind von seinesgleichen nicht jene unbedingte Verläßlichkeit und Zugehörigkeit erwartet, die es im Verkehre mit seinen nächsten Angehörigen wie ein Erbgut mit auf die Welt gebracht hat. In der Kindergemeinschaft kann es gar nicht musterhaft, klaglos und reibungslos zugehen. Das Kind soll nicht glauben, das Leben sei eine glatte Bahn. Aber dem Gefühle der absoluten Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit des höchstverehrten Du — dem soll es entgehen.

Kritisieren ist immer leichter als Bessermachen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Gemeinschaftsschule ein Problem im Werden ist, das mancherlei noch ungelösten Schwierigkeiten unterliegt. Nervenärzte sehen genug ehemalige Zöglinge aus Gemeinschaftsschulen, deren Charakter gerade durch das Abrücken von der Wärme des Elternhauses und gewisse Eigentümlichkeiten allzu intensiven Zusammenlebens mit Altersgenossen des gleichen oder auch des anderen jugendlichen Geschlechtes übel beeinflußt wurde. Daraus geht hervor, daß der Jugend Zusammenleben noch nicht so ist, wie es sein sollte. Alles in Allem ist aber die Leistung der neuen Schule höchst ermutigend*).

*) Auch hier sei auf die Ausführungen des „Ärztlichen Volksbuchs" und des „Psychoanalytischen Volksbuchs" über diesen Gegenstand hingewiesen.

Forschungstrieb

Der Zweifel stürzt in die Abgründe der Verdüsterung. Er kann den Charakter des Zwanges annehmen und ist dann Zeichen einer Krankheit, die unter dem Namen der Zwangsneurose bekannt ist. Dem Zweifel verdankt der Mensch aber auch das Höchste, was er besitzt: die Wissenschaft. Schon in vorwissenschaftlichen Zeiten wußte man viel. Aber erst die Hellenen haben für die abendländische Kultur die Methode der Wissenschaft festgelegt, das ist, den wissenschaftlichen Beweis. Manches kann wahr sein; wissenschaftlich wird es erst, wenn es bewiesen ist. An der Wiege der Wissenschaft standen Zweifel und Mißtrauen. Bis heute ist Mißtrauen gegen alles, was nicht bewiesen ist, unbedingtes Erfordernis des wissenschaftlichen Arbeitens. Anders der Künstler. Er formt die Welt im fröhlichen Glauben an die Lebenswahrheit des Geschaffenen. Es hat große Künstler gegeben, bevor es Gelehrte gegeben hat. Die Höhlen in Südfrankreich, Felsmauern in Spanien und Nordafrika zeigen Malereien von bewunderungswürdiger Kraft und Naturtreue, die geschaffen wurden, als

man noch nicht einmal ein Beil besaß. Das macht: der Nachahmungstrieb, der Trieb, die Außenwelt, die man verschluckt hat, wiederzugeben, ist älter als der Zweifel. So läuft die Menschheitsgeschichte und so die Geschichte des Einzelnen in seiner Kindheit.

Man hat gesagt, daß es keine Philosophie gäbe, wenn der Tod nicht in der Welt wäre. Vermutlich gäbe es ohne den Tod auch keine Religion. Mag sein, daß des Urmenschen erstes Erlebnis, über das er staunte, der Tod war. Sicher ist das nicht. Man hat Anhaltspunkte für die Annahme, daß Urmenschen den Tod so wenig kannten wie das Tier oder wie das Kind. Sie nehmen die Tatsache des Todes nicht zur Kenntnis. Stutzen, Staunen ist die plötzlich einbrechende Form des Zweifels, der Angst verwandt. Wenn man einmal vollkommen wissenschaftlich geworden ist, dann staunt man auch vor den alltäglichen Ereignissen und will ihnen auf den Grund kommen. Der gelehrte Faust erkennt, daß wir nichts wissen können. Nicht nur die letzten Dinge, wie Werden, Sein und Vergehen sind uns unzugänglich, nicht nur die Begriffe der Ewigkeit, des Unendlichen, der Beseeltheit sind uns unfaßbar, sondern der Metaphysiker lehrt, daß wir nicht einmal verstehen, wie es zugeht, daß Gegenstände sich bewegen oder, wie irgend eine Ursache irgend eine Wirkung erzeugt. Das Kind ist von Anfang an durchaus kein Skeptiker. Es geht triebhaft von der Ansicht aus, daß alles zu seiner Lust da sei. In diesem Sinne ist es gläubig und ein Frommer kann seinem Gott nicht inniger vertrauen als das Kind auf die Verläßlichkeit seines Besitzstandes. Ein Stück Forschungsdrang blickt schon dem

Kleinkind aus dem Auge. Aber die Skepsis des Kindes beginnt erst dort, wo es seinen Besitzstand als bedroht erkennt. Dann erschrickt es und greift leidenschaftlich zur Forschung. Der Satz: „Wissen ist Macht" wird von niemandem inniger geglaubt als vom Kinde. Aber nur dort will es wissen, wo es deutlich bemerkt, daß die Liebe seiner Umgebung nicht ausreicht, um seine Lust restlos zu befriedigen. So wird Zweifel an der Zulänglichkeit der Liebe, bittere Erfahrungen werden zur Lokomotive des kindlichen Forschungstriebes. Die Psychoanalyse hat sich genötigt gesehen, die Libido, das ist die Zusammenfassung aller Lusttriebe, mit einer wandelbaren Masse zu vergleichen, die alle Hindernisse der Lust ergreift und in sich aufnimmt. Solange das Kind keine Hindernisse seiner Lust bemerkt, ist nur die „gleichmäßig schwebende Aufmerksamkeit" in ihm, die man noch nicht Forschungstrieb im unterscheidenden, wählenden, richtenden Sinne nennen kann. Die Begierde nach Genuß verwandelt sich aber in Begierde nach Wissen, wenn das Kind Gefahren und Einbußen seiner Lust erlebt.

Zum Tode hat das Kind zunächst kein Verhältnis, weil es ihn nicht kennt. Es gleicht Adam und Eva im Paradies, bevor sie vom Apfel der Erkenntnis gegessen haben. Die Sagen vom Paradies, die von vielen Völkern an den Anfang der Zeiten gesetzt werden, scheinen ihren Ursprung der Erinnerung an das praelogische Paradies zu verdanken, in welchem wir alle als Kinder gelebt haben.

Sehr verschieden sind die Wege, auf denen das Kind den Tod kennen lernt. Der Anblick von Leichen bleibt dem

Kinde gemeiniglich erspart. Friedhöfe sieht es auch nicht und wenn es sie sieht, machen sie zunächst keinen Eindruck. Selbst wenn nahe Verwandte sterben, so muß das nicht sogleich Eindruck machen, weil das Kind sich nicht mehr darunter vorstellt als eine Reise, eine vorübergehende Entfernung, der keine größere Bedeutung zukommt als gelegentlicher Abwesenheit Lebendiger. Diese kindliche Auffassung hat sich in den Religionen und deren Tröstungen erhalten: es gibt ein Wiedersehen. In zwei Formen aber lernt das Kind den Tod regelmäßig kennen, und hat Stellung zu nehmen: im Märchen und durch den Anblick toter Tiere. Für das Kind besteht kein prinzipieller Unterschied zwischen Menschen und Tieren. Es ist Animist wie der Wilde, das heißt, ihm gilt alles für belebt, selbst der Stein, der Baum, das Wasser und die Sterne. Zu Tieren aber hat es ein besonderes Verhältnis. Es sieht, daß Tiere abhängig sind durch Einfalt, Unwissenheit, Knechtschaft, so wie es selber, und deshalb werden Tiere, soweit es nicht Angst vor ihnen hat, zu seinen gegebenen Freunden. Ein dreijähriger Knabe sah auf einer Bahnhofsrampe ein halbes Dutzend geschlachteter Kälber, die da ausgeladen neben einander lagen. Von diesem Anblick war das Kind auf das lebhafteste bewegt. „Was haben diese Tiere? Warum liegen sie da? Wie sind sie?" — „Sie sind tot". Man wollte das Kind ablenken, aber es zog immer wieder nach der Richtung. Hier erlebte das Kind etwas von den unheimlichen Möglichkeiten dieser Welt. Es glich in diesem Augenblick dem Prinzen Sidharta, der später Buddha wurde. Dieser Königssohn wurde fern von allen Übeln der Welt erzogen. Als er

zum Jüngling herangewachsen war, ritt er einmal heimlich aus, sah einen kranken Bettler und begegnete einem Leichenzug. Armut, Krankheit, Tod. Bis dahin hatte man Sidharta verheimlicht, daß diese drei großen Übel in der Welt sind. Von der Erkenntnis befallen konnte er sich nicht länger dem Genusse des Lebens hingeben, zog sich in die Einsamkeit zurück, um nachzudenken. So wurde er Buddha.

Das Stadtkind ist hier vom Landkind sehr unterschieden. Dem Landkind wird das Schlachten von Tieren bald geläufig. Für das Stadtkind bleibt es immer eine Sensation, wenn die Mutter oder die Köchin ein Huhn absticht. Das Gleichnis vom Prinzen Sidharta zeigt, daß es unmöglich und gefährlich ist, die Kinder von den Wirklichkeiten des Lebens entfernt zu erziehen. Es ist alles daran zu setzen, daß unsere Kinder die Übel der Welt so kennen lernen, daß sie nicht davon entmutigt werden. Da wir nun einmal Tiere schlachten, um ihre Leichen zu verzehren, muß das Kind auch das kennen lernen und dazu Stellung nehmen.

Es wäre freilich leichter, Kinder human zu erziehen, wenn unsere Sittenlehre nicht überall Löcher hätte, durch welche Bestialität eindringt. Solange wir Tiere töten und ihre Leichen verzehren, so lange wir glauben, daß wir das dürfen, werden auch Menschen getötet werden. Auch Menschen werden geschlachtet. Wenn hie und da ein Fleischhauer mordet, sein Opfer zerstückelt und in den Fluß wirft, dann erklären wir ihn für den Abschaum der Menschheit und fordern seinen Kopf. Wenn Krieg erklärt ist, dann schlachtet man in Schlachten, und die Edeln der

Nation verlachen die Pazifisten, die Umzüge machen mit Fahnen, auf denen geschrieben steht: Nie wieder Krieg. Pazifisten werden mit Recht verlacht, solange es Fleischhauer gibt. Die Abschaffung der Fleischhauer liegt aber in weiter Ferne und wir können nicht hindern, daß unsere Kinder von der blutigen Tätigkeit der Jäger, Fischer, Fleischhauer, Köchinnen erfahren. Unsere Kinder können nicht besser werden, als wir selber sind oder wenigstens nicht viel besser, weil sie durch Nachahmung werden.

Viele Kinder identifizieren sich mit dem Schlachttier und ergreifen dessen Partei. Solche Kinder sind nicht bereit, den Standpunkt einzunehmen, daß die Tiere unseretwegen da seien, haben auch kein Verständnis für den Unterschied zwischen nützlichen und schädlichen Tieren. Einem sechsjährigen Mädchen wurde von seiner älteren Schwester erzählt, daß der Wolf im Winter von Hunger getrieben bis nahe an die Dörfer kommt und dann müsse man ihn erschießen oder erschlagen. Das kleine Kind protestierte lebhaft: „Warum? Wenn er Hunger hat, muß er doch kommen. Man sollte ihm was zu essen geben." — „Du bist schön dumm. Ein Wolf ist ein reißendes Tier, man muß ihn erschlagen." — „Nein", beharrte das Kind, „wenn er Hunger hat, muß man ihm was zu essen geben." — Deutlich hier die Gleichstellung des Kindes mit dem Wolf. Mitleid nach Aristoteles immer Mitleid mit sich selber, Angst für sich selber. Was dem Wolfe geschieht, könnte der armen kleinen Liesl auch passieren.

Die Psychologie des Kindes kann nicht beschrieben werden, ohne daß sich immer wieder Vergleiche mit der Art Erwachsener aufdrängen. Im Mitleid mit dem Wolf liegt

ein revolutionäres Moment, das dem verfolgten Verbrecher gilt. Wenn ein Räuber oder Mordbrenner den Behörden längere Zeit Widerstand leistet, sich in den Wäldern umhertreibt, Gendarmen niederschießt, dann sind unterdrückte Stände: schlecht bezahlte Arbeiter, Dienstboten, Prostituierte, regelmäßig für den Räuber. Der edle Räuberhauptmann ist eine der volkstümlichsten Figuren. Wenn er endlich zur Strecke gebracht ist, kann es vorkommen, daß sein Leichenbegängnis unter Teilnahme von Hunderten begangen wird, die ihm nachtrauern, als ob er für sie gestorben wäre. Er hat aufgemuckt gegen eine Gesellschaftsordnung, die alle Mühseligen hassen.

Das Kind hat drei Quellen, aus denen es Angst um sein Leben schöpft: den Anblick toter Tiere, das Märchen, in dem die schrecklichsten Dinge geschehen und den Zweifel an der zuverlässigen Liebe seiner Pflegeumgebung. Durch den Zweifel kommt der Tod in die Welt. Das Kind muß Glück haben, eine robuste Veranlagung, um dem Totentanz zu entgehen, der es von allen Seiten erschreckt, ohne daß die Erziehung für gewöhnlich dem viel Augenmerk schenkte. So hilft sich das Kind selber, indem es statt des Ambos den Hammer spielt. Es wird selber grausam. Will lieber der Töter sein als der Getötete. Es reißt den Fliegen die Beine aus, spießt Käfer auf, quetscht Hunde und Katzen und quält auch Menschen, soweit sichs die gefallen lassen. Das würde vielleicht nicht geschehen, wenn die Erbanlage der Menschen gut wäre, wie der große Rousseau das noch geglaubt hat. Das Kind zerreißt seine Puppe und läßt die Eingeweide aus Sägespänen ausfließen, es zerbricht sein Spielzeug und wirft dem Brüder-

chen den schönen Turm ein, den dieses mühsam aufgebaut hat, um sich an seiner Leistung zu erfreuen.

Grausamkeit ist ein Vorwurf, den man für das Kindesalter bereithält und auch hier wird eine Übereinstimmung mit wilden Völkerschaften offenbar. Wo immer sich das Kind in seinem Verhalten vom Erwachsenen unterscheidet, tut man gut, nach praelogischen Motiven zu forschen. Da logisch die Grausamkeit der Ausdruck von Haß ist, sind Psychologen (W. Stekel) so weit gegangen, zu behaupten, der Haß wäre die tiefste und erste Regung des Menschen. Dieselben Forscher haben allerdings Freuds Annahme bestätigt, daß Liebe und Haß einander nicht ausschließen, am allerwenigsten beim Kind (Ambivalenz des Kindes). Das Kind ist grausam vornehmlich gegen Objekte, die es liebt.

Rousseau gibt in seinem berühmten „Emile" eine andere sehr einfache Erklärung für den angeblichen Zerstörungstrieb des Kindes. Er habe mit Haß und Grausamkeit nichts zu tun. „Vor dem Alter der Vernunft tun wir das Gute und das Böse, ohne es zu kennen und es ist folglich mit unseren Handlungen keine Moralität verbunden ... Ein Kind will alles, was es sieht, auseinandernehmen, es zerbricht und zerschlägt, was es nur immer ergreifen kann, es packt einen Vogel, wie es einen Stein anpacken würde und tötet ihn, ohne zu wissen, was es tut. Weshalb das?"

Rousseau weist die Annahme zurück, als geschähe dies aus Herrschbegier, aus Bosheit, aus dem Gefühl der Schwäche, das dem Kinde etwa die Sucht einflößte, sich von seiner eigenen Kraft zu überzeugen. Auch der Greis

sei schwach und wünscht doch Ruhe um sich her. Veränderung beunruhigt ihn. Es handelt sich um den Tätigkeitstri b des Kindes. Er ist von überschäumender Art und muß sich Luft machen. „Das Kind fühlt sich so voller Leben, daß es seine ganze Umgebung beleben möchte. Ob es schaffe oder vernichte, darauf kommt es ihm nicht an. Es ist schon damit zufrieden, den Zustand der Dinge zu verändern und jede Veränderung bedeutet ihm Tätigkeit. Sein scheinbar größerer Zerstörungstrieb ist nicht die Folge einer angeborenen Bosheit, sondern läßt sich daraus erklären, daß die schaffende Tätigkeit stets eine langsame ist, die zerstörende gerade um deswillen der Lebhaftigkeit des Kindes mehr entspricht, weil sie schnellere Resultate herbeiführt."

Das sind unübertreffliche Worte, niedergeschrieben 150 Jahre bevor man etwas von Funktionslust, von praelogischem Denken und von den Prinzipien der Lust und der Realität wußte. Hiezu kommt Freuds Beobachtung, daß Kinder, was sie passiv erleiden müssen oder zu erleiden fürchten, gern in selbstgewolltes Tun umwandeln. Viele Kinderspiele erklären sich so. Zum Arzte etwa muß man gehen und was er einem Übles tut, das muß man mißvergnügt und voller Angst und gegen seinen Willen erleiden. Das Kind verwandelt alle diese unangenehmen Gefühle in Lust, wenn es Arzt spielt. Dann ist Angst, Schmerz, Beugung des Willens auf die Puppe übertragen oder auf das Brüderchen, vielleicht auf eine gutmütige Hausgehilfin, die den Patienten darstellen muß. Das ganze „ich muß" ist abgewälzt und in ein befreiendes „ich will" verwandelt. Je grausamer es dann im

Spiele zugeht, desto höher kann das Selbstbewußtsein steigen.

Dem Brüderchen seinen Turm einwerfen, den dieses als sein Werk liebt und von dem der Übeltäter gut weiß, daß das Brüderchen ihn liebt: das geschieht sicher nicht ohne Bosheit. Glücklicherweise ist es meistens eine Bosheit von kurzem Atem und man ist schnell bereit, das gekränkte Brüderchen zu umarmen. Wo das nicht der Fall ist, da sind feindliche Brüder unterwegs und üble Folgen sind unausbleiblich.

Grausamkeit ist in der Welt, wie der Tod in der Welt ist. Der heranwachsende Mensch muß Grausamkeit erleiden und wohl auch gelegentlich ausüben, wenn er dem Leben gewachsen sein soll. Er soll aber zugleich mit der Erkenntnis eigener und fremder Bosheit so intensiv wie möglich erlebt haben, daß auch die Liebe in der Welt ist. Dann überwindet der unerschütterliche Glaube an die Liebe – man stoße sich nicht an dem hohen Alter dieses Satzes – den Tod.

Ob nicht bedeutende Naturforscher regelmäßig grausam waren? Die Conquistadoren, die Amerika entdeckten, waren es. Kopernikus, Darwin, Nietzsche, Freud sind es, die eine alte Welt zerstörten, welche der Menschheit teuer geworden war. Nichts Neues, später Werte Schaffendes entsteht ohne Zerstörung des Alten. Forschertrieb und Grausamkeit hängen untrennbar zusammen. Die Jugend hat den Beruf, das morsche Frühere zu zerstören. Wenn man sie hindert, ihre Puppen zu zerreißen und ihr Spielzeug zu zerbrechen, wird man zum Schlusse Duckmäuser erzogen haben.

Wenn die Philosophie des Erwachsenen von der Tatsache des Todes ausgeht, so müßte das beim Kinde nicht ebenso sein und das Kind beginnt auch gewöhnlich seine Spekulation vom andern Ende. Das erste unlösbare Problem des kindlichen Geistes ist nicht das Vergehen, sondern das Entstehen des Menschen. Die Erziehung wird da aufdringlich — wenn man schon lügt, sollte man wenigstens nicht aufdringlich sein — und präsentiert dem Kinde das Storchmärchen. Noch ein Märchen. Auf eins mehr oder weniger kommt es nicht an. Der Storch holt die Kinder aus einem Teich, bringt sie durchs Fenster in die Stube, beißt die Mutter ins Bein und legt ihr das Kindlein in den Arm. Wenn man umfragt, so hört man von vielen Menschen, daß sie lange an das Storchmärchen geglaubt haben. Aber das ist eine Erinnerungsfälschung. Das Kind glaubt allerdings in gewissem Sinne stets an die Wahrheit des Märchens und an das Storchmärchen nur um so viel mehr, als es ihm mit größtem Ernste beigebracht wird. Die Psychoanalyse hat aber gezeigt, daß die Kinder oft nur so tun, als ob sie glaubten. Wenn ein jüngeres Geschwisterchen unterwegs ist, bemerkt das Kind viel mehr von der Veränderung am Körper der Mutter und vom Vorgang der Geburt, als die erwachsenen Beobachter wahr haben wollen. Freud hat einwandfrei nachgewiesen, daß schon ein vierjähriger Knabe sich darüber klar wurde, daß sein jüngeres Brüderchen im Leibe der Mutter entstanden war. Auch hier sind Landkinder, die mit den Haustieren aufwachsen, im Vorteil. Sie wissen bald Bescheid, wenngleich nicht in allen Einzelheiten.

Das Kind beginnt über die Frage, woher die Kinder kommen, nachzudenken, wenn es ein persönliches Interesse an der Frage bekommt. Das tritt aber regelmäßig dann ein, wenn Familienzuwachs erscheint. Einzige Kinder, jüngste Kinder, Waisen, die Familienzuwachs nicht erleben, geraten in diesem Punkte von anderen Kindern verschieden. Das Kind interessiert sich für die Frage der Zeugung im naturwissenschaftlichen Sinne gar nicht. Die Naturwissenschaft ist ihm überhaupt das geringste an der Frage. Kinder sind, wie Freud besonders hervorgehoben hat, über Familienzuwachs nicht erfreut. Sie merken, daß sie durch Ankunft eines Geschwisters an Wert und Beachtung verlieren und stehen dem kleinen Ankömmling mit mehr oder weniger verhülltem Mißvergnügen gegenüber. Der Storch hat ihn gebracht? Der Storch soll ihn wieder mitnehmen. Die Mutter wird ihnen durch das Kleine entzogen und wie sollen sie lieben, was ihnen ein so wichtiges Stück ihres Besitzes raubt. Die Kinder wünschen den Konkurrenten weg, denken leidenschaftlich nach, wie ihnen solche Konkurrenz erwachsen konnte und aus dem Interesse, den Besitzstand an Liebe nicht zu verlieren, entsteht das Interesse am Entstehen des Lebens.

Für das Kind ist diese Frage, auch wenn sie nicht vom Storchmärchen verbarrikadiert wäre, so schwer zu lösen, wie für uns jene andere vom Tode. Hat die Menschheit eine Jenseitsmythologie ersonnen, die sich auf falsche naturwissenschaftliche Anschauungen stützte, so trägt das Kind seine paar Beobachtungen zusammen und verkittet

sie mit seinem kleinen aber tapferen Verstande. Wenn es erkennt, daß es mit dem Storchmärchen schnöde betrogen ist, dann fühlt es sich allein mit seinem Zweifel: die sogenannte Geburtsmythologie beginnt. Je nach Erlebnis, Beobachtungsgabe und Phantasie des einzelnen Kindes gerät diese Mythologie näher oder ferner zur Wahrheit. Das Problem gliedert sich in die Fragen: Wo wächst das Kind? Und wenn die Ahnung des Mutterleibes gegeben ist: Wie kommt es heraus und wie kam es hinein? Manche Kinder glauben, daß die Mutter aufgeschnitten wird. Manchmal halten sie den Mund, manchmal die Stuhlpforte für die gegebene Öffnung. Von letzterer ist dem Kinde aus eigener Erfahrung bekannt, daß sie geformte Substanz absondert. Später wenden die Kinder ihre Spekulation dem Nabel zu, der ihnen zwecklos und infolgedessen dieses geheimnisvollen Zweckes fähig erscheint. Keine dieser Annahmen befriedigt und da alle diese Gedankentätigkeit in die Irre geht, muß man froh sein, wenn das Kind seine Eltern um Auskunft bittet. Die Kinder würden sich viel öfter an die Eltern wenden, wenn diese es mit dem Storchmärchen nicht betrogen und damit das Vertrauen der Kinder eingebüßt hätten. Die Eltern verlieren ein großes Stück Vertrauen durch die Tatsache an sich, daß sie sich ein anderes Baby angeschafft haben. Das Geheimnis um die Vorgänge im Kreißzimmer tun das Übrige. Die Frage der Entstehung des Menschen wird gewöhnlich mit der „sexuellen" Aufklärung in eines verschmolzen. Die beiden Fragen sind aber für das Kind ganz verschieden. Die sogenannte sexuelle

Aufklärung fällt in eine spätere Epoche. Die Geburtsfrage wird aktuell, wenn das nächstjüngere Geschwisterchen erscheint. Man sage dem Kind, wenn es in diesem Zeitpunkt fragt, daß die Kinder im Leibe der Mutter wachsen und daß die Kinder nach einer Reifezeit von einigen Monaten den Mutterleib durch eine besondere Öffnung verlassen, die sich im richtigen Augenblick öffnet und hinter dem Kinde wieder schließt. Sobald man merkt, daß ein Kind sich mit solchen Gedanken beschäftigt, soll man seine Fragen herbeiführen. Die „sexuelle Aufklärung" ist jedesmal vorläufig beendet, wenn das Kind sich mit der erhaltenen Auskunft beruhigt*).

Wenn man so vorgeht, wird man dem Kinde Schwierigkeiten ersparen, die aus dem Vorgang entstehen, den Freud Verdrängung genannt hat. Unangenehme Erlebnisse, aussichtslose geistige Bemühungen werden durch einen seelischen Mechanismus, der früh einsetzt, um uns nicht mehr zu verlassen, aus dem lichten Bewußtsein hinausgedrängt und in die Rumpelkammer der Seele geworfen. Früher sagte man einfach: das Kind vergißt, verliert das Interesse. Freud sagt: es verdrängt, um den Unterschied hervorzuheben zwischen dem Entschwinden belangloser Tatsachen und der gewaltsamen Befreiung des Bewußtseins von unheimlichen und Unlust erzeugenden Eindrücken. Wenn die Kinder durch Beobachtung der Wahrheit ziemlich nahekommen: Anzeichen vom Geschlechtsverkehr der Eltern bemerken, vielleicht trotz aller Heimlichtuerei die Schwangerschaft der Mutter, das Erscheinen

*) Näheres im Band II der „Bücher des Werdenden": „Das Psychoanalytische Volksbuch".

der Hebamme, nächtliche Unruhe, etwa einen Kübel mit blutgefärbtem Wasser, dann wird ihnen die ganze Angelegenheit unheimlich und sie geraten in einen Konflikt, den sie durch Verdrängung lösen. Das soll heißen, daß sie sich Mühe geben, ihre Beobachtungen zu vergessen. Solcher Konflikt ist eines der ersten Gefahrenmomente für die seelische Gesundheit des Kindes. Ganz ohne Angstzustände geht es niemals dabei ab. Nur scheinbar handelt es sich um eine Angelegenheit des Verstandes. Wesentlich ist der Zweifel an der Zuverlässigkeit des Ich- und Du-Verhältnisses, der Ursprung allen Zweifels. In diesem Augenblick wird das Kind wie zum zweiten Mal geboren, weil es unter Angstentwicklung zur Erkenntnis kommt, daß es allein sei, nur sich selbst vertrauen müsse, da es von den Eltern durch ein unheimliches Geheimnis getrennt wurde. Es sieht ein, daß es nicht in einem solchen Ausmaße zu seinen Eltern gehört, wie ihm bis zur Sprengung durch den Neuankömmling selbstverständlich gewesen war. Hier ist Liebe und Takt vonnöten, um dem Kinde zu helfen.

Man erfährt viele Jahre später von den Herangewachsenen in der Psychoanalyse, daß die kindliche Phantastik in solchen Zeiten und in anderen, wo es sich verraten fühlt, vor den äußersten Möglichkeiten des Denkens nicht zurückschreckt. Sie bauen ihre Einsamkeit aus, der Zweifel frißt am sichersten Besitze der Erfahrung. Es gibt Kinder, die zu zweifeln beginnen, ob sie denn überhaupt Menschen seien wie die anderen oder umgekehrt, ob die anderen Menschen sich nicht nur den Anschein gäben, als seien sie Kindes-gleichen und wohlgesinnt. In Wirklich-

keit mögen die Anderen Schwarzalben und Hexen sein, die das Kind irgendwie an sich gebracht hätten, um bösartigen Schabernak mit ihm zu treiben. Alles Du rückverwandelt sich in fremdes Er-sie-es. Es ist aber nicht leicht, als einziger Mensch in einer bösartigen Welt zu leben, die unverständlich ist und scheinbar nur erfunden, um das kleine, schwache, unerfahrene Kind zu foppen. Hier steckt das Kind fest und man muß es aus seinen dunklen Träumen reißen.

Zu den Forschungskreisen von Geburt und Tod kommt als dritter die Frage des Himmels und seiner göttlichen Inwohner. Es gibt Leute, die behaupten, daß der Mensch mit seinem Begriff von Gott geboren werde. Beweisen oder an der Beobachtung von Säuglingen zeigen läßt sich so etwas nicht. Auch die Flucht zu Gott erfolgt in den Augenblicken der Not und wird aktuell, wenn die Liebe auf Erden nicht mehr ausreicht. Das Ich ist so beschaffen, daß es für sich allein nicht bestehen will. Die Bibel erzählt in schönem Gleichnis, daß Gott von Adam gesagt habe: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. So schuf er ihm das Du. Wir haben zu zeigen versucht, wie umgekehrt das Ich aus dem Du entsteht. Es ist ein Planet des Du und braucht diese Sonne um seines ruhigen Umlaufes willen. Das Göttliche, dessen Wesen die Allmacht ist, hat drei Häuser, in die wir es zu verschiedenen Zeiten verlegen. Allmächtig scheinen dem Kinde die Eltern, allmächtig ist der Vater im Himmel und allmächtig fühlt sich das Kind selber durch Verschlucken und Nachahmen der Außenwelt. Man könnte auch sagen, die starke kindliche Phantasie mache das Kind allmächtig.

Freud nennt den Glauben an die eigene grenzenlose Kraft, die irgendwo verborgen niemals ganz verloren geht: die Allmacht der Gedanken. Der Urglaube an die Macht des Du, innig mit Liebe verwandt, geistert durch die Seele. Kein Wunder, daß dem Kinde in diesem gefährlichen Spiel vor seiner Gottähnlichkeit manchmal bange wird.

6

Schuld und Strafe – ein Stück Rousseau

Ausgangspunkt ist immer wieder die biologische Notwendigkeit, geliebt zu werden, die für das kleine Kind besteht und ohne die es nicht leben kann. Geliebtwerden wird aber für das Kind sehr bald gleichbedeutend mit Lieben. Das Kind liebt die Personen, von denen es geliebt und betreut wird, wie ein Spiegel die Strahlen zurückwirft, die auf ihn fallen. Aus dieser ursprünglichen Gegenseitigkeit von Lieben und Geliebtwerden entsteht später im Leben die Annahme jedes Liebenden, daß die Person, zu der er in Liebe entbrennt, ihn auch wieder lieben müsse. Ein Verliebter ist außerstande zu begreifen, daß das Objekt seiner Liebe ihn nicht wieder lieben könnte, und die meisten Liebestragödien beginnen so, wie Heines Buch „Le Grand": „Sie war liebenswürdig und Er liebte sie. Er aber war nicht liebenswürdig und Sie liebte ihn nicht." Aus derselben Ecke kommt die drollige Verwechslung in den Briefen einfacher Leute, die abschließend schreiben: „Es grüßt Dich Dein geliebter Hieronymus." Es liegt nicht an dem, daß der Schreiber die aktive Form mit der passiven verwechselt, sondern

er sieht da in seinem kindlichen Gemüte kaum einen Unterschied.

Lange Zeit kann beim Kinde ein Zweifel über die Tatsache des Geliebtwerdens gar nicht aufkommen. Es fühlt sich in der Lage, diese Liebe jederzeit zu erzwingen und ist ihrer sicher. Wenn das kleine Kind schreit, dann rennt das Volk, um es zu beruhigen und das geschieht durch liebevolle Erfüllung seiner Wünsche. So wird das Kindergeschrei zur ersten Waffe und wer die Kinderstube kennt, der weiß, was für eine fürchterliche Waffe Kindergeschrei werden kann. An Unfehlbarkeit der Wirkung wird diese Waffe von keiner Präzisionsmaschine späterer Kriege übertroffen. Wenn das Kind heranwächst, dann lernt es, noch andere Waffen gebrauchen, deren Wirkung ganz allein auf der Tatsache beruht, daß man das Kind liebt und nicht wünscht, daß es zu Schaden komme. So eine Waffe ist zum Beispiel die Verweigerung der Nahrung. Normale Kinder können niemals genug zu essen bekommen. Andere Kinder werden durch Unarten beim Essen: nicht kauen, nicht schlucken wollen, endlose Verzögerung der Mahlzeiten, bis die Speisen kalt und ungenießbar werden, zu einem schweren Kreuz für die Eltern, Pfleger und Kinderärzte. Zu solchen Kindern sagt man dann, daß sie schlimm seien, ihre Eltern offenbar nicht liebten, daß der schwarze Mann kommen werde und noch schlimmere Drohungen.

Ein sonst reizendes Mädchen zwischen zwei und drei Jahren konnte nicht gedeihen, weil es fast alle Nahrung zurückwies. Man mußte es endlich aus dem Familienkreis

entfernen und brachte es in eine Anstalt. Als es zur ersten Mahlzeit kam, sagte das Mädchen: „Wird man mir jetzt die Zunge abschneiden? Mit einer Schere wird man mir die Zunge abschneiden." Man hatte also diese schreckliche Drohung vor dem Kinde ausgesprochen. Das Kind spielte auch Zunge-Abschneiden, indem es ein Stück Holz oder einen Baukastenstein nahm und damit auf seiner Zunge sägte. Später stellte sich heraus, daß die Drohung sogar von der eigenen Mutter herstammte. Ein Schauer kann dem erfahrenen Kinderbeobachter über den Rücken laufen, wenn er so etwas erlebt. Liegt schon in der Tatsache, daß die Nahrung verweigert wird, ein Kampf, den das kleine Würmchen mit den Riesen führt, von denen es umgeben ist, so wird dieser Kampf durch Drohungen ins Unerträgliche verschärft. Der Kampf des Kindes gegen seine Autoritäten beginnt immer dort, wo ein Widerspruch zwischen den Bedürfnissen des Kindes nach Liebe und seinen tatsächlichen Erlebnissen besteht. Die Liebe, welche dem Kinde frommt, muß gleichmäßig sein wie ein lauwarmes Bad, auf dessen immer gleiche Temperatur die Pflege sieht. Die Mutter dieses Kindes war selbst eine nervöse Frau, mit ihrem eigenen Liebesleben nicht einverstanden, vergnügungssüchtig, kümmerte sich meistens wenig um ihre Kinder, unterlag aber manchmal Anfällen von Zärtlichkeit. In solchen Zeiten packte die schöne Frau ihr Kleines und erdrückte es förmlich in Umarmungen und Küssen. Sie wusch es, verabreichte ihm Klystiere — dieses höchst bedenkliche Stück Kinderpflege — fütterte es selbst mit Speisen, die sie nach dem berühmten Nem-

system*) gemessen und selbst zubereitet hatte. Dann war sie wieder wochenlang im Kinderzimmer gar nicht zu sehen. Mit dieser Art geliebt zu werden, sind Kinder nicht einverstanden. Zuwider ist ihnen sowohl die große Zärtlichkeit als die Ungleichmäßigkeit der Fürsorge. Es ist sehr schlimm, wenn die schlummernden Triebe des Kindes durch ein Zuviel an Zärtlichkeit frühzeitig geweckt werden. Dem gesunden Kinde mit seiner natürlichen Herbheit ist hitzige Zärtlichkeit zuwider. Sie kann ihm aber zum Bedürfnis werden, wenn es dem Ansturm der Fleischmassen unterliegt, in denen es genudelt und gequetscht wird. Ist dieses Bedürfnis einmal geweckt, dann will es auch befriedigt werden. Das Kind ist kein Spielzeug, das man einmal hervorholen und dann wieder in die Ecke werfen kann. Keine Puppe, die man ungestraft abknutscht. Das Kind antwortet auf die Nichtbefriedigung seiner Triebe mit dem, was man seit undenklichen Zeiten: Schlimmsein nennt. Das Kind hat hundert Möglichkeiten, um schlimm zu sein. Die Erwachsenen haben tausend, es schlimm zu nennen. Die wenigsten „Erzieher" ahnen, daß sie immer selbst schuld sind, wenn die Kinder schlimm sind, und darüber hinaus, daß dieses Wort in der Kinderstube gar nicht gebraucht werden dürfte. Man sagt aber den Kindern so oft vor, daß sie schlimm, das heißt schuldig seien, bis man ihnen Schuldbewußtsein beigebracht hat, von dem man dann nicht behaupten darf, es sei in der Erbanlage mitgebracht.

Es ist eine Eigenschaft der Liebe, daß hinter ihr der

*) Nem ist der Nährwert von 1 Gramm Milch, die von einem Wiener Kinderarzt ersonnene Nahrungseinheit bei Berechnung des Nährgehaltes einer Kost.

Haß lauert. Hinter dem Haß aber steht die Schuld. So wie Lieben und Geliebtwerden eins sind, so ist auch Hassen und Gehaßtwerden eines. Wenn man dem Kinde böse Worte gibt, dann fühlt es sich gehaßt, und wenn es sich gehaßt fühlt, dann haßt es. Erlaubt man aber einem kleinen Kinde, seinen Haß auszuleben? Kinder sollen ein niedliches Spielzeug für ihre Eltern sein, kleine Engelchen, denen man erlaubt, Kußhändchen zu werfen, denen man aber mit dem schweren Geschütz kommt, wenn sie einmal ihr kleines Händchen aufheben und einen Faustschlag gegen die Eltern führen. Die Erziehung besteht ohnehin darin, daß man das Kind in einen Käfig stellt, der einige Ausgänge besitzt, über denen dann allenthalben geschrieben steht: „Verboten, verboten, verboten!" Anstatt sich zu freuen, wenn ein gesundes Kind immer wieder diese Verbote übertritt, kommt man dem Kinde mit physischer Gewalt, das ist mit Schlägen und anderen körperlichen Strafen, oder man straft das Kind mindestens moralisch, indem man ihm sagt, es sei schlimm, ein schlechter Kerl, dem man keine Geschenke mehr geben kann, und daß man es überhaupt nicht mehr lieb habe. Die einfachste Überlegung zeigt, daß man dem Kinde mit negativen Bezeichnungen (Du bist ein Lügner, ein Feigling oder gar ein Dieb) überhaupt nicht kommen darf. Man soll die Kinder gar nicht erst in eine Lage bringen, in der sie sich schuldig fühlen. Wenn man diese Forderung nicht einhalten kann, dann ist es besser, das Kind von anderen Menschen erziehen zu lassen, die besser verstehen, wie man mit Kindern umzugehen hat. Statt dessen wird dem Kinde der

ungleiche Kampf, in dem es schuldig werden muß, geradezu aufgedrängt.

Das erste ist, daß man sich gar nicht die Mühe nimmt, zu verstehen, was das Kind eigentlich will. Die Montessori erzählt folgende Geschichte: Einige Kinder standen an dem Geländer eines Teiches, um die Wasservögel zu bewundern, die auf seinem Spiegel schwammen. Ein kleiner Knabe, der auch zuschauen wollte, stand im Hintertreffen und konnte nichts sehen. Er dachte nach, was er da unternehmen könnte. Man sah ihm an, wie er nachdachte und wie er, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, auf einen kleinen Sessel zuging, der unweit stand. Es war klar, daß er diesen kleinen Sessel zum Teiche tragen wollte, um ihn zu besteigen und so über die Schulter der größeren Kinder hinwegzusehen. In diesem Augenblicke dreht sich die Pflegerin nach dem Kinde um und als sie sah, daß er nicht mitzuschaute, nahm sie ihn, hob ihn in die Höhe und erzielte den Erfolg, daß das Kind zu schreien anfing und auf die gute Pflegerin losschlug. Die Pflegerin hatte das Kind um den Erfolg seines Nachdenkens gebracht. Das Kind war im Begriffe, aus eigener Kraft ein Stück Leben zu erobern und die Pflegerin machte diesen Keim zunichte. Dieses Kind wurde schlimm genannt und schlecht und strafwürdig, weil es auf die gute Pflegerin losschlug, die doch nur sein Bestes wollte. Im Augenblick, in dem das Kind sich wehrte, war es im höchsten Sinne des Wortes in seinem Rechte. Wenige Augenblicke später war ihm der Zusammenhang unklar geworden und da es von allen Seiten beschimpft wurde, fühlte es sich schuldig.

Die Frage der Schuld ist eine Urfrage der Menschheit und die Religionen aller Völker haben sich bemüht, dieser Frage gerecht zu werden. Das Christentum spricht von einer Erbschuld, nimmt also an, daß wir schuldig geboren werden und nur durch die Gnade der Kirche auf mehr oder weniger mystischem Wege entschuldet werden können. Die Ablehnung der irdischen Freuden von Seiten der Jenseits-Religionen bringt mit sich, daß das Zentrum unserer Schuld im sexuellen Leben gesehen wird. Selbst ein so gewaltiger Denker wie Schopenhauer stimmt in diesem einen Punkte mit der Kirche überein, daß unsere Zeugung, der lustbetonte Akt der Eltern, die Schuld des Kindes sei, die das Kind, das sind wir selber, durch ein langes Leben voll Leiden büßen müsse. Ob die Schuld wirklich ein Erbgut der Menschheit ist, kann der Naturbeobachter nicht entscheiden. Sicher ist, daß unsere Kinder, ebenso wie sie ohne Scham sind, auch ohne Schuldgefühl geboren werden, und daß wir das Schuldgefühl in unseren Kindern durch falsche Maßnahmen entwickeln. Ein Mensch ohne Schuldgefühl ist kaum denkbar. Kant behauptet, selbst Verbrechernaturen wüßten, daß und wann sie Unrecht tun. Diese Behauptung ist von den Forschungen Lombrosos bestritten, von neueren Kriminologen (Erich Wulffen) wieder in ihr Recht eingesetzt worden. Es gibt Menschen, bei denen man zur Annahme gedrängt wird, sie hätten gar kein Schuldbewußtsein. Bei tieferem Eingehen in ihr Seelenleben findet man fast immer, daß Schuldgefühl nur im Bewußtsein fehlt, im Unbewußten der Seele aber wirksam ist. Völliges Fehlen von Schuldbewußtsein ist eine Krankheit, die den Men-

schen zur Bestie machen müßte. Ohne die Erkenntnis von Gut und Böse könnte man ein Kind nicht erziehen. Wenn man es aber zu früh schuldig werden läßt, dann wird es entmutigt und kann das Leben nicht erobern. Es ist kein Heldenstück, ein Kind schuldig werden zu lassen. Wir sind alle Sadisten und benützen die Schwäche des Kindes, wenn nicht die körperliche, so doch seine geistige, um es in Konflikte zu bringen, an denen wir unseren Spaß haben. „Wen hast Du lieber, den Vater oder die Mutter?" — Das ist so eine Frage, die das Kind nicht entscheiden kann, ohne schuldig zu werden. Glücklicherweise sind manche Kinber klüger als die Eltern und antworten: „Beide". Wenn das Kind diese erlösende Antwort nicht findet, dann stellt sich der zurückgesetzte Elternteil gekränkt — ist es wohl auch wirklich — und das Kind kann aus dieser Zwickmühle nicht mehr herauskommen. Noch schlimmer ist es, wenn die Eltern vor dem Kinde Streit haben und das Kind entweder als Schiedsrichter aufgerufen wird oder wenigstens zusieht und für sich allein Stellung nimmt.

Ein Kind männlichen Geschlechtes hat einmal zum Stolze der Mutter den Ausspruch getan: „Meine Mutter ist die schönste Frau". Die Freundin der Mutter sagte, um das Kind im Spaß zu reizen: „Deine Mutter ist häßlich", worauf der kleine Kavalier gegen die Freundin losging und ihr mit der Faust drohte. Die Mutter war darüber so erfreut, daß sie Besucher regelmäßig aufforderte, vor dem Kinde zum Scherze zu sagen, daß die Mutter nicht schön sei. Einige Zeit lang ging das Kind gegen die Besucher los. Schließlich klappte die Sache nicht mehr, der feuerspeiende Berg war ausgeraucht und der

reizvolle Keim früher Ritterlichkeit ausgerottet. In einem ähnlichen Falle veranlaßte eine Mutter den Vater selbst, zum Spasse vor dem Jungen schlecht von der Mutter zu sprechen. Der Junge ging los und wurde schuldig.

Es gibt Leute, welche Flöhe dressieren, dann im sogenannten Flohzirkus herzeigen, wie sie zu sechs oder acht einen winzigen Papierwagen ziehen und andere Kunststücke verrichten. Die Dressur geschieht folgendermaßen: Man sperrt die Flöhe zwischen zwei Glasplatten. Wenn die Flöhe springen, dann stoßen sie sich an der oberen Glasplatte und das so oft, bis sie nicht mehr springen. Ähnlich werden viele Kinder erzogen. Während aber das Seelenleben von Flöhen entweder nicht existiert oder uns gleichgültig ist, geht in den Kindern, die man immer wieder schuldig werden läßt, etwas vor und es ist sehr nötig, daß man erfahre, was da vorgeht, um dauernden Schaden zu vermeiden. Die Psychologie des Kindes kann nicht studiert werden, ohne die Psychologie der Erwachsenen, mit denen das Kind in Gemeinschaft lebt. Hier stoßen zwei verschiedene Welten aufeinander: die fertige, erstarrte, selbstgefällige Parvenüwelt der Erwachsenen und die ganz andersartige praelogische Welt des Kindes. Man hat die Welt des Kindes traumhaft genannt. In der Tat steht das Kind zwischen Schlafen und Wachen.

Im Praelogischen liegt das Glück des Kindes. Praelogisch ist die Einigkeit von Lieben und Geliebtwerden, die für das kleine Kind besteht. Logisch ist der Zweifel, der am Glücke des Kindes frißt. Das Kind erkennt den Unterschied zwischen Lieben und Geliebtwerden durch logisches Begreifen seiner Erlebnisse. Was nützt es mir zu

lieben, wenn ich nicht wieder geliebt werde? Diese Logik macht das Kind einsam. Aus der Einsamkeit rettet sich das Kind in eine neue praelogische Sphäre, die man in Ermanglung eines Wortes, das besser passen würde, mit den Begriffen Hassen und Gehaßtwerden bezeichnen kann. Wie der erwachsene Liebende immer wieder versichert werden will, daß er geliebt wird, als ob die Liebe wie ein flüchtiges Wunder aufhörte zu sein, wenn sie nicht immer wieder beteuert wird, so fühlt das Kind sich einsam, wenn einmal seine Zweifel rege geworden sind, fühlt sich verarmt und gehaßt.

Die Erzieher haben seit Urzeiten in ihr System den Begriff der Strafe eingeführt. Die Strafe aber ist Gift für das kindliche Seelenleben. Niemals wird ein Kind, dessen Eigenart noch nicht geknickt ist, die Berechtigung des Strafens anerkennen. Liegt doch das Recht zu strafen ausschließlich im Recht des Stärkeren. Die modernen Strafrechtstheorien, die sich auf Erwachsene beziehen, schlagen vielfach vor, die Strafe überhaupt aus dem Betriebe der Kulturwelt auszuschalten. Die Gesellschaft hat ein Recht, sich vor Schädlingen zu schützen und dieses Recht geht soweit, daß sie Schädlinge unter Umständen aus ihrer Mitte entfernen muß. Die körperliche Strafe ist bereits in allen Kulturstaaten abgeschafft, in vielen Kulturstaaten auch die Todesstrafe. Die Richtung der Strafrechtstheorie geht dahin, auch die anderen Strafen abzuschaffen. Was für Erwachsene gilt, muß umsomehr für Kinder gelten, die wir unsere Lieblinge nennen und für deren Wohlergehen wir angeblich hauptsächlich leben. Die Strafe zwingt das Kind zuweilen, aber sie

bessert es nicht. Sie weckt in der Seele des Kindes den Trotz, den Gedanken der Rache, und wird das Kind entweder entmutigen oder schuldig machen. Man muß sich mit der merkwürdigen Tatsache vertraut machen, daß das Schuldgefühl des Kindes durch Strafe bedenklich gesteigert wird. Auch hier ist der Unterschied gegen Erwachsene nicht so groß, wie er scheint. Der Übeltäter empfindet Schuld und Reue vornehmlich dann, wenn er erwischt worden ist und nun der sicheren Strafe entgegensieht. Bevor er erwischt worden ist, hat er hauptsächlich Angst, daß er erwischt werden könnte. Dieser Angst ist er ledig, wenn ihn die Behörden einmal gepackt haben. Erst die sichere Aussicht auf Strafe oder gar die Strafe selbst erzeugen das Schuldgefühl. Oskar Wildes Ballade „Aus dem Zuchthaus zu Reading" ist eine erschütternde Urkunde dafür, daß die Strafe Bußfertigkeit erzeugt. Da die Strafe ihrem Wesen nach nur bei Bestehen eines Schuldbewußtseins berechtigt ist, liegen hier wiederum praelogische Verhältnisse vor, bei denen Ursache und Wirkung vertauscht sind. Unter den Mißgriffen der Erziehung, welche das Kind schuldig machen, ist die Strafe die schlimmste. Sie hat noch gefehlt im Zusammenleben von Kindern mit Erwachsenen, um ein vollkommenes Chaos zwischen Lieben und Geliebtwerden, Hassen und Gehaßtwerden, Zweifel, Angst und Trotz zu erzeugen.

In solchem Chaos entwickelt sich das, was von Psychologen (Reik, Aichhorn) das Strafbedürfnis genannt worden ist. Die Kinder machen sich immer wieder schuldig, um die Strafe herbeizuführen. Sehr einfach erklart J. J. Rousseau dieses Bedürfnis in seinen Be-

kenntnissen. Er erzählt von seiner Erzieherin, die ihn züchtigte, wenn er etwas angestellt hatte. Die Züchtigung wurde für den Knaben lustbetont und er gesteht, daß er absichtlich Situationen herbeiführte, um von der Erzieherin geschlagen zu werden. Hier liegt ein frühzeitig erwachtes Triebleben vor und die Schläge des Fräulein Lambercier waren sexualisiert. Der kleine Jean Jacques war in seine Strafe verliebt. Die Liebe ist so stark im Kinde, daß sie alles frißt, was ihr geboten wird. Sie frißt auch Schläge, wenn sie keine andere Nahrung erhält. Sie nimmt Steine für Brot, wenn es nur die geliebten Personen sind, von denen die Strafe ausgeht.

Weniger deutlich sind die Fälle, die man gewöhnlich in der Kinderstube oder im ärztlichen Ordinationszimmer sieht, wenn die häuslichen Verhältnisse unhaltbar geworden sind. Die Kinder werden unfolgsam, lügen, stehlen sogar mitunter, werfen mit Gegenständen nach den anderen, ergreifen in schlimmen Fällen Messer und andere lebensgefährliche Instrumente. In allen diesen Fällen liegt die Schuld durchaus bei den Erziehern. Man kann das sagen, weil alle diese Kinder gebessert werden, wenn man sie ihrer gewöhnlichen Umgebung entzieht und in die Hände erfahrener Jugendfürsorger bringt. Was diese Fürsorger dann hauptsächlich zu tun haben, ist, die Strafe und die Möglichkeit der Strafe aus dem Leben des Kindes zu entfernen.

Seit Rousseau predigen erlesenste Geister, daß man Kinder überhaupt nicht strafen solle, woraus folgt, daß man sie auch nicht für „Bravsein" belohnen darf. Die praktischen Erzieher halten diese Forderung für un-

durchführbar. Bei einem Spaziergang in einem Walde traf ich zwei Dorfkinder, neunjährige Knaben, die schrieben in ein Heft und was sie schrieben, war eine Strafe. Der Herr Lehrer hatte ihnen befohlen, daß sie tausendvierhundertmal (!) schreiben müßten: Während des Unterrichts darf man nicht sprechen. Das schrieben sie nun im Schatten am rieselnden Bache. Sie schrieben untereinander: Während, während, während ...... tausendvierhundertmal, darf, darf, darf .... tausendvierhundertmal. Sie brauchten eine Woche, bis sie's fertig hatten. Es wird eine Zeit kommen und sie ist nahe, in der man solche Jugendbildner an den Pranger stellen wird. Aber heute sind noch mehrere hunderttausend Lehrer und Oberlehrer bis zum tiefsten Grunde ihres Ichs überzeugt, daß Erziehung ohne Strafe unmöglich sei. Sie wissen nicht, daß sie unter dem Vorwand der Erziehung ihren Sadismus ausleben.

Es gibt Kinder, die dem Wesen der Strafe als Besserungsmittel, als Abschreckung oder gar als Sühne sehr lange ablehnend gegenüberstehen. Andere sehen die Berechtigung der Strafe ein und wo die Zucht am höchsten ist, dort sprechen Kinder über die Strafen, die ihnen gebühren, wie Juristen, die das Gesetzbuch studiert haben. Der kleine Hansi wacht des Morgens schon sehr früh auf und läßt die Mutter dann nicht mehr schlafen. Es ist Sommer und Badezeit. Die Mutter sagt: „Weil Du schon wieder so früh Lärm gemacht hast, darfst Du heute nicht an den Strand gehen". Der Junge erwidert: „Ja, es hat in der Nacht geregnet und da ist es am Strande zu naß." — „Nein", sagt die Mutter, „es ist am Strand

nicht zu naß, aber Du sollst Strafe haben." Der Junge: „Dann gehen wir in den Wald. Dort ist es auch schön." Er nimmt die Gewaltmaßregel der Strafe als Naturereignis, gegen das er nicht aufkommen kann. Als Sühne für sein Verbrechen, als eine durch sein Verhalten erzeugte Gegenmaßregel versteht er die Strafe nicht. Und wirklich: welcher Denkzusammenhang besteht zwischen der Tat des Lärmens am Morgen und dem Verbot des Strandes? Das sind zwei Angelegenheiten völlig verschiedener Natur und nur Willkür bringt sie in ursächliche Verbindung. Einen anderen Sinn als den der Gewalt hat eine Strafe in aller Welt noch nie gehabt. Der kleine Hansi ist im Recht, wenn er so lange als möglich versucht, einen Sinn hineinzulegen: am Strand ist es naß . . . . im Wald ist es auch schön. Wenn die Mutter in der Früh ausschlafen will, dann soll sie dem Buben die Möglichkeit nehmen, sie aufzuwecken. Sie mag auch dazu Gewalt nötig haben. Aber die Gewalt der rechtzeitigen Entfernung des Störenfrieds gibt sich wenigstens als das, was sie ist, kommt nicht mit dem Mäntelchen der Moral bekleidet, die das Kind durchschaut, wie jenes andere Kind in Andersens „Des Kaisers neue Kleider", als es rief: „Aber, er ist ja nackt."

„Gut erzogene" Kinder anerkennen die Berechtigung der Strafe. Wenn sie was angestellt haben, dann melden sie sich zum Rapport und fragen Vater oder Mutter interessiert: „Wie wirst du mich heut strafen? Vielleicht kein Obst, oder lieber Zimmerarrest. Oder daß ich nicht zu Schulzes Ilse gehen darf am nächsten Sonntag." Man sieht, die Kinder schwelgen in den Möglichkeiten

der Strafe. Sie sind in das Gestraftwerden verliebt und seit den Geständnissen Rousseaus sollten Erzieher wissen, daß da im Kinde Masochismus keimt, der den Charakter und die Eroberung des Lebens bedenklich einschränkt. Was Psychologen das Strafbedürfnis nennen, wird von Religionslehrern gern aufgenommen und zu tiefsinnigen Abhandlungen über das Wesen der sündhaft geschaffenen Seele verwendet. Dem Strafbedürfnis liegt aber nichts anderes und nicht mehr zu Grunde als frühe Prügel — wirkliche oder moralische — die dem Kinde zum Symbol der gleichwohl verläßlichen Elternliebe geworden sind, dieser Elternliebe, die so ansehnlich mit Haß legiert ist, wie man Gold legiert, um es härter und haltbarer zu machen.

Zurück zu dem kleinen Mädchen, das nicht essen wollte und dem man mit dem Abschneiden der Zunge gedroht hatte. Man ahnt nicht, wie finster die Rachegedanken sind, die so ein Kind brütet, das in seinem Glauben an die Liebe der Eltern so schmählich enttäuscht worden ist, finster auch in dem Sinne, daß sie niemals eindeutig bewußt werden. Das Kind hat Angst vor den eigenen Rachegedanken. Hassen und Gehaßtwerden ist für das Kind eines. Die Rache fällt auf es selbst zurück und aus dem Wunsche, der Rache zu entgehen, entsteht der Wunsch, sich zu entsühnen, das ist aber Strafbedürfnis. Das entsühnte Kind kann wieder geliebt werden, sich geliebt fühlen. In diesem Sinne kann man mit Hegel sagen, die Strafe sei gar das R e c h t des Verbrechers. Durch die Strafe wird nach Hegel die Übeltat gewissermaßen neutralisiert und aus der Welt geschafft. So unbrauchbar und gefährlich diese Auffassung in der praktischen Straf-

rechtspflege ist — denn etwas Geschehenes kann man nicht ungeschehen machen —, so sichtbar geht es im kindischen Gehirne nach dieser Regel zu. Die Regel ist eben kindisch im wahren Sinne des Wortes.

Alles das ist ein wenig verwickelt und gleicht dem gordischen Knoten, der nur mit Gewalt gelöst werden konnte. Wenn die Kinder einmal in diesem Chaos stecken, dann muß das Kind aus seinem Milieu herausgenommen werden. Die Schuldbindungen zwischen ihm und seiner Umgebung sind anders nicht zu lösen . . Das Kind sitzt bei Tisch. Die Erwachsenen beurteilen Gut und Böse — beim Kind Brav und Schlimm genannt — ausschließlich danach, ob ein Kind unbeweglich oder tätig ist. Wenn das Kind wie eine Holzfigur schweigend dasitzt, dann nennt man es brav. Wenn es nach Kinderart zu spassen aufgelegt ist, laut lacht oder mit dem Besteck klappert, wenn es viele Fragen stellt, oder nicht aufhören will zu erzählen, dann nennt man es schlimm. Der kleine Franzl ist schlimm. Da man ihm bei Tische zuviel vorwirft, wird er trotzig und wirft ein Stück Brot auf die Erde. „Du wirst es sofort wieder aufheben." Der Franzi folgt nicht. Ein fremder Herr ist zu Besuch da und sitzt am Tisch. Die Mutter sagt zu ihrem Kinde: „Soll ich dich wieder hinauswerfen, wie gestern?" Sie wendet sich an den Gast und fragt ihn: „Was soll man mit einem so schlimmen Kinde machen?" Der Gast mischt sich drein. Franzi ist der Überzeugung, daß es den Gast schon gar nicht angehe, was er treibt, und um diesen Standpunkt zu bekräftigen, stößt er an das Wasserglas, daß sein Inhalt über das Tischtuch fließt. Das Signal ist gegeben, die Mutter

erhebt sich und schleift den widerspenstigen Jungen mit Gewalt zur Tür hinaus.

Das ist eine Szene aus dem täglichen Leben, die zeigt, wie flüchtig Kinder behandelt werden, wie man sie schuldig macht, dann straft, dann zu Rache, Trotz und Ungehorsam zwingt, neuerdings straft und so ins Endlose weiter. Da man die Mutter nicht klüger machen kann, als sie ist und den sechsjährigen Knaben nicht so klug, wie er vielleicht in zehn Jahren sein wird, bleibt hier nur eines übrig: der Milieuwechsel. Er ist die stärkste Waffe im Kampfe gegen die Verständnislosigkeit der Eltern.

Franzi ist ein vorgeschrittener Fall. Man kann die Entstehung des Schuldgefühls und die Ungeschicklichkeit der Erzieher auch an weniger vorgeschrittenen Fällen studieren. Der vierjährige Karl hängt sehr an seinem Kindermädchen. Die Mutter ist anders beschäftigt und kümmert sich wenig um den Knaben. Es ist natürlich, daß der Knabe dort liebt, wo ihm Liebe entgegengebracht wird. Eines Tages ist die Mama gut aufgelegt und macht einen Spaß. Sie schlägt nämlich vor dem Kinde nach dem Kindermädchen und sagt dazu: „Garstige Fanny, schauen Sie, daß Sie weiterkommen!“ Das ist so einer von den Scherzen, die man mit Kindern aufführt, weil die Kinder in ihren Erwiderungen so unterhaltend und so originell sind. Karli läßt aber mit sich nicht spassen und da man seine geliebte Fanny berührt hat, ergreift er einen Teller und wirft ihn nach der Mutter. Damit nicht genug und rot vor Zorn sagt er: „Ich werde dir gleich den Tisch ins Gesicht werfen!“ Das ist rührend. Der Tisch ist ein großer Speisetisch aus Eichenholz, zwanzigmal zu schwer für die Kraft des Kin-

des. Die Mutter hält sich für verpflichtet, den Zornesausbruch des Kindes, den sie selbst auf eine so fragwürdige Weise hervorgerufen hat, zu strafen. „Karli", ruft sie, „gegen deine Mutter!" – „Ja, weil du Fanny geschlagen hast."

Solche Kindergeschichten aus dem häuslichen Kreise sind nur die schwachen Vorspiele dessen, was später in der Schule geschieht. Das Zusammenwirken von Schule und Haus ist leider meistens so zu verstehen, daß die Kinder zwei Feinde haben: Die Schule und das Haus. Wen das Haus verschont, den bricht die Schule und umgekehrt. Es ist vielleicht in den letzten Jahrzehnten etwas besser geworden. Ganz befriedigend kann das Zusammenwirken von Schule und Haus kaum jemals werden.

Am rührendsten ist das Kind, wo es fremde Schuld auf sich nimmt. Recht verstanden ist die Schuld des Kindes immer fremde Schuld, denn es sollte der oberste Grundsatz der Erziehung sein, das Kind nicht schuldig werden zu lassen. Hat sich das Gerechtigkeitsgefühl des Kindes entzündet, dann ist es besser imstande als ein Erwachsener, fremde Schuld zu fühlen und drückt seine Erkenntnis in praelogischer Form so aus, daß es selber schuldig wird. Es büßt für andere, deren Schuld es auf sich genommen hat. Ein zehnjähriger Knabe hörte zu lernen auf, benahm sich in der Schule, wo er früher einer der Besten gewesen war, widerspenstig und war so zerstreut, daß man wohl merkte, es sei etwas bei dem Jungen nicht richtig. Häusliche Nachhilfe nützte nichts, weil sie an der passiven Resistenz des Jungen scheiterte. Tatsächlich fiel er durch und mußte die Klasse wiederholen. Nach langer Beschäfti-

gung mit dem Jungen, zu der ein Facharzt zugezogen wurde, und die kein Resultat ergab, klärte sich die Situation folgendermaßen auf: Die Mutter erschien beim Arzte in Gesellschaft eines Mannes, der nicht ihr Gatte war. Dieser Mann ergriff das Wort und sagte, daß man es mit dem Buben nicht mehr aushalten könne, er sei ein nichtswürdiger Charakter, die Mutter weine sich die Augen aus vor Kummer und er glaube, daß mit diesen modernen humanen Grundsätzen nichts erzielt werden könne. Den Buben müsse man täglich prügeln, bis er seinen Widerstand aufgebe. Das war ein Zornesausbruch, der alles erklärte. Der Mann war der Liebhaber der Mutter und während der Vater des Knaben, wie so viele Gatten, nichts zu merken schien, war der Knabe von der Schuld seiner Mutter tief ergriffen und wurde selber schuldig. Natürlich geht auch das auf dem Umweg über den Besitzstand des Knaben. Er will die Liebe seiner Mutter nicht mit einem fremden Manne teilen.

Man schreibt mir aus der Heimat des Knaben, daß der Vater des Kindes sich erschossen hat. Ursache: Familienzerwürfnis. Ein Jahr ist vergangen, seitdem der Junge zuletzt bei mir war. Kinder sind feine Elektroskope. Sie geben Ausschlag, bevor das Übel offenbar geworden ist. Vor einem Jahr wäre noch manches zu verbessern gewesen. Ich lud damals die Mutter ein, mich zu besuchen. Ich hätte ernst mit ihr zu reden. Die Psychoanalyse, die den Rezeptschreibern unter den Ärzten immer noch so zuwider ist, wird langsam aber unaufhaltsam zur modernen Seelsorge. Die Mutter kam nicht. Heute ist sie Witwe. Das Seelenheil zweier Menschen ist in schwerer Ge-

fahr: des Kindes lockige Unschuld und der schuldige Eton-scheitel der Mutter.

Wie langsam Gottes Mühlen in Fragen der Erziehung mahlen, sieht man, wenn man einen Blick in Rousseaus „Emile" wirft, der 1761 erschien und nicht nur auf die Zeitgenossen gewaltige Wirkung übte, sondern bis heute nicht aufgehört hat, menschliche Herzen zu bewegen. Wie Voltaire soviele Beschränktheit und Vorurteile mit Keulenschlägen niedergeworfen und dennoch nicht ausgerottet hat, so ist seit Rousseau die Unsinnigkeit und völlige Zweckwidrigkeit der landläufigen Erziehung am Tage. Daß es so langsam besser wird, liegt an Ursachen, die dem Verstande offenbar nur schwer zugänglich sind. Niemand will einsehen, daß Kinder Kinder sind und ihr eigenes Recht beanspruchen.

„Es gibt nichts, was so sehr unser Mitleid erregt, wie ein eingeschüchtertes Kind. Warum wollen wir, da mit dem Alter der Vernunft ohnehin die bürgerliche Sklaverei beginnt, dieser noch die Privatsklaverei vorangehen lassen? Mögen doch diese strengen Lehrer, mögen Väter, die ihre Kinder in knechtischer Furcht erhalten, die Natur ihrer Kinder kennen lernen, bevor sie ihre eigenen kleinlichen und nichtigen Methoden herausstreichen ..... Das Kind hört entweder nicht auf euch oder es wird sich über die moralische Welt, von der ihr ihm redet, völlig phantastische Vorstellungen machen, Vorstellungen, die ihr nie wieder bei ihm verwischen werdet.

In der Forderung, durch Vernunft auf die Kinder einzuwirken, gipfelt Lockes Hauptgrundsatz, dem man heutzutage vielfach huldigt. Der Erfolg scheint mir wenig zu

seinen Gunsten zu sprechen. Mir wenigstens ist nie etwas Einfältigeres vorgekommen, als ein in dieser Weise erzogenes Kind. Von allen Fähigkeiten des Menschen entwickelt sich die Vernunft, die gleichsam der Inbegriff aller Fähigkeiten ist, am schwierigsten und spätesten und nun will man sich der Vernunft bedienen, um die anderen Fähigkeiten zu entwickeln! Das Meisterstück einer guten Erziehung besteht in der Bildung eines vernünftigen Menschen und nun meint man, das Kind durch die Vernunft erziehen zu können. Das heißt, beim Ende anfangen, das Werk zum Werkzeug machen zu wollen. Wenn die Kinder auf vernünftige Vorstellungen hörten, brauchten sie nicht erzogen zu werden.

Das Gute und das Böse zu unterscheiden, den Grund der menschlichen Pflichten zu erkennen, übertrifft die Fähigkeit eines Kindes . . . . Auch begnügt ihr euch ja nicht, eure Zöglinge mit Vernunftgründen zu überzeugen, sondern ihr nehmt zu Gewalt und zu Drohungen eure Zuflucht oder, was schlimmer ist: zu Schmeicheleien und Versprechungen . . . . wenn sie so überwältigt sind, dann glaubt ihr noch immer, sie moralisch gemacht zu haben, während ihr sie doch nur ermüdet oder eingeschüchtert habt.

Ihr flößet ihnen dadurch, daß ihr ihnen eine Pflicht auferlegt, die sie als solche nicht empfinden, Widerwillen gegen eure Tyrannei ein und verscherzet ihre Liebe; sodann lehrt ihr sie heucheln, lügen und trügen, um Belohnungen zu erpressen oder sich Strafen zu entziehen; ihr lehret sie, indem ihr sie mit Worten abspeiset, die für das Kind keinen Sinn enthalten, euch Gleiches mit Gleichem

zu vergelten: sie plappern euch was vor und verbergen ihren wahren Charakter."

„Der fortwährende Zwang, in welchem ihr eure Zöglinge erhaltet, erregt ihre Lebendigkeit noch mehr; je gezwungener sie sich unter euren Augen fühlen; desto wilder sind sie von dem Augenblicke an, wo sie sich selbst überlassen sind; sie müssen sich doch, wenn sie irgend können, für den harten Zwang entschädigen, in dem ihr sie haltet. Zwei Stadtkinder werden auf dem Lande mehr Schaden anrichten als die ganze Dorfjugend. Schließt ein junges Herrchen und einen Bauernjungen zusammen in ein Zimmer ein. Bevor sich noch letzterer von der Stelle bewegt hat, wird der erstere schon alles auf die Erde geworfen, alles zerbrochen haben. Der Grund kann nur darin liegen, daß der eine sich beeilt, den seltenen Augenblick völliger Freiheit zu mißbrauchen, während der andere, der seiner Freiheit stets sicher ist, keine Ursache findet, sofort davon Gebrauch zu machen ...."

„Lasset die Kindheit in den Kindern erst die volle Reife erreichen. Hütet euch, ihnen heute eine Belehrung zu geben, wenn ihr sie ohne Gefahr bis morgen verschieben könnt ...

Laß erst den Keim des kindlichen Charakters in voller Freiheit sichtbar werden, lege ihm nach keiner Richtung hin einen Zwang auf, damit du ihn von Grund auf kennen lernst ... Bring im frühesten Alter eine Zeit zum Opfer, die du später mit Zinsen wiedergewinnen wirst. Ein verständiger Arzt gibt nicht gleich beim ersten Anblicken des Kranken Arzneien, sondern er studiert erst seine Natur, bevor er ihm etwas verordnet. Er läßt sich

mit der Behandlung Zeit, heilt ihn aber auch dafür, während der zu schnell einschreitende Arzt — tötet".

„Wohin in aller Welt sollen wir aber dies Kind versetzen, um es in völliger Freiheit, gleichsam als Automaten zu erziehen? Sollen wir es auf den Mond, auf eine wüste Insel bringen? Sollen wir es von allen menschlichen Wesen entfernt halten? Wird es in der Welt nicht unausgesetzt den Anblick und das Beispiel anderer vor Augen haben? Wird es niemals andere Kinder seines Alters sehen? Wird es nicht seine Eltern, seine Amme, seine Wärterin, seinen Erzieher sehen, der doch schließlich auch kein Engel sein wird?"

Diese Frage konnte Rousseau nicht beantworten. „Ich zeige nur das Ziel, das man sich stellen muß." Was Rousseau zum Ziele empfiehlt — sein Emile hat von Geburt an einen eigenen Erzieher, der ausschließlich den Interessen dieses einzigen Kindes lebt —, erschien sogar Rousseau selbst so undurchführbar, daß es heute gar nicht mehr darfürsteht, darüber zu sprechen. Heute geht man ganz andere Wege. Es heißt, Kinder unter ihresgleichen und in möglichster Freiheit aufzubringen. Rousseau war ein zu einsamer Mensch, um diesen Weg zu finden, den er selbst weder erlebt hatte, noch denken konnte. Schon Pestalozzi und Fröbel und nach diesen bis zur Montessori viele andere haben die Methode angegeben, durch die das Kind selbstsicher, schuldlos und von Zweifel frei der Vernunft mit Schnelligkeit zugeführt wird. Es ist erstaunlich, wie nahe das Genie Rousseaus dieser Methode kommt, ohne doch zu ahnen, daß sie verwendet werden kann.

„Wer bürgt euch denn dafür, daß alle diese schönen Lehren, mit denen ihr den schwachen Geist eines Kindes überladet, ihm dereinst nicht mehr Schaden als Nutzen bereiten werden? Wer bürgt euch dafür, daß ihr ihm durch all das Weh, das ihr ihm so häufig zufügt, irgend etwas erspart? Und wie wollt ihr nur beweisen, daß diese angeblichen bösen Neigungen, von denen ihr es heilen zu wollen vorgebet, sich bei ihm nicht gerade erst durch eure übel angebrachte Sorge herausgebildet haben, anstatt eine Mitgift der Natur zu sein? Unheilvolle Fürsorge, die ein Wesen in der wohl oder übel gegründeten Hoffnung, es einst glücklich zu machen, für die Gegenwart unglücklich macht! ...."

„Schwächezustand der Kinder. Hier greift die Natur durch die Liebe der Eltern ein. Allein die Liebe tritt sehr verschieden auf, bald zeigt sie sich in übertriebener, bald in ungenügender, bald in verkehrter Weise. Eltern versetzen ihr Kind vor dem dazu geeigneten Alter in Verhältnisse, die dem Kinde unverständlich sind. Damit unterstützen sie nicht des Kindes Schwäche, sondern vermehren sie ...."

„Ich sehe kleine Jungen im Schnee spielen, förmlich blaurot, vor Kälte erstarrt und kaum imstande, die Finger zu bewegen. Sie brauchten nur hineinzugehen und sich zu wärmen, aber sie tun es nicht. Zwänge man sie dazu, würden sie die Strenge des Zwanges hundertmal härter als die der Kälte empfinden. Worüber beklagt ihr euch also? Werde ich etwa ein Kind elend machen, indem ich es nur solchen Unannehmlichkeiten aussetze, die es gerne leiden will? Wenn ich ihm die Freiheit lasse, gründe ich

sein Glück nicht nur für die Gegenwart, sondern befestige es auch für die Zukunft, indem ich es gegen die Übel waffne, welche es ertragen muß ..."

Wenn es unter Zwang steht, dann „faßt das Kind in dem Alter, das einer vernünftigen Anschauung noch verschlossen ist, alle vorgebrachten Gründe als Vorwände auf. Es sieht überall nur den bösen Willen und, da das Gefühl einer vermeintlichen Ungerechtigkeit sein Gemüt verbittert, so faßt es Haß gegen alle Welt, und während es jede Gefälligkeit ohne Dank hinnimmt, erregt jeder Widerstand seinen Unwillen ...."

„Plato erzieht in seiner „Republik" die Kinder unter lauter Festlichkeiten, Spielen, Gesängen und Zeitvertreib. Man könnte sagen, daß er alles getan zu haben glaubt, wenn er sie in der Kunst, sich zu belustigen, unterrichtet hat, und Seneca sagt dort, wo er von der alten römischen Jugend spricht: Sie war unaufhörlich auf den Beinen, man lehrte sie nichts, was sie hätte sitzend lernen müssen. Hegt keine Furcht wegen dieses sogenannten Müßigganges. Was würdet ihr wohl von einem Manne sagen, der niemals schlafen wollte, um das Leben völlig auszunützen? Ihr würdet sagen: Dieser Mann ist ein Tor, er gewinnt nicht an Zeit, sondern beraubt sich ihrer vielmehr; um dem Schlafen zu entfliehen, läuft er dem Tode entgegen. Bedenkt nun, daß es sich hier um denselben Fall handelt, da die Kindheit die Zeit ist, in welcher die Vernunft noch im Schlafe liegt."

7

Das Kind seiner Eltern

Das Seelenleben des Kindes setzt sich naturgemäß zusammen aus der Anlage, die es mit auf die Welt bringt, aus dem, was es durch eigene Kraft entwickelt, und aus dem Einfluß, der von seiner Umgebung ausgeht. In dem Stück, das von der Umgebung ausgeht, nimmt alles, was von den Eltern stammt, eine besondere Stellung ein. Die Psychoanalyse hat aus dem Studium erwachsener Nervöser Rückschlüsse auf die Kräfte ziehen können, die den Charakter des Kindes bilden und hat festgestellt, daß die geliebte, nachgeahmte, gehaßte Urautorität in den ersten fünf Lebensjahren des Kindes von ausschlaggebender Bedeutung ist. Hier gilt noch mehr als sonst das Wort: wie die Alten sungen ... Der nervöse Charakter zeigt die Einflüsse der Eltern einigermaßen übertrieben. Man sieht bei ihm die Wirkungen und Rückwirkungen wie durch ein Vergrößerungsglas. Die Unterschiede gegenüber dem Gemüte des Normalen sind aber nicht so groß, daß man von diesen hefti-

gen Ausschlägen nicht auf die weniger heftigen aber gleichartigen des normalen Kindes schließen könnte.

Die Psychoanalyse erkennt ein erstes Stadium der Entwicklung des Kindes, in dem das Kind sich mit den geliebten Autoritäten identifiziert. Wir haben das kindliche Ich durch solche Identifizierung mit dem Du („Vernämlichung" kann mans verdeutschen) entstehen sehen (s. 3. Kapitel) und es wird uns keine Schwierigkeit machen zu begreifen, daß Kinder den von ihnen am meisten bewunderten Erwachsenen auch dann gleichen wollen, wenn das kleine Gehirn etwas klarer geworden ist und schon im Spiegel des eigenen Ichs zu erkennen glaubt, was für ein verehrungswürdiges Wesen ein Vater oder eine Mutter ist. Jedes Kind will groß und stark werden wie seine Eltern, schön wie die Mutter, mächtig wie der Vater. Im Anfang ist im Sinne des Kindes kein Unterschied zwischen dem Göttlichen und den Eltern. Auch noch später hat es für das geknechtete Kind den Anschein, als ob die Erwachsenen gottgleich, von keinem Verbote, keinerlei Schrecken begrenzt, alles vermöchten, was sie wollten. Die Erwachsenen sind immer brav. Es ist freilich kein Verdienst dabei: wenn man erwachsen ist, dann ist man von selber brav. Man lügt nicht, weil man es nicht nötig hat, man begeht überhaupt keinen Fehltritt, weil, soweit das Kind sieht, niemand da ist, der den Erwachsenen irgend etwas verbietet. Dieses erste Stadium könnte man das Ganymedstadium nennen, nach der schönen Ode von Goethe, die den griechischen Knaben völlig aufgehend in Zeus zeigt und ohne jeden Widerspruch gegen die Autorität.

„In Eurem Schoße aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinem Busen,
Alliebender Vater!"

Man kann dieses erste Stadium das bedeutsamste nennen. Es geht niemals verloren und bleibt, auch wenn es später vergessen, möglicherweise in sein Gegenteil, ins Prometheische verkehrt wird, als ein erstes und nie erreichbares Ideal auf dem Untergrund der Seele haften.

Der Unterschied der Geschlechter macht sich schon frühzeitig bemerkbar. Auf dem körperlichen Gebiete leugnet ihn niemand. Buben kommen mit höherem Geburtsgewichte zur Welt. Es ist kein Zweifel, daß Buben mit Eisenbahnen spielen, mit Soldaten und Bausteinen, während Mädchen Puppen- und Küchenspiele bevorzugen. Ob dieser und anderer Geschlechtsunterschied den Kindern von der Umgebung aufgedrängt wird, oder in der Anlage mit auf die Welt gebracht wird, kann kaum unterschieden werden. Jedenfalls zeigen die Knaben sehr häufig Vorliebe für die Mutter und die Mädchen für den Vater. Infolgedessen geraten sie leicht in Eifersuchtsstellung zu dem Elternteil, der ihrem eigenen Geschlechte entspricht. Hier hat Freud ein Wort eingeführt, das die Verhältnisse außerordentlich scharf kennzeichnet. König Oedipus erschlug seinen Vater und heiratete seine Mutter. Jeder kleine Knabe muß durch eine Entwicklungsepoche hindurchgehen, in der er mit einiger Übertreibung ein kleiner Ödipus genannt werden kann. Wenn der Vater verreist ist, dann kommt wohl der Kleine ins Bett neben der Mutter, und wenn der Vater wiederkommt, muß er

weichen. Hiezu kommt, daß die Mutter überhaupt zärtlicher und weniger streng ist als der Vater. Der Vater wird zum Konkurrenten des Kindes in der Liebe der Mutter. Sichtlich besitzt er die Mutter und die Mutter tut, was der Vater will. Sie tut aber nicht immer, was der Knabe will. Dem Vater steht sie scheinbar unbedingt zur Verfügung, dem Kinde nur sehr bedingt. Bei ruhiger Entwicklung tritt der sogenannte Ödipuskomplex fast gar nicht in Erscheinung. In unglücklichen Fällen — z. B. bei vorzeitigem Erwachen oder Erwecken des Geschlechtstriebes — wird er zum ersten Shok, den das Kind nicht ohne Schaden erträgt. Was kann, im Lichte dieses Motivs gesehen, nicht alles geschehen! Außerordentlich häufig bemerken die Kinder irgend etwas vom Geschlechtsverkehr der Eltern. Diese Beobachtung wird ihnen dann zum Ursprung des Unheimlichen schlechtweg. Sie hören schwer atmen, etwa gar unartikulierte Rufe, glauben, daß die Eltern raufen, der Vater die Mutter schlägt, oder etwas anderes Unerhörtes. Der Forschungstrieb des Kindes, wie immer gepeitscht von Triebhaftigkeit, setzt ein, kann nicht bis zur Wahrheit vordringen, fragt für gewöhnlich nicht und wird mit dem Problem fast niemals ohne Angstentwicklung bei der Verdrängung fertig. Häufig genug kommt das Kind der Wahrheit ziemlich nahe.

Entsprechend dem Ödipusmotiv sieht man bei Mädchen Zuneigung zum Vater und Eifersucht auf die Mutter. Jedenfalls sind die Eltern die ersten Personen, in die das Kind sich verliebt. Diese Liebe im zarten Alter wird anders gewertet als die geschlechtsreife Liebe der Erwachsenen, die Unterschiede sind aber nicht grundlegend. Der

Wunsch nach körperlicher Annäherung ist auch beim Kinde von sinnlicher Begierde erhitzt, die Eifersucht des Kindes ist nicht unterscheidbar von der Erwachsener. Die Liebe des Kindes wirkt nach. Wir sehen, daß Kinder, die sehr an ihren Eltern gehangen sind — besonders dann, wenn nahe Beziehungen über die Zeit der Pubertät hinaus gedauert haben — im weiteren Verlaufe ihres Lebens immer nur viel ältere Personen lieben können, oder Personen, die sonstwie den elterlichen Uridealen ähnlich sind. Solche Menschen können die Liebe nicht mehr ursprünglich erleben, bleiben im Grunde immer nur in die Eltern verliebt, die vielleicht schon längst gestorben sind. Übertragen sie die Liebe schließlich mit Schwierigkeit auf andere, so entsteht da doch nur minderwertiger Ersatz der verlorenen Elternliebe.

In den Beziehungen zwischen Kindern und Eltern treten vier Möglichkeiten in Erscheinung, die sich untereinander verschränken. Das sind: Zuneigung und Abneigung gegen beide Eltern. Scharf ausgedrückt: Das Kind liebt und haßt seinen Vater und es liebt und haßt seine Mutter. Diese vier Gefühle vermischen und entmischen sich in der kleinen praelogischen Seele und stoßen mit den Geboten der Kultur allenthalben zusammen. Das Kind soll seine Eltern lieben; es soll aber nicht allzu heiß lieben, denn es läuft sonst Gefahr, daß dieses Gefühl sexualisiert wird. Es ist unrichtig, daß Kinder von Sexualität noch nicht angefochten wären. Es handelt sich nur um den Unterschied der Temperatur. Wenn das Triebleben eines Kindes früh geweckt wird, dann liebt es die Personen seiner Umgebung auf dieselbe hitzige Art, wie

Erwachsene untereinander in Liebe entbrennen. Der Unterschied ist nur der, daß die äußeren Produkte der Keimdrüsen noch nicht da sind. Bei der örtlichen Nähe zwischen den sexuellen Organen und denen der Harnentleerung tritt dann gelegentlich das in der Kinderstube übermäßig gefürchtete Bettnässen ein, welches Freud als Folge einer sexuellen Reizung auf der Vorstufe der Sexualität ansieht. Es wird von der landläufigen Erziehung durch Strenge und Spott regelmäßig noch verschlimmert.

Noch häufiger regt sich der rächende Arm des Erziehungsapparates, wenn das Kind bewußte Äußerungen von Haß gegen seine Eltern und Pfleger deutlich werden läßt. Nicht umsonst steht unter den zehn Geboten als eines der ersten, daß man seine Eltern ehren und lieben müsse. Wenn das so leicht wäre und so selbstverständlich, wie man tut, so hätte sich Jehova auf dem Berge Sinai nicht bemühen müssen, ein solches Gebot aus der Wolke zu rufen. Es handelt sich aber darum, den Haßteil, der in jeder Liebe von Kindern zu ihren Eltern enthalten ist, unter der Wucht göttlichen Gebotes zu unterdrücken. Wenn das Kind trotz aller Sittensprüche und Gebote immer wieder Haß gegen seine Unterdrücker — und jeder, der das Kind erziehen will, muß bis zu einem gewissen Grade dessen Unterdrücker werden — in sich aufsteigen fühlt, dann wird es wiederum schuldig — ohne schuld zu sein —, und die unterdrückten Rachegedanken, die es etwa wälzt, kehren sich gegen das Kind selbst. Eine der wichtigsten Entdeckungen Freuds ist, daß böse Wünsche gegen Eltern und andere zur Verehrung geschaffene Autoritäten ins Unbewußte verdrängt werden, wenn das Be-

wußtsein schon zu moralisch geworden ist, um sie ertragen zu können. Das bewußte Ich fürchtet sich dann vor jedem als böse erkannten Rachegedanken und ein unbewußter Gerichtsbeschluß – man beachte, daß auch die verurteilenden Gedanken nicht bewußt sind – verurteilt das Kind. Es handelt sich da häufig um wahre Todesangst des kleinen Wurmes. Als ob eine innere Stimme – die verschluckte Strenge der väterlichen Autorität – donnerte: weil du mir den Tod gewünscht hast, mußt du selber sterben. Der Rückstoß des Gewehres oder der rückkehrende Bumerang*) trifft den Schützen.

Es kommt alles darauf an, daß die Eltern mäßigend auf das Kind einwirken, ohne es in seinen Gefühlen zu verletzen und dennoch ohne alles zu gewähren, was besonders leidenschaftliche Kinder verlangen. Ein geschicktes Gleichgewicht zwischen Versagung und Erfüllung schafft die Grundlage für die spätere Lebensfähigkeit des Kindes. Nichts ist schlimmer für ein Kind, als frühe Erweckung und Reizung des Trieblebens. Man soll Kinder überhaupt nicht zu Erwachsenen ins Bett legen, man soll in der Pflege, der Reinigung, der Verabreichung von Klystieren, der Anwendung des Thermometers, das beim Kinde in den After eingeführt wird, möglichst vorsichtig und sparsam sein. Es ist unnötig, daß Kinder ihre Eltern nackt sehen. Das Nackte ist freilich das Natürliche. Da wir aber in einer Kultur leben, die das Nackte und besonders die Geschlechtsorgane verhüllt, so hat das Kind nicht Gelegenheit, sich an die Natürlichkeit

*) Bumerang: malaiisches Wurfholz, das in die Hand des Werfenden zurückkehrt, wenn es sein Ziel verfehlt hat.

des nackten Körpers zu gewöhnen. Es sieht die Nacktheit nur blitzartig oder im Halbdunkel. Zweideutigkeiten und Geheimnisse, die das Geschlechtsorgan und seinen Zweck verhüllen, sind nicht zu vermeiden. Die hellenische Erziehung war in diesem Punkte der unsrigen überlegen. Die jüdisch-christliche Weltanschauung hat neue Schwierigkeiten mit sich gebracht. Niemand kann heute sagen, wie man um sie herum kommt. Am besten, wenn man das Kind in den gefährlichen Jahren so lange als möglich von diesem Stück der Natur entfernt erzieht.

Wir geben uns Mühe, auch sonst im Kulturleben möglichst wenig Aufhebens vom Geschlechtsleben und den Organen zu machen, die zu Instrumenten des Geschlechtslebens bestimmt sind. Man nennt das Sitte. Aber die Sitte sollte nicht in Heuchelei ausarten. Die Urgewalt des Geschlechtslebens und seine Wichtigkeit stehen in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem geringen Mut, den die anständige Gesellschaft übrig hat, sich zu ihm zu bekennen. Da das Kind nicht mit uns heuchelt, jedoch jedesmal heftig zurückgewiesen wird, wenn es Interesse für die eigenen oder gar die Genitalien anderer zeigt, zwingen wir das Kind, diesen Teil seiner Neugierde mit sich allein abzumachen. Das Kind wird aus dem Zimmer geschickt, wenn die Eltern sich anziehen. Warum darf es nicht dableiben? Ein kluger Knabe von vier Jahren fragte das seine Mutter. Als die Mutter ausweichend antwortete, sagte er: „Ich weiß schon, warum ich nicht dableiben darf. Ich soll dein Pipili nicht sehen."

Aus dieser Antwort ersieht man, was gewöhnlich nicht beachtet wird, daß männliche Kinder als selbstverständlich

annehmen, weibliche Personen hätten zum Zweck des „Pipili" ein ähnlich gebildetes Organ wie sie selber. Wenn sie einmal Gelegenheit haben, sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß weibliche Wesen in dieser Gegend anders ausschauen als sie selber, dann macht das zuerst bei vielen Kindern kaum einen Eindruck. Ebenso wenig auf Mädchen als auf Knaben. Sie sind so fest überzeugt, daß da nichts Besonderes zu sehen ist, daß sie ihre Entdeckung unter normalen Verhältnissen erst später machen. Wenn sie aber einmal auf den Unterschied gekommen sind, dann berichtigen sie ihren Irrtum nicht ohne affektives Denken. Dem Knaben scheint es dann, als läge beim Mädchen hier eine Unvollständigkeit des Körpers vor. Manche Knaben sagen: „Er ist nicht da, aber er wird schon wachsen." Andere Kinder kommen auf den Gedanken, daß er da war und abgeschnitten wurde. Ähnliche Vorstellungen können kleine und größere Mädchen beherrschen, wenn sie auf den Geschlechtsunterschied stoßen.

Diese Verhältnisse erfordern eine ausführliche Besprechung, gerade weil sie in der Kinderstube gar nicht besprochen werden und den Ausgangspunkt von seelischen Konflikten bilden, die von der Psychoanalyse in ihrer großen Bedeutung erkannt wurden. Vor dem Auftreten Freuds war man geneigt, die Kinder, soweit das Sexualleben in Betracht kam, für Engel anzusehen. Man wollte nicht wahrhaben, daß die Kinder schon ziemlich frühzeitig Interesse für die Genitalien entwickeln. Dieser Irrtum entstand, weil die Erziehung wirklich bei vielen Kindern die sexuellen Regungen zu unterdrücken vermag. Von natürlicher Unbefangenheit ist aber dann keine Rede mehr, son-

dern um diesen Teil des Körpers schwebt das Geheimnis und das Unheimliche. Kleine Kinder sind bekanntlich ohne Schamgefühl und verbergen ihre Nacktheit durchaus nicht. Wenn man ein Kind nicht erschreckt hat, dann scheut es sich nicht, selbst vor Erwachsenen an seinen Sexualorganen zu spielen. Bei der natürlichen Nähe, in welcher die Hand des Menschen zu seinen Sexualorganen steht, und bei den Reizen, die mannigfaltig von diesen vorgeschobenen Gebilden ausgehen, wäre es wirklich wunderbar, wenn das unbefangene Kind, das seine große Zehe in den Mund steckt und auch sonst mit allen Dingen spielt, die ihm erreichbar sind, gerade die Sexualorgane außer Betracht lassen sollte. Hiezu kommt, daß ein Lustfaktor besonderer Art von den Sexualorganen auch des kleinen Kindes ausgeht. Daß dieser Faktor schon in früher Jugendzeit besteht, unterliegt keinem Zweifel.

Wenn man einem noch nicht erschreckten Kind die Hand, welche an den Genitalien spielt, sanft entfernt und vielleicht dabei bemerkt: „Das darf man nicht!", so antwortet es ahnungslos: „Warum nicht?" Es hängt alles davon ab, was man dem Kinde auf diese Frage zu erwidern hat. Wenn der Fachmann später wegen solcher „schlechter Gewohnheiten" gerufen wird, dann kommt er fast niemals zu einem natürlichen und unbefangenen Kinde, sondern das Kind ist dann bereits von allen Seiten in Schrecken, oder zumindest ins Geheimnisvolle gejagt worden.

Die Mutter eines fünfjährigen Knaben, die sich mit dem Mute, den man heute manchmal bei jungen Müttern findet, einer durchaus natürlichen Erziehung ihres Kindes befleißigt, ließ den Knaben am Strande des Meeres mit

einem gleichaltrigen Mädchen spielen. Beide Kinder waren vollständig nackt und begannen, sich für ihre Genitalien zu interessieren. Sie berührten sie gegenseitig mit den Händen. Die Mutter trat hinzu und zog die Kinder auseinander. Sie versuchte, den Knaben auf andere Gedanken zu bringen, zeigte ihm das Dampfschiff, das eben vorüberfuhr und erreichte mit Leichtigkeit, daß der Knabe die andere Forschertätigkeit vergaß, von deren Ausübung ihn die Mutter abgehalten hatte. Der klugen Mutter fiel auf, daß der sonst sehr zutrauliche Knabe, der über alles, was ihm auffiel, mit der Mutter lange Gespräche führte, in denen es immer wieder „warum" hieß, niemals auf seine Entdeckung und sein Interesse für die Genitalien des Mädchens zurückkam. Sie erkannte, daß hier ein Stück Verdrängung vorlag. Das Interesse hatte nicht aufgehört zu existieren, sondern es war als unheimlich aus dem Bewußtsein der kindlichen Seele in deren unbewußten Teil abgedrängt worden. Der Knabe hätte sonst fragen müssen: „Mutter, was ist das? Warum hat dieses Kind keinen Wiwimacher?" oder wie dieser Apparat sonst gerade vom Kinde genannt wird.

Es ist nicht nötig, ein mystisches Schamgefühl anzunehmen, das mit der sonstigen Schamlosigkeit des kleinen Kindes nicht vereinbar wäre. Die Sache liegt an dem, daß die Kinder aufs Unsinnigste erschreckt werden, um sie zu verhindern, ihr Händchen nach dieser Richtung zu betätigen. Die Erwachsenen stehen der Onanie des Kindes meistens mit hysterisch zu nennender Übertreibung gegenüber. Eine Mutter oder gar ein Vater, der diese Dinge mit liebenswürdiger und heiterer Intelligenz auffaßte, ist

aus Gründen, die in das Kapitel der Neurosenlehre Erwachsener gehören, eine seltene Ausnahme. Man kann den Kindern, wenn sie fragen, warum sie da nicht spielen sollen, einfach sagen, daß alle Kinder sich das abgewöhnen müssen. Das autoritative: so etwas tut man nicht! ist hier besser als Scheinbegründungen. Für keinen Fall darf man mit Krankheit oder anderen bösen Folgen drohen. Der Schrecken ist für das Kind gefährlicher, als die Onanie ihm jemals werden kann. Für gewöhnlich bringt man das Kind mit nicht begründeter, sanfter Autorität so weit, daß es die Ungehörigkeit der Handlung einsieht. Wo das nicht der Fall ist, muß man das Kind lieber gewähren lassen, als den Keim des Schreckens oder des Ekels in es zu legen, der es erfahrungsgemäß niemals wieder verläßt.

Das Kind bekommt nämlich alle Ursache, vor dem zu erschrecken, was es meistens zu hören bekommt. Wenn man die mittelalterlichen Anschauungen liest, die heute noch von Kinder- und anderen Ärzten veröffentlicht werden, sobald sie von der Onanie der Kinder sprechen*), so

---

*) So bei Karl *Hochsinger*, Gesundheitspflege des Kindes, einem in Wiener Bürgerkreisen sehr verbreiteten Buche: „Gegen dieses Uebel kann nur durch Strafen und nachsichtslose Strenge etwas geleistet werden .... nur schwere Bestrafung, wenn das Kind entdeckt wird, kann etwas nützen. Mitunter erweist es sich von Vorteil, wenn man dem Kinde gleichzeitig Angst einjagt, es müsse ein Krüppel werden, wenn es seiner lasterhaften Gewohnheit nachgeht."

Für diesen Kinderarzt haben Rousseau und alle Verteidiger des Kindes umsonst gelebt. Sein Rat, Kinder zu strafen, zu bedrohen, zu erschrecken — noch dazu mit lügenhaften Vorhersagen — ist so *unheilvoll*, daß man einem erleuchteten Gesundheitsamte raten müßte, das Buch zu verbieten oder wenigstens vor dieser verderblichen Stelle zu warnen. Onanie in der Kinderstube ist eine alltägliche, mitunter lästige, selten krankhafte Erscheinung. Aber eine *Bekämpfung mit* der von Hochsinger empfohlenen

muß man sagen, daß der Unverstand der Ärzte mitschuldig ist an der hysterischen Übertreibung, mit der die Eltern diesem alltäglichen Ereignis gegenüberstehen. Nichts ist häufiger als die Drohung: „Wenn du das tust, dann wird es abgeschnitten!"

Das kann in mancherlei Varianten geschehen. Eine „geistreiche" Mutter sagte dem Kinde: „Der Floh wird kommen und wird Dirs abbeißen!" Andere erinnern das Kind an die Geschichte vom Daumenlutscher Konrad im Struwelpeter. Der gute Kinderarzt Hoffmann, der in seiner genialen Intuition im Struwelpeter den Kindern so viel Material zum Ausleben von Grausamkeit geliefert hat, hätte vermutlich nicht gewagt, ein Beispiel dafür zu bringen, daß den Kindern das Genitale abgeschnitten wird. Aber die Kinder verstehen schon, daß der Schneider mit der Scheer', der die Daumen abschneidet, ein Symbol für das ist, was auch einem anderen Körperteil geschehen könnte. Immerhin werden die meisten Kinder so viel Vertrauen zu ihren Eltern haben, daß sie der Drohung zunächst keinen vollkommenen Glauben schenken. Da kommt aber dann bei Knaben die Entdeckung hinzu, daß Mädchen tatsächlich ohne dieses Organ herumlaufen. Hier beginnt das Kind nachzudenken und kommt zu dem Ergebnis, daß an der bislang für unernst gehaltenen Drohung möglicherweise etwas Wahres sein könnte. Da es in diesem Alter gewöhnlich schon mit dem Ödipusmotiv kämpft, sodaß es bewußt-unbewußt feindliche Gedanken

brutalen Gewalt ist weitaus schädlicher als das „Laster" selbst. Der Nervenarzt sieht noch nach Jahrzehnten die Folgen dieser „nachsichtslosen" Erziehung.

gegen den Vater wälzt, gerät das Kind hier in einen Konflikt, den es wiederum durch den Mechanismus löst, den es zur Verfügung hat, um unlösbare und unheimliche Fragen zu erledigen: es verdrängt. Freud und seine Schule gehen so weit, daß sie auch die neurotische Angst, die im späteren Leben auftaucht, auf die Angst des Kindes vor der Kastration zurückführen.

Es versteht sich von selbst, daß den Mädchen diese Art der Entwicklung erspart bleibt. Sie können nicht fürchten, etwas zu verlieren, was sie nicht besitzen. Bei Mädchen wird das nämliche Motiv zur Grundlage eines Gefühles von Unzulänglichkeit. Die unterdrückte Lage des Weibes in unserer (männerstaatlichen) Kultur bringt es mit sich, daß die Mädchen darüber nachdenken, warum sie in die zweite Linie gedrängt werden. Die Entdeckung des männlichen Genitales hat den Effekt, daß sie mit mehr oder weniger Berechtigung annehmen, in diesem Besitze symbolisiere sich der höhere Wert des Mannes. Dieser Auffassung nebst einer frühen geschlechtlichen Wertung des Gliedes entspringt der Wunsch, auch so ein Ding zu haben. Das gilt als Kinderschnak. Man bedenke aber, daß Kinder es nicht besser verstehen lernen, weil sie in allen anderen Fragen die Hilfe der Erwachsenen in Anspruch nehmen können, während ihnen in Fragen des Geschlechtlichen die Hilfe, der heuchlerischen Einstellung der Gesellschaft entsprechend, bis nun für gewöhnlich versagt wird. Man nehme hinzu, daß den Kindern ein geheimnisvoller Nebel vorgemacht wird, daß selbst sonst liebevolle Eltern und Pfleger bei Betätigung des Kindes nach dieser Richtung in eine düstere Berserkerwut ver-

fallen, und man wird sich dann nicht so sehr wundern, daß hier eine dunkle Stelle im kindlichen Gemüt entsteht, der die Wahrhaftigkeit des Kindes, seine Unbefangenheit, sein Vertrauen – und, was das Wichtigste ist – seinen Mut mehr oder weniger lähmt.

Man nehme nicht an, daß Freud und seine Schule übertreiben, weil sie nicht mit normalen, sondern mit nervösen Menschen arbeiten. Die zeigen nur vergrößert ein Geschwür, dessen Narbe auch bei dem normalen erwachsenen Menschen sichtbar wird, wenn man sich nur genügend tief in die Grundlagen seines Seelenlebens versenkt. Immer wieder muß man daran erinnern, daß Kinder andere Probleme und Sorgen haben als wir Erwachsenen.

Auch bei den Erwachsenen nimmt das Sexualleben eine Sonderstellung ein, und wer an die Lehren der Psychoanalyse, die von der Tatsache solcher Sonderstellung ausgehen, eher glauben will, der möge bei Schopenhauer das Kapitel „Metaphysik der Geschlechtsliebe" nachlesen. Die Liebe dient der Erhaltung der Gattung Mensch. Sie macht den Menschen unsterblich. Was Menschen sonst noch unternehmen, dient nur der Erhaltung des Einzelnen. Der Einzelne ist sterblich, die Gattung ist unsterblich. Überall geht die Natur grausam und rücksichtslos gegen den Einzelnen vor, der ja doch über kurz oder lang dem Tode geweiht ist, und überall verwendet die Natur alles denkbare Raffinement und alle Gewalt, die aufgebracht werden kann, um die Erhaltung der unsterblichen Art zu sichern. In diesem Sinne erklärt Schopenhauer die Geschlechtsliebe als ein das Schicksal des Einzelnen

weit überragendes Geschehen. Immerhin nimmt im Leben des Kulturmenschen die Mühe, mit der er sein Brot verdient und alles, was dazu gehört, einen so großen Platz ein, daß er im Brausen des Alltags auf das Drängen des Geschlechtes weniger hört. Aber das Kind hat keinen anderen Beruf als den — wie es in der Kinderstube heißt — „groß und stark zu werden." Das heißt vor allem, daß es ein Geschlechtswesen werden soll, geeignet, seine Art auf kommende Geschlechter fortzupflanzen. Denn das kleine Kind wird noch nicht für den materiellen Kampf ums Dasein vorbereitet. Wo das dennoch geschieht, dort wird die Erziehung sehr fragwürdig. Hingegen soll das Kind lieben lernen. Es soll im Elternhaus finden, was es später in gleicher Qualität nicht mehr findet: Verläßlichkeit, Treue und Ewigkeit der Liebe. Es wird sich später in seinem Leben niemals mehr auf irgend einen Menschen so verlassen können wie auf seine Eltern, wenn es gute Eltern gewesen sind. Selbst die Geliebte wird ihn gelegentlich verlassen, ohne daß der zum Liebhaber herangewachsene Jüngling sagen darf, daß dies unerhört und gegen den Lauf der Gestirne sei. Nur in der Ehe wird er, wenn er Glück hat, ein Stück Verläßlichkeit und Treue wieder finden. So gehört das Zusammenleben von Eltern und Kindern im Sinne Schopenhauers zur natürlichen Vorbereitung für spätere Fähigkeit des Liebens, für den Glauben an die Liebe und an die Möglichkeit einer felsenfesten Bindung. Man sehe zu, daß man dem Kinde in dieser natürlichen Entwicklung keinen Schaden zufüge. Das Leben ist so mannigfaltig, daß es unmöglich ist, für jeden einzelnen Fall den richtigen Rat zu erteilen.

Meistens genügt Belehrung der Eltern, oft ist eine psychische Behandlung nötig. Wo der natürliche Instinkt verloren ging, da kann nur ein einziger Rat frommen: das Kind soll dem Zugriff der Eltern entzogen werden. Leider bietet das Gesetz heute kaum in den krassesten Fällen Anhaltspunkte für eine Trennung von Kindern und Eltern.

Was das Geheimnis anbelangt, welches für das Kind um das Geschlechtsleben und seine Organe schwebt, so wäre es gewiß zweckmäßiger, wenn das Kind in Gemeinschaft mit anderen Kindern, als im Schlafzimmer der Eltern aufgezogen würde. Alles strebt heute nach Offenheit und Wahrheit in der Erziehung. Es ist aber unmöglich, in den Punkten des Sexuallebens mit kleinen Kindern ohne Vorbehalt offen zu sein. Ein vierjähriger Knabe aus der Levante und seine jugendliche Mutter erstaunte das Personal eines Sanatoriums, in welchem diese türkische Familie abgestiegen war, durch die Schamlosigkeit, mit der sexuelle Dinge in Gegenwart des aufgeweckten Knaben vor sich gingen. Eine Masseurin wurde berufen, die Mutter lag nackt auf dem Sofa, der Knabe kam hinzu, klopfte seiner Mama auf den Bauch und sagte zu der Badefrau: „Sehen Sie, da war ich drinnen und da bin ich herausgekommen." Der Vater des Knaben, ein alter Kümmeltürke, stand daneben und schüttelte sich vor Lachen über seinen gelungenen Sprößling. Das wäre also Natürlichkeit, unmittelbarer Anschluß an das unbefangene Tier, wie man sie auch sonst bei südlichen und orientalischen Völkern eher findet als bei uns. Man müßte aber doch erst abwarten, was aus dem kleinen Mechmed wird, bevor man ein Werturteil über diese

idyllische Szene abgibt. Unter Türken findet man die schwersten Hysteriker mit ihren schweren Augendeckeln und der tiefen Melancholie des Blickes.

Allerdings ist der alte Türke allen verkappten Sadisten vorzuziehen, die ihre Kinder grün und blau schlagen, wenn sie geschlechtliche Regungen zeigen. Der Erzieher mag daran verzweifeln, die feineren Forderungen der Pädagogik auszuarbeiten und zu empfehlen, solange noch das Allerärgste geschieht und von keiner Seite hintangehalten wird, weder durch das Gesetz noch durch Schule, Kirche oder eine andere Gemeinschaft. Im Frühjahr 1926 hat ein beschäftigungsloser Fleischhauer in Wien seine Frau erschlagen, in Stücke geschnitten und die Teile in die Donau geworfen. Dieser Mann hatte zwei Kinder, Knaben im Alter von 15 und 8 Jahren. Im Verlaufe der Untersuchung kamen die schrecklichsten Einzelheiten heraus. Die Ermordete war, allein im letzten Jahre ihres Lebens, achtmal wegen Gewalttätigkeit polizeilich vorgeladen worden. Der Mörder sollte zwei Jahre vorher seine uneheliche Tochter im Alter von 17 Jahren, die ihn besuchte, genotzüchtigt und nachher ermordet haben. Das Ehepaar lebte davon, daß es die einzige Stube, die vorhanden war, an Prostituierte vermietete, die in dem Hause aus und ein gingen. Alles das war der Polizei bekannt und wurde mindestens bekannt, als man den linken Oberschenkel der Frau auf dem Gesimse einer Donaubrücke gefunden hatte. In dieser Umgebung wuchsen zwei Knaben heran, die der Gewalt solcher Eltern restlos ausgeliefert waren. Weder die Polizei noch die Nachbarn noch das Fürsorgeamt, dem zahlreiche Für-

sorgerinnen zur Verfügung stehen, die in Wien nach Unrecht fahnden, das Kindern geschieht, sahen sich veranlaßt, einzugreifen. Selbst nach dem grausamen Morde und dessen Aufdeckung wurden die Kinder in der Pflege einer Nachbarin belassen, anstatt sie augenblicklich hermetisch vor allem Tratsch und allem Zusammenhang mit diesem entsetzlichen Geschehnis zu bewahren. So krasse Fälle sind geeignet, das Elend darzustellen, das in der Kindererziehung in den weitesten Schichten des Volkes noch immer herrscht. Man entsetzte sich darüber, daß die beiden Kinder mit dem Vater in dem Bette schliefen, unter dem mehrere Nächte lang die zerschnittenen Leichenteile der Mutter verwesten. Die Angelegenheit – im wahrsten Sinne des Wortes – stinkt zum Himmel. Wir sind aber sehr robust. Das zeigt sich in weniger extremen Fällen, die gleichfalls danach schreien, daß man die Kinder ihren Eltern abnehme, um sie dem schädlichen Einfluß zu entziehen, der von den Eltern ausgeht. Grausamkeit von Eltern und Pflegepersonen wird häufig aus dem Grunde übersehen, weil Grausamkeit weder Zärtlichkeit noch Opferwilligkeit ausschließt. Es gibt auch einen Sadismuß der Zärtlichkeit. Die meisten Eltern sind der Meinung, daß die Kinder zu dem Zwecke da seien, den Eltern das Leben zu verschönern. Die Eltern haben die Macht und die Kinder müssen sichs gefallen lassen.

Freud hat fast an den Anfang seines Werkes das Wort gesetzt: „Der Tod des Vaters ist das wichtigste Ereignis im Leben eines jeden Mannes." Wir werden statt Vater beide Eltern setzen und statt „jeden Mannes" jedes Menschen. Diese Einschätzung hat nichts Mystisches an

sich, sondern die großen übermächtigen Figuren stellen sich in unserer Kultur so vor das Kind, daß dieses alle Kräfte seines kleinen Seelchens gebrauchen muß, um mit ihnen fertig zu werden, und sie doch nicht verschlucken kann. Die Liebe reicht nicht aus und nicht der Haß. Die Riesen zu annullieren geht nicht an, sich mit ihnen identifizieren kann nicht restlos gelingen. Sich ihnen völlig unterordnen kann das Kind nicht. Gegen sie protestieren wird mit furchtbaren moralischen Schlägen beantwortet. Kurz: zwischen Eltern und Kindern wird ein seelischer Mechanismus mobilisiert, der so gut geölt ist, daß er nicht knarrt. Er arbeitet unhörbar. Aber er arbeitet, und der Nervenarzt weiß ein Liedchen davon zu singen.

Der Psychoanalytiker hört, was sich Nervöse aus der Jugendzeit gemerkt haben. Die Eltern werfen Worte hin, denen sie selbst vielleicht keine Bedeutung beimessen. Das Kind nimmt sie als Ausdruck und Beweis der Lieblosigkeit zur Kenntnis und schreibt sie wie eine Devise über alles fürdere Geschehen. Du bist ein Feigling! sagt die Mutter. Das Kind wird ein Feigling, denn die Mutter hat es gesagt. Aus dir wird nichts, du bist ein Lump und bleibst ein Lump! sagt der Vater. Das Kind wird entweder wirklich nichts, oder es überbaut den Fluch des Vaters und steigt von Stufe zu Stufe, um dem vielleicht längst verstorbenen Vater zu beweisen, daß er Unrecht hatte. Des Vaters Mahnung behält aber dennoch Recht, und so entsteht Erfolglosigkeit oder trotz Höchstleistungen dauernde Unzufriedenheit mit sich selbst.

Kinder bedeutender Eltern. Es ist kein leichtes Los, ein Sohn, gar der einzige Sohn Goethes oder Napoleons

zu sein. Man wächst im Schlagschatten des Giganten auf und sieht vor der Leuchtkraft des Vaters die Sonne nicht. Wenige Beispiele zeigt die Geschichte, daß der Sohn eines großen Vaters selbst noch größer wurde: Karl und Alexander die Großen, Söhne der tüchtigen Pippin und Philipp. Gewöhnlich liegt der Gedanke: „Dich kann ich doch nicht erreichen" wie lähmende Hoffnungslosigkeit über dem Leben von Geniesöhnen.

Macht man sich wohl klar, daß ähnliche Beziehungen zwischen Eltern und Kindern schon dort vorliegen, wo die Eltern durchaus nicht von der schicksalhaften Bürde der Genialität bedrückt und noch ganz im allgemeinen bürgerlichen Niveau durchs Leben wandeln? Sie drücken, sie erdrücken ihre Kinder, meistens ohne Absicht, aber doch so, daß alle Außenstehenden es deutlich bemerken. Die Kinder besonders tüchtiger und erfolgreicher Eltern sind immer gefährdet. Der Vater hat vielleicht klein angefangen und wie ein Tank gearbeitet, bis er über alle Hindernisse hinweg etwas geworden ist. Das Sieghafte geht von ihm aus, er füllt das Haus mit seinem Willen, immer gut aufgelegt, alle Schwierigkeiten bagatellisierend: ein ganzer Kerl. Gewöhnlich hat so einer mehrere oder gar viele Kinder und tut, was er kann, um die Familie ordentlich aufzubringen. Aber der Erfolg lohnt diese Mühe nicht. Das Leben konnte er zwingen. Seinen Kindern kann er die Kraft nicht einhauchen, die ihn selbst beseelt. Dann wird er ungeduldig und ruft wohl aus: Taugenichtse seid ihr, Schwächlinge, Traumichnichte — ich war anders! Auch das wird wahr: die zweite Generation verdirbt, was die erste aufgebaut hat. Noch vor ganz kurzer Zeit suchte

man hinter diesem Prozeß des Aufstieges und Abstieges Entartung (Degeneration) und erbliche Belastung. Heute ist man psychologisch geworden und weiß, daß die Kinder in ihren Seelchen von wuchtenden Vätern gebrochen werden. Man wird keinem Vater zumuten, daß er auf seine Erfolge dem Kinde zuliebe verzichte, daß er seine Tüchtigkeit vor den Kindern geheim halte. Das Kind soll ja den Vater nachahmen. Am leichtesten haben es die Bauern. Der Vater geht hinter dem Pfluge, der Sohn wirds ebenso machen. Die Schwierigkeit liegt an dem Umstand, daß die Familie besondere Tüchtigkeit eines ihrer Mitglieder schwer verträgt. Die Familie wurde begründet, als der Mensch Bebauer des Bodens und seßhaft wurde. Treue, Fleiß und Liebe zur Scholle sind ihre Stützen. Genialität paßt nicht in ihren Rahmen. Vom Standpunkt der kindlichen Interessen sollen Eltern eigentlich weder außerordentlich schön, noch außerordentlich gescheit, übermäßig reich oder sonstwie lärmend erfolgreich sein. Die Kinder haben es sonst zu schwer. Da muß oft die Psychoanalyse eingreifen.

Die moderne Erziehung besitzt noch ein Mittel, um den Kindern diesen und manchen anderen Konflikt zu erleichtern und das ist die Gemeinschaftschule. Man bringe die Kinder unter ihresgleichen und fort aus der Arena des ungleichen Kampfes. Stellen wir uns eine Gruppe von Bergsteigern vor. Die einen sind trainiert, die anderen nicht. Nach kurzer Zeit werden die Nichttrainierten zurückbleiben, den Mut verlieren und umkehren. Sie erreichen den Gipfel nicht. Wenn man die beiden Parteien von einander trennt und gesondert ansteigen läßt,

dann werden auch die Nichttrainierten langsam aber sicher hinaufkommen. Es war nötig, sie aus dem ungleichen Kampf zu ziehen. In der Gemeinschaftschule blühen die Kinder auf und werden glücklich, weil niemand da ist, der so erdrückend mehr wäre als sie.

Man erspare ihnen die lieblose Kritik: du bist ein Feigling, ein kleines Dummerl, aus dir wird niemals etwas werden! Wie sollen Kinder gegen diese entmutigenden Worte aufkommen? Die Kleinen werden Lügner und wortbrüchig und alles Mögliche gescholten, bevor sie überhaupt wissen, was eine Lüge oder ein Wortbruch eigentlich sei. Man straft die Kinder, bevor sie den geringsten Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe begreifen. Gibt es denn überhaupt einen zureichenden solchen Zusammenhang? Alle diese Erziehungsfehler begehen die Eltern im guten Glauben. Hiezu kommt ein Stück Sadismus, das gar nicht zu verkennen ist. Man muß sehen, mit welcher Miene, welchen Blicken manche Väter ihren Filius bestrafen — von der mittelalterlichen Prügelstrafe ganz abgesehen. Ein Junge ist in den Genuß von Chokolade vertieft und hört nicht auf irgend einen Befehl des Vaters. „Hörst du nicht?" fragt dieser. Der Sohn erlaubt sich folgende Bemerkung: „Aber du!" zwei Worte. Nicht mehr, nicht weniger. Im Vater erwacht der Berserker. „Man nehme ihm die Chokolade weg!" — Ist das eine bedeutsame Geschichte? Bevor man die Frage verneint, nehme man zur Kenntnis, daß dieses Kindheitserlebnis mir von einem vierzigjährigen Manne erzählt wurde, der sie als eine der schrecklichsten Erinnerungen aus seinem vierten oder fünften Lebensjahre

nicht vergessen konnte. Ob nicht in den Beziehungen zwischen Alten und Jungen bei den Eltern die Überlegung mitspielt: „Ich bin frühere Generation — werde vor dir sterben — vorher wirst du meinen Niedergang erleben — noch aber bin ich stärker — noch der Herr im Hause — das sollst du fühlen!" Es wird kaum Eltern geben, die sich zu solchem Gedankengang bekennen. Wer bekennt sich denn zu unbewußten Triebregungen? Man ist froh, wenn man mit den bewußten fertig wird. Zwischen Vätern und Söhnen wütet ein Kampf, in dem entweder der Vater den Sohn oder der Sohn den Vater umzubringen wünscht: Unblutige Morde. Es gibt auch blutige. Im August 1926 hat in Villach ein betrunkener Vater sein Töchterlein zum Fenster hinausgeworfen, daß es sich zu Tode fiel. Ich kenne einen ganz nüchternen Vater, der seinen kleinen Buben zum Fenster des ersten Stockwerkes hinaushielt und der unten im Garten stehenden Mutter zurief: „Soll ich ihn dir hinunterwerfen?" Ein reizender Scherz. Und die Todesangst des Buben? Und sein Gefühl der Ohnmacht? Und der Wut? Und der Schuld, weil er gegen den eigenen Vater Rachepläne schmiedet, wenn auch ohnmächtige? Hinaus mit den Kindern aus dem Elternhaus und in Gemeinschaftsschulen. Die Kinderkrankheiten, denen sie dortselbst ausgesetzt sind, zählen nicht gegen die unheilbaren Fehler des Charakters, denen sie zwischen wuchtender Strenge und ebenso wuchtender Zärtlichkeit zu Hause unterliegen.

Die Verfechter von Gemeinschaftsschulen hören von Vertretern der konservativen Richtung immer wieder den ohne Unhöflichkeit schwer widerlegbaren Einwand:

„Sehen Sie mich an! Ich bin im Elternhaus aufgezogen und bin meinen Eltern ewig dankbar dafür, daß sie mir so viel Mühe und Sorgfalt gewidmet haben." Meistens könnte man getrost erwidern: das Erziehungsresultat ist nicht ermutigend. Es ist immer schwer zu sagen, wie es früher war. Man sieht nur, wie es jetzt ist, und die Schwierigkeiten der Erziehung im Elternhause sind derzeit fast unüberwindlich. Es könnte sein, daß die Zustände früher anders gewesen sind. Es gibt ein milderndes Moment in den Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen, das heute immer mehr und mehr verloren geht. Was Kinder am schwersten ertragen, ist der Zwang. Wenn sie sehen, daß die Eltern ebenfalls unter einem Zwang stehen, dann kommt ihnen der eigene Zwang weniger unangenehm zum Bewußtsein. Sie fügen sich, weil sie sehen, daß auch die Eltern ihrerseits sich fügen müssen. So ist bei Militär die harte Zucht erträglicher, weil der Rekrut sehr bald bemerkt, daß der Feldwebel dem Leutnant, dieser dem Hauptmann und weiter bis hinauf zum obersten Kriegsherrn gehorchen muß. Der oberste Kriegsherr aber, der Monarch, unterstellt sich freiwillig einer überirdischen Instanz im Himmel, damit man von ihm nicht sagen könne, es gäbe keinen über ihm. Diesen Vergleich auf die Kinderstube übertragen, müßte das Kind deutlich die sittlichen Gewalten sehen, denen die Eltern unterstehen. Wo Vater und Mutter hart arbeiten, dort ist es besser, als wo die Kinder nichts anderes sehen oder zu sehen vermeinen als ein Phäakenleben, aus dem hervorgeht, daß die Kinder immerfort müssen, oder nichtdürfen, während die Erwachsenen wie im Paradies dahin-

leben. Hier ist wohl der Hauptgrund, warum in wohlhabenden Kreisen so viele Taugenichtse heranwachsen. In einer Schule wurde den Kindern als Aufsatzthema gegeben: „Meine Mutter". Ein neunjähriges Mädchen hat folgendes merkwürdige Schriftstück geliefert: „Wenn ich in der Früh aufstehe, dann sehe ich meine Mutter nicht, denn sie liegt noch im Bett und schläft. Sie kommt jeden Abend spät nachhause. Weil sie immer in Gesellschaft ist, oder im Theater und sich dort sehr gut unterhält. Wenn ich aus der Schule nachhause komme, sitzt sie im Badezimmer und streicht sich die Wangen an und zieht sich die Lippen mit einem roten Stift nach. Sie hat auch einen schwarzen Stift für die Augenbrauen ...." Das ist eine traurige Urkunde. Gehässigkeit gegen die Mutter steckt in jeder Zeile, und wer kann dem Kinde Unrecht geben, wenn das Mitgeteilte — woran kaum zu zweifeln ist — tatsächlich auf Wahrheit beruht? Ein fünfjähriger Knabe, dem ich scherzhaft sagte: „Dein Vater folgt ja nicht!", erwiderte: „Ein Vater braucht nicht zu folgen. Nur Kinder müssen folgen." Das ist die normale Weltanschauung von Kindern. Sie glauben, daß Erwachsene wie Götter ohne Zwang dahinleben. Müssen sie die Erwachsenen bei aller Liebe nicht um eine Glückseligkeit beneiden, von der in Wirklichkeit nichts besteht als ihre falsche Annahme durch die Kinder?

Wo eine Kultur stark und leistungsfähig war, da steckte sie voll Zwang. Der Zwang wurde oft kaum empfunden, weil man sich ein Leben ohne ihn kaum vorstellen konnte. Zwang steckt in der Religion und den religiösen Übungen: Kirchgang, Beichte, Gebete zu verschiedenen Tageszeiten

schlangen ein gemeinsames Band des Zwanges um Eltern und Kinder. Es nützt aber nichts, solchen Zeiten nachzutrauern. Die Entwicklung ist über sie hinweggegangen und man kann das Rad der Zeit nicht rückwärts drehen. Alles kommt darauf an, die Kultur der Frömmigkeit durch eine andere zeitgemäße Kultur zu ersetzen. Solcher Ersatz muß gelingen; ob er die Familie in ihrer bisherigen Zusammensetzung sprengen wird, kann nicht leicht vorausgesagt werden. Jedenfalls wird die Gemeinschaftserziehung der Kinder in der Kultur der Zukunft eine bedeutende Rolle spielen.

8

Die Eltern ihrer Kinder

Das Neugeborene und das kleine Kind sind ohne Eltern und Wartung undenkbar. Darin wurzelt die Bedeutung der Eltern für ihre Kinder. Weniger klar ist die Auskunft, die wir über die natürliche Bedeutung des Kindes für seine Eltern geben können. Zwar über die Mutterliebe bei allen höheren Tieren sind die Akten geschlossen. Auch sie ist eine biologische Einrichtung und, wo sie fehlt oder auffallend herabgesetzt ist, dürfen wir auf krankhafte Verhältnisse schließen. Schon das Vatergefühl aber wird von manchen Beobachtern für künstlich angesehen. Der Urvater hat seine Kinder nicht geliebt. Ohne Bestehen einer Familie mit Einehe hat er sie ja nicht einmal gekannt und die Mutter mußte sehr zufrieden sein, wenn er sie nicht auffraß wie Kronos die seinen. Wenn er ein richtiger Hordenvater war, dann hinderten ihn Kinder, die Zeit und Mühewaltung der Mutter beanspruchten, im Besitze und Genusse der Mutter und so wurden die Kinder zu seinen Widersachern, die er, wenn er konnte, totbiß. Die Mutter hatte die Kinder gegen alle Gefahren der Außenwelt zu verteidigen, von denen die

Feindschaft des Vaters nicht die geringste war. Auf der Insel Brioni hielt Herr Kuppelwieser eine Pavianfamilie und alle Kurgäste beobachteten den fürchterlichen männlichen Alten, der seine Sprößlinge tückisch anschaute und nacheinander in der Nacht ums Leben brachte. Man konnte sie nicht retten, weil sie zu Grunde gingen, wenn man sie von der säugenden Mutter wegnahm. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde man die Alte und den Vater nicht von einander trennte. Wahrscheinlich war auch das untunlich.

Man ist immer eigenartig beruhigt, wenn man etwelche Eigenschaften der Menschen auch bei Affen feststellen kann. Indessen ist die Monogamie der Affen nicht unsere Monogamie. Das Hordenleben der primitiven Menschen, Gruppenehe, Exogamie und Mutterrecht liegen dazwischen. Die Monogamie des Affenmenschen wurde verlassen und erst als spätes Produkt der Kultur wieder eingerichtet. Die Gewohnheiten der Affen gestatten keinen Rückschluß auf die unsrigen. Es wäre ein arges Armutszeugnis für die Psychologie, wenn wir bei Affen und anderen Tieren erfragen müßten, wie es in unserer eigenen Seele zugeht. Wir haben uns mit der Einfühlung in menschliche Seelen zu beschäftigen, wenn wir Fragen menschlicher Zusammengehörigkeit studieren wollen. Und zwar nur mit Einfühlung in die Seele des Kulturmenschen. Auch das Hordenleben liegt zu weit zurück und die Deutung von Sitten und Gebräuchen wilder Völker ist zu schwierig, um uns selber darin spiegeln zu können. Es ist sehr schwer, sich in Denken und Empfinden der Naturvölker einzufühlen.

Die Psychoanalyse zeigt, daß Väter (aber auch Mütter) zu ihren Kindern doppelpolig eingestellt sind. Jeder Elternteil ist brutal und zärtlich, selbstisch und aufopfernd gegen das Kind. Zweideutig darf man die Redensart nehmen: man habe sein Kind zum Fressen gern. Der Unterschied ehelicher und unehelicher Geburt macht einen so großen Unterschied in der väterlichen Einstellung, daß der uneheliche Vater sich um sein Kind womöglich gar nicht kümmert, während der eheliche die größten Opfer für die Aufziehung nicht scheut. Da macht — wie man glauben könnte — ein Stück vom Standesamt gestempeltes Papier erst die Vaterliebe, so daß von urwüchsigen, im biologischen Sinne zwangsläufigen Gefühlen die Rede nicht sein kann. Zur richtigen Freude des Vaters an seinen Sprossen gehört der Zauber der Familie, um nicht gar den bürgerlichen Ausdruck zu gebrauchen: der Legitimität. Aber auch die mütterlichen Gefühle sind sehr abhängig vom Begriffe der Legitimität. Die gesellschaftliche Situation hat sich dort, wo sie mit der naturgewachsenen Mutterliebe im Widerstreite stand, oftmals stärker erwiesen. Heimliche und unwillige Mütter morden sogar ihr Neugeborenes und das Gesetz billigt ihnen Milderungsgründe zu. Arme Mädchen überlassen — nicht gerade immer von der äußersten Not getrieben — ihr Kind der zweifelhaften Kostfrau und verdingen sich selbst als Ammen. Im Gegensatze hiezu gebärden sich eheliche Mütter so, als ob sie lieber stürben, als daß sie ihr Kind nur einen Tag fremden Händen überließen.

Man sieht, daß zu den Einrichtungen der Natur, die Zwangsfürsorge der Eltern zu Gunsten der Brut ge-

währleisten, beim Menschen etwas hinzugekommen ist, etwas Gesellschaftliches, das nur psychologisch verstanden werden kann. Es gibt Mütter und Väter auch im Tierreiche. Wir werden sie aber nur sehr bedingt zum Vergleich mit menschlichen Eltern heranziehen können. Das primitive Muttergefühl ist hormonal. Hormone sind Stoffe, die von bestimmten Drüsen unter dem Kommando des Gehirns ins Blut geliefert werden und die mancherlei Leistungen vollbringen helfen. Wie die Milchdrüsen nährende Flüssigkeit absondern zu ihrer Zeit, wie der männliche Hirsch im Oktober aus einem friedlich äsenden Burschen nahezu eine wütende Bestie wird mit blutunterlaufenen Augen, weil Sexualstoffe in seinem Blute kreisen, so wird die Hirschkuh als Mutter mutig und geschickt zur Wartung und Verteidigung der Brut. Man mag die Wirkung der Hormone dem Alkohol vergleichen, der aus Duckmäusern vorübergehend Helden macht. Die Mütterlichkeit ist ein Rausch, den die Natur zur Sicherung der Neugeborenen erzeugt.

Dieser Rausch hält aber nicht lange an. Keineswegs ist seine Lebenszeit der langen Frist gewachsen, die Menschenjunge brauchen, bis sie selbständig werden. Man kann oft sehen, daß normale Eltern ihre Kinder immer mehr lieben, je älter sie werden und bekannt ist die Tatsache, daß Mütter gerade solche Kinder bevorzugen, mit denen sie etwa wegen Krankheit besonders viel Mühe und Kummer gehabt haben. Auch Menschenkinder sind im Anfang hormonal der Mutterliebe versichert, wenn auch in geringerem Ausmaße als Katzen und andere Tiere, von denen Höchstleistungen an Mütterlichkeit berichtet werden. Spä-

ter muß das Kind die Mutterliebe und ihren Bestand erobern. Seine kleinen Lebensäußerungen, der keimende Verstand, die immer noch anhaltende Hilflosigkeit, die Zeichen seines liebevollen Vertrauens rühren die Mutter — und den Vater. Daher die Redensart: mit zwei Jahren oder mit drei oder — da spielt natürlich die Willkür mit — in irgendeinem Alter werden die Kinder erst „herzig". Wir müssen primäre (primitive) und sekundäre (kulturelle) Mutterliebe unterscheiden. Was die Vaterliebe anbelangt, so ist deren primärer Anteil unsicher und von der Mutterliebe eingegeistert. Er gleicht dem zweiten, schwächeren Regenbogen. Umso mächtiger ist der kulturelle Teil der Vaterliebe. Er ist vergesellschaftet mit einem der stärksten Triebe des zivilisierten Menschen: dem Eigentumssinne. Das Kind ist in unserem Kulturkreis zum Eigentum der Eltern geworden. „Wem gehörst Du?", fragt man Kinder, und sie antworten: dem So-und-so. Womit sie sich wie allen Anforderungen der Umwelt auch dieser, ziemlich schwer zu Ende denkbaren, unterwerfen. Die Frage der Beziehungen zwischen Eltern und Kind fällt mit der großen Frage des Eigentums zusammen.

Es handelt sich aber in Erziehungsfragen nicht um Sachgüter sondern um Leibeigenschaft, ja um mehr als das: um Knechtung keimender Seelen. Die Sklaverei hat einmal mit zur Kultur gehört und wir vergessen gerne, daß die Leistungen der Antike, die wir bewundern, auf die Einrichtung der Sklaverei und deren Selbstverständlichkeit gebaut sind. Mag sein, daß die Sklaven selbst, in alten Zeiten, ihr Los für gerecht und unabänderlich empfanden. Daß sie dem Recht des Stärkeren unterlagen,

war ihnen vielleicht nicht stets bitter und verbitternd im Bewußtsein. Es gab im Altertum gelehrte Verteidiger dieser Einrichtung und Priester lehrten, daß die Sklaverei von Gott stamme. Was sollten denn – so fragte man noch im amerikanischen Sklavenbefreiungskriege nach 1860 – die vielen Sklaven beginnen, wenn man sie freiließe? Sie müßten Hungers verrecken. Den naheliegenden Vergleich mit den Lohnsklaven unserer Tage unterdrücken wir lieber, da er die Leidenschaften der Parteien erregt und sehr kontrovers ist. Was sollten aber – so fragen wohl noch die meisten – gar die Kinder beginnen, wenn man sie freiließe? Und auf diese Frage dürfen wir die Antwort nicht schuldig bleiben.

Kinder sind Sklaven und mildern ihr Schicksal durch die Fähigkeit, die Leibeigenschaft umzukehren. Gehören sie ihren Eltern, so gehören die Eltern auch ihnen und sie verwenden die zärtliche Wendung: mein Vater, meine Mutter, im besitzanzeigenden Sinne. So überwindet die Liebe, wo sie in ausreichendem Maße angeboten und angenommen wird, auch diese gefährliche Erniedrigung des Kindes. Nun mache man sich aber klar, wie die Dinge nach Abzug der liebevollen Vergoldung aussehen. Welcher Knechtsinn in unseren Kindern gezüchtet wird, die nicht frei zur Welt kommen, sondern leibeigen, nicht als prometheische Menschen, sondern als Sachen, die jemandem gehören und sei dieser jemand auch der eigene Vater. Der römische Familienvater besaß das Recht über Leben und Tod seiner Familie. Unsere Gesetze räumen dem Vater dieses Recht nicht ein. Aber die Kinder sind – soweit sie es selbst verstehen – der grenzenlosen Gewalt der

Familienzucht ausgeliefert. Sie glauben, daß der Vater — weniger die Mutter — mit ihnen machen kann, was er will. Es gibt kein Kind, das nicht gelegentlich über seine eigentümliche Lage nachdächte. Sie wird mit zur Veranlassung, über die Herkunft nachzudenken. Ein gut gehaltener Knabe von 3½ Jahren fragte sinnend: „Wie bin ich eigentlich zu euch gekommen?"

Das Kind hat nur zwei Möglichkeiten: Aufmucken oder unterordnen. Zu beiden diesen Möglichkeiten gehören die entsprechenden Gegensätze, die für gewöhnlich ins Unbewußte verdrängt werden. Der Aufmucker liebt seinen Vater hingebungsvoll, ohne es sich und anderen zu offenbaren. Er identifiziert sich mit ihm oder mit der Mutter. Der Mucker schmiedet heimlich Racheplläne. Wie es immer ist: Konflikte überall und das Ende sind Vulkan und ausgebrannter Krater.

Es gibt nichts Abscheulicheres, nichts mehr wider die Natur als eine Klasse von Musterschülern, die ausgerichtet neben und hintereinander in den Bänken sitzen. Diese Bänke selbst sind, wie die Montessori mit kräftigen Worten sagt, ein Greuel. Das Rückgrat ist der stärkste Knochen des Körpers. Man mußte aber erst hygienische Bänke erfinden, um Rückgratsverkrümmungen zu vermeiden. Wenn unsere Erziehung sogar die Wirbelsäule zerstört, was bleibt noch gerade an unseren Kindern? Drill mag nötig sein, um im Leben produktive Höchstleistungen zu erzielen. Gedrillte Kinder sind immer ein Verbrechen gegen den heiligen Geist. Ein achtjähriger Knabe aus einer preußischen Mittelstadt sagte bei Tische zu seinem Vater: „Nicht wahr, Vater, die Prügel, die du mir

gegeben hast, haben schon gewirkt. Ich sitze viel gerader!" Wer da noch weiter essen konnte, weiß nichts von Menschenwürde und Freiheit. Diese Unterredung fand in Konstantinopel statt, wo die Familie während des Krieges lebte; der Vater war als Offizier einem türkischen Kommando zugeteilt. Derselbe Knabe wurde zu einer Besichtigung des alten Friedhofes in Skutari mitgenommen, der berühmt ist durch seine malerische, verwahrloste Ruinenhaftigkeit. Der Knabe sagte: „Wie schaut es denn da aus? Der eine Stein gehört mehr links, der andere mehr aufgerichtet und alle mehr hinter einander. Ich meine, das sähe dann alles viel ordentlicher aus!" Unglücklicher Knabe, unglückliches Volk, das seine Kinder so erzieht.

Kaiser, Könige, Feldmarschalle, Hohepriester, die Kommandanten der Volkswirtschaft; alle wünschen ausgerichtete Linien und geduldige Arbeiter. Geduld und Unterordnung sind zur Kardinaltugend geworden und wirklich, wenn das Tugenden sind, dann sind es die einzigen, die nach dem alten Erziehungssystem mit einiger Sicherheit herausgebildet werden. Hat man aber auch bedacht, wie Wut den Kessel überhitzt, wie herabgemindert die Fähigkeit gedrillter Menschen ist in allem, was den Wert des Menschen ausmacht, angefangen bei der Fähigkeit, glücklich zu sein und zu lieben bis zu allen Hochleistungen des freien Menschen, die allesamt von der Liebe herstammen und ein gesundes Triebleben zur Grundlage haben? Wohl sind Kultur und Zivilisation ohne Freiheitsverzicht in der Tat unmöglich. Die innere Freiheit aber bleibe unantastbar. Äußerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt! haben

die idealistischen Philosophen des deutschen Volkes gerufen. Unsere Kinder werden durch die gänzlich unberechtigten Ansprüche der Eltern auf Besitzrechte an ihnen innerlich und äußerlich unfrei, werden zu Sklaven, die ihre Ketten entweder geduldig tragen wie Ochsen oder, die mit ihnen rasseln, was ein besonders trauriger Anblick ist.

Innere Freiheit („Von der Freiheit des Christenmenschen") ist ein großartiges Gefühl, das gleichbedeutend ist mit dem Gefühle der Allmacht durch Verbundenheit mit einer göttlichen Instanz. Die Psychoanalyse sieht den Ursprung dieses Gefühls in der Verbundenheit des keimenden Ichs mit seinem Du. Das Ich des Kindes muß um die Sonne des väterlichen Du kreisen und die Erziehung sollte diesen natürlichen Lauf der Gestirne nicht stören, wenn schließlich äußerlich disziplinierte und innerlich freie Menschen werden sollen. Sehet zu, daß ihr, vom Kinde zum göttlichen Du ernannte Eltern, dem Kinde seine wichtigste Erkenntnis, seine erste, ursprüngliche Weltanschauung nicht vergiftet. Freilich muß es eure und damit seine eigene Unzulänglichkeit bald erkennen. Vorher aber muß es eure Zulänglichkeit verschlucken, das ist eure Liebe. Vater und Mutter ehren. Aber — sagt Anzengruber — die Eltern müssen auch danach sein.

Ein achtjähriger Knabe wollte hinuntergehen zur Lände des Flusses, um das Dampfschiff zu besichtigen, das angekommen war. Der Vater wollte es nicht erlauben. Der Knabe rief zornig: „Wenn ich einmal groß bin, werde ich meinen Kindern auch nicht erlauben, das Dampfschiff anzusehen!" Kann man die diabolische Logik bemer-

ken, die darin steckt? Sie hält der ebenso diabolischen Praelogik die Wage. Der Knabe beschließt, die Unlustgefühle des Verzichtes dereinst durch die Lustgefühle des Verbietens auszugleichen. Man kann beinahe für sicher annehmen, daß er das wirklich tun wird. Man kann sagen: wie die Großväter gesungen haben, so zwitschern die Väter. Das reimt sich nicht, ergibt aber den Schlüssel des Benehmens der Eltern zu ihren Kindern. Die Eltern halten das Kind — offenbar irrtümlich, offenbar gegen den Augenschein — für ihre eigene Neuauflage, für sich selbst noch einmal. Aus diesem Irrtum stammt aller Jammer der Erziehung. Hätten die Eltern wenigstens die Erinnerung an die eigene Kindheit und deren Andersartigkeit bewahrt, so wäre der Schaden weniger schlimm. Aber indem sie sich selbst im Kinde wieder zu finden glauben, muten sie dem Kinde ihr eigenes derzeitiges Gefühlsleben zu, das sie in einer affektierten und unnatürlichen Weise verkleinern. Dann „talken" sie mit dem Kinde, bestammeln es mit einer blödsinnigen Kindersprache und glauben damit, dem Kinde gerecht zu werden. Ein vierjähriger Knabe aß auf der Straße einen Apfel. Ein „kinderlieber" Mann kam vorüber und sagte zu dem Kinde: „deh, dib mir Tickel." Das Kind fragte noch tagelang später, warum der Mann das gesagt habe und was das eigentlich für eine Sprache sei. Die meisten Leute glauben, dem Kinde gerecht zu werden, wenn sie sich dümmer stellen als sie sind. Sie foppen das Kind und dieses merkt sehr wohl, daß es gefoppt wird und mißbilligt das. Nichts ist dem Kinde unangenehmer, und was ein ordentlicher Kerl werden soll, wehrt sich sehr energisch gegen das Gefopptwerden. Kin-

der wenden sich mit ihrer Sympathie dorthin, wo sie ernst genommen werden, wo man sie nicht als Eigentum, sondern als Menschen ansieht. Man hat vor hundert und etlichen Jahren in der großen französischen Revolution den dritten Stand entdeckt: den Bürgerstand. Seither ist längst der vierte Stand, das Proletariat, daran, sich Anerkennung zu erkämpfen. Hinter ihnen steht schon der fünfte, bestehend aus der entrechteten Masse derer, die sich derzeit noch nicht organisieren können: Sträflinge, Prostituierte und andere sogenannte dissoziale Elemente. Vielleicht wird noch ein sechster und ein siebenter Stand auftauchen. Der letzte aber hinter allen, und einen großen Teil der Menschheit umfassend, ist der Kinderstand, dem durch die falsche Einstellung von Eltern und Erziehern nicht gestattet wird, nach seiner Art zu leben. Es ist kein Zufall, daß selbst Kinder Wohlhabender am liebsten in der Küche sitzen und sich mit Mühseligen und Beladenen verbrüdern, auch mit Haustieren. Sie fühlen, daß sie zu denen gehören, die man erniedrigt und beleidigt.

Die Einehe des Kulturmenschen scheint ihre Wiedereinführung nach langem Hordenleben dem Privateigentum zu verdanken. Der Mensch erwarb Vermögen — im herrschenden Männerstaate erwarb es vornehmlich der Mann — und wollte es seinen Kindern vererben. Da mußte er natürlich wissen, wer ohne Zweifel seines Blutes war, erklärte sich bereit, sein eigen Fleisch und Blut unter Opfern aufzuziehen und verlangte vom Weibe Treue. Indem das eheliche Kind so zum Erben avancierte, kam es in eine so gefährliche Nähe zu dem für das kleine Kind wertlosen Eigentumsbegriff, daß es —

wie von der großen Wurstmaschine ergriffen — auf einmal selbst ein Eigentum wurde. Wonach jagen die Menschen? Nach Eigentum. Was brauchen sie, wenn sie was haben, sei es einen Thron, ein paar Joch Acker oder ein Konto auf der Bank? Einen Erben. Das Kind, welches vordem wie das Fohlen neben der Mutter lief, bekam eine Bedeutung, die — wenn sie nicht wider die Natur ist — jedenfalls im Wesen des Kindes keinen natürlichen Platz findet. Der Sohn Napoleons wurde schon in der Wiege König von Rom. Er hörte darum nicht auf, seine Windeln zu nässen.

Aber der Proletarier? Er hat kein Eigentum und kann auch keines vererben. Seine Kinder sind keine Erben, sie sind nur noch Eigentum. Der Proletarier hat wenig Rechte. Das Recht, seine Kinder mit Ohrfeigen zu traktieren, weil sie seine Kinder sind; das allein ist übrig geblieben. Er will kein schlechterer Vater sein, darum daß er nichts besitzt. Wenigstens besitzt er die Kinder und die besitzenden Klassen haben kein Interesse daran, ihn durch Aufklärung in diesem Besitze zu stören. Mag er seine schlechte Laune an den Kindern auslassen. Mag er die Kinder nur nicht zur Freiheit erziehen von Anfang an. Die Kinder sollen sich rechtzeitig an Ohrfeigen gewöhnen, damit sie sich nicht wundern, wenn das Leben später auch nicht anders ist. Damit sie ihrerseits Kinder als wehrloses Eigentum betrachten, wenn sie einmal Väter geworden sind.

Von dem Drangsal des Kindes bis zur Zärtlichkeit ist nur ein Schritt. Wer sagt denn, daß Sklaven immer schlecht behandelt wurden? Und wenn sogar Sklaven es bei

freundlichen Herren gut gehabt haben, um wieviel mehr die eigenen Kinder, die man liebt und die man für ein Stück von sich selber hält. Der Genius des Kindes — wir wollen einmal sagen nach dem fünften Lebensjahr — protestiert gegen diese Liebe. Sie entstammt zum größten Teil der Eigenliebe, die von der Psychoanalyse Narzißmus genannt wird. Der Mensch hat ein Ich-Ideal, das er gerne sein möchte, aber niemals erreicht. Er möchte schön sein, klug, reich, glücklich, geliebt, allmächtig und über das alles hinaus unsterblich. Wir haben darauf verzichtet, unser Ich-Ideal zu erreichen. In unseren Träumen, in unserem Wohlgefallen an Märchen lebt es fort. Wenn man eine Rundfrage stellte, welches Märchen das schönste sei, würde ich für meinen Teil sagen: Aladin und die Wunderlampe. Aladin ist fast allmächtig, wird geliebt, kann seiner armen Mutter fürstlich lohnen. Wir identifizieren uns gerne mit ihm, weil er unserem Ich-Ideal näher kommt als irgend ein anderer.

Das ist im Märchen. Die Psychoanalyse sagt: der Narzißmus ist aus der Wirklichkeit verdrängt und west im Unbewußten. Da erscheint das kleine Wunder. Ein Kind ist uns geboren; das klingt wie Orgelton und Glockenklang durch das wunde Gemüt. Nun soll Freud sprechen: „Wenn man die Einstellung zärtlicher Eltern gegen ihre Kinder ins Auge faßt, muß man sie als Wiederaufleben .... des eigenen längst aufgegebenen Narzißmus erkennen. Das gute Kennzeichen der Überschätzung .... beherrscht wie allbekannt diese Gefühlsbeziehung. So besteht ein Zwang, dem Kinde alle Vollkommenheiten zuzusprechen, wozu nüchterne Beobachtung keinen

Anlaß fände, und alle seine Mängel zu verdecken und zu vergessen ... Es besteht aber auch die Neigung, alle kulturellen Erwerbungen, deren Anerkennung man seinem Narzißmus abgezwungen hat, vor dem Kinde zu suspendieren und die Ansprüche auf längst aufgegebene Vorrechte bei ihm zu erneuern. Das Kind soll es besser haben als seine Eltern, es soll den Notwendigkeiten, die man als im Leben herrschend erkannt hat, nicht unterworfen sein. Krankheit, Tod, Verzicht auf Genuß, Einschränkung des eigenen Willens sollen für das Kind nicht gelten, die Gesetze der Natur wie der Gesellschaft vor ihm haltmachen, es soll wirklich wieder Mittelpunkt und Kern der Schöpfung sein. His Majesty the Baby, wie man sich einst selbst dünkte. Es soll die unausgeführten Wunschträume der Eltern erfüllen, ein großer Mann und Held werden anstatt des Vaters, einen Prinzen zum Gemahl bekommen zur späten Entschädigung der Mutter. Der heikelste Punkt des narzistischen Systems, die von der Realität hart bedrängte Unsterblichkeit des Ichs, hat ihre Sicherung in der Zuflucht zum Kinde genommen. Die rührende, im Grunde so kindliche Elternliebe ist nichts anderes als der wiedergeborene Narzißmus der Eltern, der in seiner Umwandlung zur Objektliebe sein einstiges Wesen unverkennbar offenbart."

Diesen Worten des Meisters ist hinzuzufügen: Solange die Einehe nicht bestand, kannte der Vater seine Kinder kaum und der Mutter wurden sie nach einigen Jahren weggenommen. Der Narzißmus mußte damals andere Wege gehn, sich auf seinem Fluge durch das Traumland auf anderen Gipfeln glänzend niederlassen.

Erst als durch die Einehe das Kind in so innigen Kontakt mit allem Sinnen und Trachten der Eltern kam, die nun Eigentumsraffer geworden waren, erst dann hat ihr Narzißmus im Kinde eine Wiedergeburt erleben können. Die Worte Freuds eröffnen ein unübersehbares Feld der Ungerechtigkeit, der gefährlichen Verzärtelung des Kindes. Das Kind wird vergewaltigt so und so. Es darf sich nicht entwickeln wie die Blume des Feldes. Es mag von sich mit Heine sagen:

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß!
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

9

Kinderstube und Lebensweg

Eltern wuchten naturgemäß am schwersten auf einzige Kinder. Das Einkindersystem nimmt derzeit fast erschreckend überhand. Man darf um die gesellschaftlichen Folgen wohl besorgt sein. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, sollte man eigentlich niemals von der Psychologie des Kindes sprechen müssen, weil dort wo ein Kind ist, immer noch andere sind oder sein sollten. Indessen hat die Not der Zeit ganze Bücher möglich gemacht, die von der Psychologie des einzigen Kindes handeln.*)

Noch vor einem Menschenalter waren Familien mit einem einzigen Kinde seltene Ausnahmen. Aber schon vor dem großen Kriege breitete sich das Einkindersystem in bürgerlichen Kreisen aus, und man schrieb das damals dem Hang zum Wohlleben zu. Die Fortschritte der modernen Technik haben mit sich gebracht, daß man heute für Geld viel mehr materielle Freuden kaufen kann als ehedem. Symbol dafür sind kostspielige Reisen und der Besitz eines Autos. Freuden des Herzens, zu denen eine

*) J. K. Friedjungs bei J. Springer erschienene Werke.

fröhliche Kinderschar gehört, sind weniger gesucht. Dazu kommt, daß die Mächte gestürzt sind, die dem Lebensgenuß hemmende Zügel auferlegt haben. Man vergnügt sich intensiver als im vorigen Jahrhundert, und man braucht zum Genusse des Lebens Geld und Zeit. Deshalb schränkt man die Erzeugung von Kindern ein, die Geld und Zeit für ihre Zwecke verbrauchen. Nach dem Kriege wurde auf der einen Seite Reichtum und Luxusbedürfnis noch mehr in die Höhe getrieben. Auf der anderen Seite schlich sich Sorge und Angst vor der Zukunft in die neubegründeten bürgerlichen und proletarischen Familien ein, und so ist das Einkindersystem von heute auch auf dem Gegenteil von Genußsucht aufgebaut, das ist auf der Not oder der Angst vor der Not des kommenden Tages.

Daß einzige Kinder schwer erziehbar sind, wurde schon so oft gesagt und ist so unmittelbar einleuchtend, daß weitere Erklärungen kaum nötig sind. Statt mit seinesgleichen in der Kinderstube, verkehrt das einzige Kind hauptsächlich mit Erwachsenen. Seine Eltern schenken ihm viel mehr Zeit und Sorgfalt, als ihm von Natur aus zukommt. Auf das Einzige fällt auch mehr schlechte Laune von Seiten seiner Eltern, als ihm zukommt. Zu viel Zärtlichkeit, zu viel Angst vor tausend Gefahren, die es angeblich umgeben, zu viel Nervosität, in deren Kraftfeld ohne Ansteckung aufzuwachsen, fast unmöglich ist. Die moderne Erziehung hat Gemeinschaftschulen schon für die Allerkleinsten gegründet und es gibt Pädagogen, die dafür sind, daß man den Eltern die Kinder überhaupt wegnehme, um sie lieber von verantwortlichen Fachleuten

erziehen zu lassen. Da das einzige Kind unbedingt in die Gesellschaft von anderen Kindern gehört, wäre die Erziehung in Gemeinschaftsschulen, wie die Montessori sie begründet hat, für solche Kinder vor allem angezeigt. Leider trennen sich gerade die Eltern einziger Kinder am schwersten von ihren Lieblingen und wissen nicht, daß die Kinderkrankheiten, denen das Kind in Gemeinschaft anderer Kinder allerdings ausgesetzt ist, viel weniger gefährlich sind als der nervöse Charakter, dem ein einsames Kind nur schwer entgehen kann.

Das älteste Kind leidet, weil es ja kürzer oder länger das einzige ist, vorübergehend unter ähnlichen Schwierigkeiten wie das einzige. Erst wird es mit Liebe überfüttert, später, wenn die Geschwister kommen, wird es entthront. Ihm wird von den Eltern die Aufgabe zugeteilt, den jüngeren Geschwistern ein Vorbild, oft auch ein Beschützer zu sein. Es steht zwischen den Erwachsenen und der Kinderstube. Wenn es ein Kind sein will, sagt man ihm: „Du bist der Älteste und mußt vernünftig sein." Wenn es auf seine Zugehörigkeit zu den Erwachsenen pocht, dann sagt man ihm: „Du bist ein Kind." Ähnlich sind die Schwierigkeiten des mittleren Kindes. Es weiß unter Umständen nicht, ob es auf die Rechte der älteren Kinder, oder auf die der Jüngeren Anspruch hat. Das jüngste Kind gleicht dem einzigen Kinde darin, daß es als Nesthäkchen, besonders wenn es nach einer langen Pause ankam, mit übergroßer Zärtlichkeit bewacht wird.

Einzige Kinder werden später zu Egoisten, die sich unter Umständen durchsetzen, weil sie unentwegt an sich selber und an ihren Eigennutz denken. Beliebt wird man

durch solche Eigenschaften nicht. Nicht einmal bei sich selber macht man sich damit beliebt, weshalb solche Menschen selbst mitten im Erfolge wenig glücklich sind. Sie sind im Sinne der Psychoanalyse zeitlebens an ihre Eltern fixiert, werden dieses Ich- und Du-Verhältnis niemals los und sind wohl in der Regel auch nicht hart und durchschlagskräftig genug, um genügend Erfolg zu erringen und zu behaupten. Man hat ihnen den Erfolg in der Kinderstube zu leicht gemacht, sie gepäppelt, ihre Wünsche erfüllt, bevor sie ausgesprochen waren, tyrannischen Sinn bei ihnen geweckt und befriedigt, bis sie ihr Weltbild so eingerichtet hatten, daß die zu erobernde Fremdwelt von der Kinderstube zu sehr verschieden wurde. Die Folge davon ist zuerst ein großes Staunen über die Abscheulichkeit dieser Fremdwelt und dann eine Entmutigung, die immer wieder zurück zur Mutter will. So entstehen die merkwürdigen Haushalte, in denen ein einziges Kind von 40 und 50 Jahren noch immer im Hause seiner Eltern oder des verwitweten Teils der Eltern wohnt.

Es ist beinahe die Regel, daß der Vater vor der Mutter stirbt. Selbst wenn die Witwe und Mutter eines einzigen Sohnes noch jung ist, heiratet sie nicht wieder, sondern bleibt mit ihrem Sohn allein und bildet sich noch etwas darauf ein, daß sie nunmehr ausschließlich der Erziehung ihres Kindes leben will. Dieses Kind soll der Frau in gänzlich unnatürlicher Weise an die Stelle aller Wünsche treten, deren Erfüllung ausbleibt, weil sie gar nicht mehr angestrebt wird. Ältere Witwen, deren einzige Söhne schon herangewachsen sind, wenn der Vater von dannen geht, verlangen von ihren Söhnen, als wenn

das die selbstverständlichste Angelegenheit von der Welt wäre, daß sie mit ihnen in gemeinsamem Haushalte weiterleben. Es gibt Mütter von robustem Egoismus, die dem Sohne geradezu erklären, daß sie sich aus dem Fenster stürzen wollen, wenn er heirate. Sanfte Frauen sprechen derartige Drohungen nicht aus, aber der Sohn ist durch Jahrzehnte genügend an sie fixiert, um den Entschluß einer Heirat gar nicht erst fassen zu können.

Infolgedessen können so und so viele Mädchen keinen Mann bekommen. Diese Bemerkung klingt hausbacken. Sie ist aber nicht unwichtig. Wäre das Verhältnis von Mutter und Sohn in dauernder Bindung so selten, wie es ehedem war, so würde dieser Ausfall an heiratsfähigen Männern gesellschaftlich kaum in Betracht kommen. Nun scheint es aber, als wären diese unnatürlichen Haushalte in steter Zunahme begriffen. Vielleicht ist es ein Trick der Natur, um verweichlichte Familien zum Aussterben zu bringen.

Die Muttersöhnchen sehen auch dort, wo starke Liebe besteht, wenngleich nicht klar bewußt, in der Mutter, von der sie nicht los können, ihre Feindin. Sie sind aber andererseits nicht mehr imstande, sich ein Leben ohne die Mutter vorzustellen, geschweige denn einen Entschluß zur Trennung von ihr aufzubringen. Der Psychoanalytiker versucht, im Einzelkampfe solcher Situationen Herr zu werden und durch Aufdeckung der unbewußten Inzesttriebe Hilfe zu schaffen. Er kann aber nicht leicht zu einem gedeihlichen Ende gelangen, wenn ihm die Gesellschaft nicht behilflich ist. Man muß den wahren Charakter eines solchen Verhältnisses: „Witwe und erwachsener

Sohn" gesellschaftlich aufdecken, das heißt, die allgemeine Bildung muß so weit kommen, daß ein derartiger Haushalt für das gilt, was er ist. Es klingt vielleicht grausam, zwei Leuten, die äußerlich ein tadelloses Leben führen und sich, soweit ihr Bewußtsein reicht, gegenseitig Opfer gebracht haben, des Irrtums zu zeihen. Es handelt sich aber darum, daß diese und die vielen anderen Folgen des Einkindersystems gar nicht erst eintreten sollen. Das beste wäre die Rückkehr zur vielköpfigen Familie. Wenn das nicht geht, so soll man die einzigen Kinder in Gemeinschaft mit anderen erziehen. Wenn auch das versäumt worden ist, so müssen Eltern sich spätestens dann vom Kinde trennen, wenn dieses erwerbsfähig geworden ist. Als letzter Ausweg bleibt, daß die jungen Leute wenigstens frühzeitig heiraten. Wenn sie selber zu Eltern werden, können sie aufhören, ewige Kinder zu sein.

Die Kinderstube kann nie eine Angelegenheit für sich selber sein. Sie ist ohne das angrenzende Schlafzimmer der Eltern undenkbar. Die Kinder sind niemals wirklich unter sich, sie stehen unter dem Reflektor eines grellen Scheinwerfers, immer im Banne von Vater und Mutter oder anderer Autoritäten, die nicht wegzudenken sind. Man hat gesagt, daß Kindergesellschaften (Rotten) bis zu einem gewissen Alter gänzlich ohne Sexualität seien. Das ist nach den Forschungen Freuds nicht mehr aufrechtzuerhalten. Brüderchen und Schwesterchen, auch Brüder untereinander und Schwestern untereinander bilden zärtliche Paare, und es ist freilich nicht sicher zu unterscheiden, ob solche Paarungen Nachahmungen der El-

tern sind, oder ob sie auch von selbst zwischen den Kleinen entstünden. Äußerungen grob sexueller Art unter Geschwistern sind ungemein häufig. Da ist keine „Verworfenheit" dabei, wenngleich frühzeitige Triebe der Erziehung Schwierigkeiten bereiten. Wenn Kinder von ihren Eltern schlecht behandelt werden, so schließen sie sich noch enger aneinander. Eine kleine Entente gegen den Feind. Wenn viele Kinder da sind, dann haben die Elter immer Lieblinge unter ihnen, und die anderen fühlen sich als Aschenbrödel. So entsteht in der Kinderstube eine Cäsur. Die vorgezogenen Kinder gravitieren zu den Eltern und die anderen schließen sich um so enger aneinander. Hiezu kommt, daß Buben gewöhnlich an der Mutter und die Mädel mehr am Vater hängen. Der Geschlechtsunterschied macht sich sehr früh geltend.

Man sieht immer wieder, daß unter Geschwistern eine zentrifugale Kraft wirksam ist, die vom vorgezogenen Kinde ausgeht und das andere Kind, welches sich zurückgesetzt fühlt, zwingt, seine Entwicklung nach der entgegengesetzten Richtung zu nehmen. So wird das eine Kind sanft und das andere trotzig. Alles, was die Menschen auseinandertreibt, hängt mit der Eifersucht zusammen. Aus Neid und Kummer über die bessere Stellung des Geschwisters werden immer wieder die kleinen Bäumchen verbogen und in ihrem Aufwärtsstreben geknickt. Es wäre eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung, die Kraft, welche hier zentrifugal genannt wird (auch fratrifugal könnte man sie nennen) zu beachten und in ihrer Auswirkung einzuschränken. Was Schiller in der „Braut von Messina" als Tragödie darstellt: „Die feindlichen Brü-

der", das spielt im Leben die allergrößte Rolle; nur daß die Brüder gemeiniglich nicht aufeinander losstechen und es auch sonst nicht so deutlich treiben, wie Schiller es schon in seinem Erstlingswerk „Die Räuber" dargestellt hat. Die Dinge liegen nicht so einfach, daß der eine ein edler Räuber und der andere ein Schurke im Schafpelz wird. Da ist noch das unbewußte Seelenleben zu beachten, welches bewirkt, daß der Charakter in seinen Wurzeln verschleiert wird und nur der Psychoanalytiker in mühevoller Arbeit herausbringen kann, daß manche Brüder oder manche Schwestern, auch wenn sie längst erwachsen sind, immer noch alles im Hinblick aufeinander anstatt sachlich unternehmen. Der eine Bruder heiratet und setzt fünf Kinder in die Welt, infolgedessen bleibt der andere Bruder ledig. Jedermann sieht, daß er ledig bleibt. Aber das „Infolgedessen" sieht nur der Analytiker. Der eine Bruder studiert und wird ein Gelehrter, der andere wird ein stumpfsinniger Philister. Wenn man in der Geschichte zurückblickt, so findet man kein Ende solchen Aufzählens. Berühmt ist der Chevalier Casanova durch sein abenteuerliches und sittenloses Leben. Er sollte ursprünglich Geistlicher werden und empfing auch die niederen Weihen. Sein Schicksal trieb ihn bis in den äußersten Gegensatz zur Frömmigkeit. Weniger bekannt ist, daß der um drei Jahre ältere Bruder des berühmten Casanova ein tüchtiger Maler war, der als höfischer Professor und Direktor der Akademie in Dresden endete. Ein dritter Bruder war ebenfalls Maler, sodaß man schon nach einem psychologischen Grund suchen darf, warum gerade Jakob zu dem Ausbund geworden ist, als den ihn

die Geschichte kennt. Alle diese Gegensätze entstehen in der Kinderstube unter dem Einfluß verschiedener Behandlung von Seiten der Eltern. Schön sind Schillers Worte:

Wohl Dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!

Aber die Einflüsse von oben, das ist der älteren Generation, lassen die anmutige Entfaltung der Brüderlichkeit nicht zu. Die Eifersucht, die wie ein fremder Funken auf die Brüderlichkeit fällt, zerstört sie nur zu häufig.

Die abscheulichsten Folgen entstehen dort, wo die sogenannte strenge Erziehung, die den Rohrstock in der Hand hat, zuhause ist. Wenn dabei wenigstens Gerechtigkeit herrschte. Aber diese Wüteriche, die sich gegen die eigenen Kinder austoben, weil sie zu feig sind, um dort zu toben, wo man ihnen Widerstand entgegensetzen könnte, machen noch Unterschiede in ihrer Abscheulichkeit. Da ist ein Nesthäkchen, das jüngste Kind, das niemals Schläge bekommt. Dieser Liebling muß sich zum schlechten Charakter entwickeln. Da es von oben bevorzugt wird, hält es sich für auserwählt, und das Gerechtigkeitsgefühl der anderen Kinder wehrt sich vergebens gegen die Anerkennung der bevorzugten Stellung des Lieblings. Sie müssen sichs gefallen lassen. Das Nesthäkchen entwickelt sich zwischen Wut und Ohnmacht seiner Geschwister zum Egoisten und Tyrannen, häufig zum Denunzianten seiner Geschwister und erlebt so oft Triumphe der Ungerechtigkeit, daß es

sehr bald lernt, wie man in dieser Welt sehr gut vorwärtskommt, wenn man sich um die Gerechtsame des Nebenmenschen wenig kümmert.

Die anderen Kinder erleben den Triumph der Ungerechtigkeit von der anderen, der leidenden Seite. Sie verzweifeln an der Kraft der Gerechtigkeit, das ist der Liebe, werden entmutigt und bleiben es durch das ganze Leben. Solange sie Kinder sind, wird alles im kleinen Maßstabe erlebt. Freud hat die Psychoanalyse eine Mikroskopie der Seele genannt. Die wenigsten Menschen nehmen sich die Mühe, die Seele der Menschen unter die Lupe zu nehmen. Sie würden sonst öfter erkennen, daß die zurückgesetzten Kinder hinter ihrer vorgeschobenen Fratze ein grenzenloses Bedürfnis nach Liebe haben, welches sie in ihren Illusionen so ausdrücken, daß sie sich mit dem bevorzugten Kinde identifizieren. Man kann das schon bei kleinen Kindern beobachten. Ein vierjähriges Mädchen bekam ein Brüderchen und schaute zu, wie die Mutter das Kleine stillte. Das größere Kind hatte schon längst den Lutscher beiseite gelegt. Aber nun nahm es ihn wieder, und da die Mutter zwei Brüste hat, die beide dem Neuankömmling zur Verfügung stehen, kaufte das Kind sich heimlich für einige Groschen noch einen Lutscher dazu, um es ebenso gut zu haben wie der Säugling. Später wird die Identifizierung ins Unbewußte verdrängt, und zu Tage tritt deren Gegenteil, der Trotz, der die Kinder auseinanderreißt.

Karl wird strenge erzogen und erhält bei jeder Gelegenheit Prügel. Emil ist das jüngste Kind, das sogar zuschauen darf, wenn der ältere Karl geschlagen wird.

Der Vater stirbt, als die beiden Knaben 19 und 17 Jahre alt waren. Karl, der Ältere, verläßt das Haus und macht sich bald in irgend einer Branche selbständig. Er hat das natürliche Bedürfnis, dem Herde der Ungerechtigkeit zu entfliehen. Emil, der Jüngere, bleibt bei der Mutter, ein braver Sohn, der, soweit er kann, die Mutter für den Verlust des Gatten schadlos hält. Wenn Karl zu Besuch kommt, muß er immer wieder Unangenehmes erleben. Obgleich er seinen Besuch angesagt hat, findet er niemanden zuhause. Emil hat die Mutter zu einem Ausfluge bewogen. Wenn Karl sich nach dem Befinden der Mutter erkundigt, dann sagt Emil: „Kümmere Dich nicht um die Mutter, ich sorge schon für sie. Wenn Du die Mutter gerne hättest, wärest Du nicht aus dem Hause gegangen". So wird Karl immer wieder in die Trotzstellung zurückgejagt, die er gerne verlassen möchte. Der Wüterich von Vater ist tot, und der Zärtlichkeit zwischen Mutter und Sohn stünde nichts mehr im Wege, wenn nicht Emil die Rolle des Vaters übernommen hätte und im Sinne des verstorbenen Vaters weiter spielte. Endlich stirbt auch die Mutter. Emil ist einer, der das Leben versteht. Er heiratet eine reiche Frau und hat nach mehreren Jahren einige Kinder. Karl, der immer eine geheime Bewunderung und unterdrückte Liebe für das ehemalige Nesthäkchen hegt, treibt sich mit Dirnen und anderen Frauen herum, bei denen er Lust ohne Zärtlichkeit findet. Das Beispiel des Bruders wirkt aber im Geheimen und nach mehreren Verlobungen, die wieder auseinandergehen, heiratet auch Karl. Diese Ehe wird unglücklich. Eine kleine Mitgift war zwar versprochen,

wurde aber dann vorenthalten. Die Frau hat, — wie sich aber erst nach der Hochzeit herausstellte — ein kleines Vorleben gehabt. Sie ist „trotzdem" eine ausgezeichnete Person und für jeden normalen Mann zur Lebensgefährtin sehr geeignet: sanft, hingebungsvoll und nachgiebig. In den ersten Jahren der Ehe tobt Karl, zumeist ganz ungerecht, gegen seine Frau. Er ahmt seinen Vater und den Bruder nach, die beide das Haus mit Geschrei erfüllt hatten. Da die Frau aber immer sanft bleibt, muß ihr Gatte endlich das Toben aufgeben. Er macht etwas anderes. Er erkrankt an Angstzuständen, und es stellt sich heraus, daß er die Ehe nicht mehr weiterführen kann. Es ist, als ob er das Gebäude seines Lebens nicht mehr aufbauen könnte, weil er mit den Erlebnissen der Kinderstube nicht fertig geworden ist. So oft er den Bruder sieht, bekommt er Herzklopfen und muß für einen Tag ins Bett. Emil tut aber auch noch heute, was er kann, um Karl zu demütigen. Karl hat ein Kleiderstoffgeschäft. Emil zeigt ihm einen Stoff, den er anderswo gekauft hat und fragt ihn, ob er wohl preiswert war. Der Friseur hatte ihm zu diesem Stoffe geraten. Karl ist sehr gekränkt, daß Emil zu seinem Friseur mehr Vertrauen hat als zum eigenen Bruder . . .

Unsere noch immer auf den Mann eingestellte Gesellschaftsordnung verleitet auch den Psychologen, daß er immer wieder von Männern und Knaben berichtet. Selbstverständlich liegen die Verhältnisse bei Mädchen ganz ebenso, nur mit entgegengesetztem Vorzeichen. Die eine Tochter erfreut sich der Vorliebe des Vaters und wird ein sanftes, etwas tückisches Geschöpf. Das andere Mädchen

fühlt sich zurückgesetzt und in ihrer unglücklichen Liebe zu demselben Vater, der die Schwester vorzieht, wird sie trotzig, bubenhaft, gerade und gerecht. Sie stellt in der Kinderstube so viel an, daß der Vater — weit entfernt davon zu begreifen, wie und warum die Dinge sich so entwickeln — immer Anlaß zur Unzufriedenheit hat. Die eine Tochter wird immer braver und die andere Tochter wird immer schlimmer. Da die Kinderstube bei aller Selbständigkeit, die man ihr zugestehen soll, doch nur ein Provisorium und eine Vorbereitung für das spätere Leben ist, bleibt es immer wichtig, aufzuzeigen, was aus solchen Geschöpfen später wird. Feindliche Brüder sind sehr häufig. Feindliche Schwestern sind vielleicht noch häufiger, aber es liegt im Wesen der Mädchenhaftigkeit, daß solche Feindschaft versteckt oder verdrängt wird, und in Form des Gegenteiles zu Tage tritt. So kann man solche Schwestern, die sich innerlich nicht ausstehen können, Arm in Arm und in größter Zärtlichkeit durch das Leben wandeln sehen. Zur Vollendung des Schicksales von zwei solchen Mädchen gehört natürlich auch das, was man Glück oder Zufall zu nennen pflegt. Die trotzige Schwester entwickelt sich zur virago, dem Mannweibe, das gleich Diana zwei Wolfshunde an der Koppel führt, beim Damenreiten Preise gewinnt, oder wenn sie einer weniger begüterten Gesellschaftsklasse angehört, in irgend einer Volksbibliothek strikteste Ordnung und Zucht hält, Direktrice oder Abteilungsvorstand in einem Warenhaus wird, und die sich einen Mann aussucht, der sich beherrschen läßt. Solche Mädchen sagen gerne, daß sie sich die Männer, die ihnen gefallen, einfach nehmen. Der ganze

Stolz geht auf den Trotz zurück, der im zartesten Alter durch die Bevorzugung einer Schwester entstanden und genährt worden ist.

Wie bei allem, was auf vulkanischem Boden wächst, besteht hier die Gefahr des Zusammenbruches. Man kann die Zeiten angeben, mehrere Epochen gefährlichen Alters, in welchen solche Zusammenbrüche gerne eintreten. Die erste Gefahr fällt noch in die Kinderstube. Manches zurückgesetzte Geschöpf entwickelt sich gar nicht zum trotzigen Rebellen, sondern die Entmutigung, die aus der Lieblosigkeit stammt, setzt so früh ein, daß der geschilderte Überbau zur Lebenstüchtigkeit gar nicht erst gelingt. Naturgemäß streben zurückgesetzte Kinder vom Elternhaus fort. Sie sind es, die früh großartige Offenbarungen der Liebe erleben. Flammendes Liebesglück soll ihnen den Verzicht in der Kinderstube ersetzen. Diese Liebesbeziehungen geraten selten glücklich. Die allzugroße Hitze tut ihnen nicht gut. Die wunderbaren Blüten sind immer in der Gefahr vernichtender Katastrophen. Die Enttäuschung des ersten Liebesfrühlings ist aber bei diesen Mädchen schon das zweite traurige Affekterlebnis. Die von früh an nicht genug Liebe empfangen haben, zweifeln ohnehin an der Möglichkeit einer Erlösung durch die Liebe. Wenn dann auch der erste, häufig großartig angelegte Versuch, in der Liebe Ersatz zu finden, fehlschlägt, dann ist die unglückliche Lebensdevise fertig: Verzichten sollst Du, sollst verzichten! Es gibt noch ein späteres Stadium, in welchem der geschilderte weibliche Typus zusammenbricht, nachdem er den ersten beiden Fährnissen entrinnen konnte. Man sieht immer wieder, daß Frauen, die ein Leben ohne Sentimen-

talität führen, besonders wenn sie schön sind und viel Erfolg bei Männern gehabt haben, in dem Augenblick zusammenbrechen, wenn sie, um die Vierzig herum, zu glauben beginnen, daß ihre Anziehungskraft auf Männer schwindet. Sie beweisen sich dann das Hinschwinden ihrer Kraft, indem sie sich möglichst ungeeignete Objekte aussuchen, etwa einen jungen Burschen oder einen bel ami, bei dem Beständigkeit nicht erwartet werden konnte. Zu dieser Klasse gehören die Frauen, die es nicht verstehen, mit Würde alt zu werden. Wer seinen Vater und seine Mutter lieben gelernt hat, und in dem Gefühle aufwuchs, daß er sich auf die Liebe seiner Eltern unbedingt verlassen könne, der kann auch alt werden. Er rückt in die unvergeßliche Sympathiestellung seiner Eltern ein. Die Eltern sind um diese Zeit vielleicht schon tot; sie leben dann durch ihn. Kinder aber von Egoisten und Sadisten, die naturgemäß selbst Egoisten und Sadisten werden müssen, weil sie die Art ihrer Eltern verschluckt haben, wissen nicht, wie sie es übers Herz bringen sollen, auf irgend etwas zu verzichten, was sie besitzen. Sie können auf die Jugend nicht verzichten. Ihr Herz ist alt vom Anfang an, und deshalb muß der Leib jung bleiben oder die schwarze Melancholie frißt das Ganze.

Es ist Zeit, sich nach dem anderen Teile des Schwesternpaares umzusehen, das in der Sonne der väterlichen Gunst und vielleicht auch in der Schadenfreude über die Zurücksetzung der Schwester aufwuchs. Das sind Geschöpfe, die gerne vom Elternhause in eine Ehe springen, aus einem warmen Nest in ein anderes, und die so überzeugt sind, daß sie nichts zu tun brauchen, als eben zu existieren,

daß eine Langeweile von ihnen ausstrahlt, über die wenig zu sagen ist. Aus der Minderwertigkeit, in welche die streitbare Schwester gedrängt war, kann eine Mehrwertigkeit werden, durch die das Geschöpf nach oben getrieben wird. Aus dem absoluten Geschenk der Gnade, das der sanften Schwester durch die Gunst des Vaters in den Schoß gefallen ist, entsteht nicht viel. Sie können bürgerliches Glück erleben. Wenn sie es nicht finden, dann werden sie zu den schrecklichen Geschöpfen, denen immer Unrecht geschieht. Ihre Hauptbeschäftigung: alles übel zu nehmen. Sie verstehen es sehr gut, den Ruf zu verbreiten, daß sie von einer unbeschreiblichen Güte seien. Diese Atmosphäre von Güte ist nichts anderes als der ziemlich ranzig gewordene Widerschein jener Urgüte, die sich vom Vater aus über das kleine Mädchen verbreitet hat. Es ist die Güte, die Weihrauch fordert, obgleich sie niemals etwas Ordentliches und Brauchbares schafft. Die Virago ist schlank und hochgewachsen. Die gute Tante ist rundlich und geht wenig aus dem Hause. Die Virago ist revolutionär, Frauenrechtlerin und burschikos. Sie ist maskulin. Die Sanfte ist konservativ und feminin.

Einzige Töchter fühlen sich als Konkurrentinnen ihrer Mütter und das schon im zartesten Alter. Sie versuchen, die Mütter zu übertreffen, in der Gunst des Vaters zu verdrängen und das gelingt ihnen gar nicht selten. Der kindliche Zustand solcher Töchter ist viel zu früh ausgeträumt, denn sie erobern ihren Vater dadurch, daß sie sich ihm aufs Knie setzen, altkluge Reden führen, in neuester Zeit schon mit drei Jahren obszöne Gassenhauer singen. Diese einzigen Töchter müssen, wenn sie schöne Mütter

haben, die nicht gerne vorzeitig abtreten wollen, aus dem Hause. „Töchter machen alt", sagt das Sprichwort. Wenn sie durch diese Maßregel der Mutter unter ihresgleichen kommen, so ist das ein Glück, das temperierend auf die Entwicklung des einzigen Kindes wirkt.

Man möchte gerne von Gemeinschaftsbildungen in der Kinderstube sprechen, die vom Einflusse der Erwachsenen und besonders der Eltern unabhängig wären. Aber solche unabhängige Gemeinschaftsbildungen können in der Familie nicht aufkommen. Immer wieder entsteht das Dreieck. Wo ein einziges Kind ist, befindet sich die Spitze des Dreieckes beim Kinde. Wo mehrere Kinder sind, dort befindet sich die Spitze des Dreieckes beim Vater oder der Mutter, indem zwei Kinder aus der Schar, meistens solche, die dem Alter nach nahe beieinander stehen, sich zu einem Elternteil in Beziehung bringen. Wenn ein Kind, sehr häufig ist es das Jüngste, viel später nachgeboren ist, dann werden die älteren und ältesten Kinder gerne zur Spitze des Dreieckes genommen. Die älteste Schwester oder der älteste Bruder stehen dann für Mutter und Vater.

10

Selbstverteidigung des Kindes: Trotz, Phantasie, Spiel, Märchen, Religiosität

Die erste Abwehrvorrichtung des kleinen Kindes ist Schreien. Schon dieses ist auf einer besonderen, nur im Falle des Kindes wirksamen Grundlage aufgebaut. Jemand muß Interesse, ja Liebe für das Kind haben, wenn das Schreien Erfolg haben soll. Man wünscht, daß die Kinder zufrieden seien. Nur deshalb erreicht das Kind durch Schreien die Befriedigung seiner Wünsche. Ebenso geht es mit allen anderen Äußerungen kindlichen Trotzes. Welche Kraft hat das schwache Kind, um den Riesen um es her zu trotzen? Es trotzt im Vertrauen auf unsere Liebe und Nachgiebigkeit, die als Faktoren in das Weltbild des Kindes eingesetzt sind. So trifft man Kinder, welche die Nahrung aus Trotz verweigern fast nur dort an, wo die Kinder damit rechnen können, daß sie das ganze Haus durch ihre Weigerung in Aufruhr bringen. Sie könnten gar nicht auf diesen Gedanken kommen, wenn sie nicht vorerst gemerkt hätten, daß im Aufmarsch der Erwachsenen gegen sie gerade an dieser Stelle eine Lücke ist: den Erwachsenen liegt unbe-

greiflich viel daran, daß das Kind Nahrung zu sich nehme, und sie waren unklug genug, das Kind dies merken zu lassen. Wenn das Kind die Nahrung zurückweist, sind die Eltern ins Herz getroffen, und das Kind weiß das. Die Versuchung für das Kind, hier trotzig zu sein, ist sehr groß. Je geringer seine Macht ist, desto eifriger muß es seine Gelegenheit wahrnehmen, trotzig zu sein, wo es kann. Ein vierjähriger Knabe, der seine Eltern täglich sehr früh aufweckte, konnte weder durch Versprechungen noch durch Strafandrohungen dazu gebracht werden, des Morgens noch ein Stündchen länger sich ruhig zu verhalten. Er sang und quietschte. Endlich sagte der Vater, wenn des Morgens nicht Ruhe sei, werde er für immer abreisen. Das schien zu wirken. Am nächsten Morgen aber fuhr das Kind um eine Stunde früher als gewöhnlich aus dem Schlaf auf und stieß sich das Köpfchen an der Bordwand des Bettes, daß es sich eine Beule schlug und dann natürlich vor Gott und Welt nicht anders konnte als laut schreien. Dabei rief es: „Vater, fahr nicht weg!" und war untröstlich. Hier hatte der Knabe den Entschluß gefaßt, „brav" zu sein. Aber der unbewußte Machtwille war stärker gewesen als die bewußte Moral und hatte gesiegt. Das Kind konnte auf seine Möglichkeit, die Erwachsenen zu terrorisieren, nicht verzichten. Die Selbstbestrafung durch eine Beule gehört mit dazu.

Man soll den Kindern den Kleinkrieg gegen die Erwachsenen, in welchem der kindliche Charakter zu Schaden kommt, ersparen. Am besten ist es immer wieder, wenn man die Kinder unter ihresgleichen bringt, wo der Kampf nicht mit so ungleichen Kräften geführt wird. Für

alle Fälle soll man das Kind nicht in eine Lage bringen, in der es terrorisieren kann und schließlich schuldig wird. Jedes Kind kommt in die Lage, sich gegen seine Eltern zur Wehr setzen zu müssen. Je lebenstüchtiger das Kind ist, desto heftiger wird es seine Herbheit verteidigen und desto früher wird es sich von den Eltern, mit denen es sich im Anfang identifiziert hat, später separieren. Viele Kinder, die von der Mutter allmorgentlich im Triumphe ins Ehebett genommen werden, protestieren auf ihre Weise gegen diesen Eingriff, indem sie ihn nur unter Mitnahme ihrer eigenen Kinderdecke dulden wollen. Es gibt liebenswürdige Kinder, die ihren Widerwillen gegen allzuheftige Annäherungsversuche der Eltern oft auf das Rührendste bemänteln. Eine Mutter machte sich den Spaß, daß sie sich mit ihrer ganzen Leibesfülle in das Kinderbettchen setzte, so daß der ohnehin karge Raum noch verkleinert und das Kind, das im Bettchen saß, bedrängt wurde. Das Kind sagte: „Schau, wie die Decke zerdrückt wird, die arme Rosa muß sie dann wieder waschen und bügeln!" So ein Ausspruch sollte genügen, um die Mutter zu beschämen. Das geschieht aber gewöhnlich nicht, sondern die Mutter wiederholt ihr Tun, weil sie Vergnügen daran findet, das Kind in Verlegenheit zu bringen. Der zweite Akt ist, daß dieses Kind auf seine Mutter losschlägt und schuldig wird: Siehe das Kapitel Schuld. Man soll die Abwehrvorrichtungen des kleinen Würmchens nicht herausfordern. Man soll es weder reizen noch entmutigen.

Eine Gruppe von Psychologen, Alfred Adler und seine Schule, erfüllen die Welt mit der ausgezeichneten Ma-

xime, daß man Kinder immer wieder ermutigen müsse. Wie richtig und wie alt dieser Rat ist, zeigt folgende Wendung in Rousseaus „Emile“: „Peinliche Erfahrungen zwingen das Kind nur zu bald zu der Einsicht, daß es weder seine Stellung noch seine Kräfte kennt. Da Kinder nicht alles vermögen, bilden sie sich schließlich ein, gar nichts zu vermögen. So viele Hindernisse entmutigen sie, so viele an den Tag gelegte Verachtung raubt ihnen alles Selbstvertrauen; sie werden feige, furchtsam, kriechend und sinken umso tiefer, je mehr sie sich überhoben hatten.“ Es wird nicht nötig, zu ermutigen, wenn man nicht zuerst entmutigt hat. Die Kinder bringen Mut genug mit auf die Welt, und es ist nötig, sie in Ruhe zu lassen, natürlich auch nötig, sie dann und wann zurecht zu weisen. Allzuviel Ermutigung riecht nach Zärtlichkeit, von der man immer wieder sagen muß, daß sie schadet, wenn man sie übertreibt.

Was das Verhältnis der Kinder zu ihrer Mutter anbelangt, so spielen da Instinkte mit, die zum Teil auch an das Geruchsorgan geknüpft sind. Jedes Kind kennt von seinem Uranfang her den Geruch der Mutter. Wenn man vom embryonalen Leben absieht, währenddessen das Kind im Leibe der Mutter steckte, so bringt der natürliche Kontakt des Säuglings mit seiner Mutter eine dumpfe Erfahrung des Geruches mit sich, der später leicht in Ekel oder wenigstens in Abneigung übergehen kann. Die Inzestschranke, welche in der Kulturmenschheit und schon bei wilden Völkern zwischen die engsten Blutsverwandten gestellt ist, wird dadurch verstärkt. In diesem Sinne können wir verstehen, daß Kinder so häufig Widerwillen

gegen Milch und besonders gegen die Haut auf der Milch zeigen, wo doch Milch die erste und einzige Nahrung des Säuglings gewesen ist.

Manche Kinder entwickeln eine besondere Kußscheu oder rätselhaften Widerwillen gegen bestimmte Nahrungsmittel. Diese Nahrungsmittel stehen meistens in irgend einem Zusammenhange mit dem Geruche oder dem Aussehen des Stuhles. So wird Spinat, der von Kindern häufig verschmäht wird, als ein grüner Brei serviert, der dem katarrhalischen Stuhle von Säuglingen gleicht. Andere feste oder flüssige Speisen haben für das Kind nebelhafte Ähnlichkeit mit geformtem oder breiigem Stuhle. Der weiße Naturkäse, in Wien Topfen, in Niederdeutschland Quark genannt, bildete für ein Kind den Gegenstand unüberwindlichen Ekels. Dieser Topfen wurde als Füllung für Mehlspeisen verwendet, und man sagte in der Küche, daß er zu dem Zwecke „angemacht" werde. Dieser Ausdruck erregte den Widerwillen des Kindes. In der Kinderstube wird das nämliche Wort für eine verpönte Tätigkeit gebraucht.

Nur dumme Erzieher wollen die Kinder zwingen, alles zu essen, was ihnen vorgesetzt wird, auch wenn die Kinder Widerwillen dagegen zeigen, und treiben die armen Kleinen manchmal in einen Paroxysmus der Verzweiflung. Richtig ist, über derartige Schwierigkeiten in der Kinderernährung großzügig hinwegzugehen und den Kindern Speisen, die sie nicht essen wollen, vorläufig gar nicht vorzusetzen. Es ist meistens unmöglich, auf analytischem Wege den Kindern zu erklären, auf welchem Mißverständnis ihre Abneigung beruht, und es ist auch unnötig,

solange genügend andere Speisen übrig bleiben, um die Ernährung des Kindes zu sichern. Gesunde Erwachsene – das lehrt die Erfahrung – kommen von ihrem Widerwillen gegen gewisse Speisen regelmäßig zurück und essen dann alles, was schmackhaft ist. Wozu also dem Kinde eine Hölle bereiten? Die Antwort auf diese Frage lautet manchmal: „Weil das Kind gehorchen lernen muß." Das ist richtig. Kinder sollen an eine gewisse Disziplin gewöhnt werden. Die Erziehung zur Disziplin soll aber nicht dort ansetzen, wo unbewußte Einflüsse und gar so starke und biologische, wie die des Geruches und der Ablehnung ehemals anziehender Berührung in Frage kommen.

Das schon dargestellte Kreuz, das man in der Kinderstube mit Kindern hat, die jedwede Nahrung zurückweisen, deren Widerstand sich also nicht gegen bestimmte Speisen, sondern gegen die Ernährung an sich richtet, ist ein ganz anderes Problem als die Zurückweisung einzelner Speisen. Ein Kind, das nicht essen will, hat weniger gegen die Speisen etwas einzuwenden, als gegen die Umgebung, von der es gepflegt wird und gegen die es trotzt. Hier würde das Weglassen einzelner Speisen, die nicht gerne genommen werden, naturgemäß nichts nützen und man kommt in schweren Fällen ohne Änderung des Milieus nicht aus. Man sollte sich überhaupt mehr Gedanken darüber machen, daß Kinder sich in Gegenwart ihrer Eltern, schon weniger in Gegenwart bezahlter Pfleger ganz anders benehmen als in der kühlen, gewissermaßen unbelasteten Atmosphäre von entfernter stehenden Personen. Es ist manchmal wunderbar, was Ärzte, einschließlich des

gefürchteten Zahnarztes, bei Kindern durchsetzen, und zwar in aller Güte und ohne Zwang, wenn Kinder ohne die Eltern erscheinen. Man hat heute endlich eingesehen, daß auch die Milchzähne einer Pflege von Seiten des Zahnarztes bedürfen und daß frühzeitige Karies durch Füllung der schadhaften Zähne aufgehalten werden muß. So kommen schon zwei- oder dreijährige Kinder zum Zahnarzt. Sie fürchten sich nicht, halten den Mund offen, interessieren sich für alles, was es da zu sehen gibt und halten den Besuch beim Zahnarzt durchaus nicht als etwas Schreckliches in Erinnerung. Im Gegenteil. Wie alles, was sie unbefangen erleben, erhöht auch der Besuch beim Zahnarzt ihr Selbstgefühl und wird in den Spielen der Kinderstube eifrig nachgeahmt.

Meistens ist das ganz anders, wenn die Mutter oder der Vater mitgehen. Was den Vater anbelangt, so ist es wie verhext, daß selbst der zärtlichste und sanfteste Vater als das Prinzip des Zwanges angesehen wird, vor dem das Kind sich fürchtet und von dem das Kind Übles erwartet. Die Mutter wieder scheint dazu da zu sein, um vor ihr, wie der Wiener sagt, „Geschichten" zu machen. Sehr viele Kinder sind in Gegenwart ihrer Eltern affektiert.

Kinder haben im Kampfe mit den Erwachsenen alle praelogischen Möglichkeiten, die uns später abhanden kommen, das heißt aus dem Bewußtsein in den unbewußten Teil unseres Seelenlebens verdrängt werden. Alle Erzieher wissen ein Lied davon zu singen, wie Kinder Augen und Ohren verschließen können, wenn sie nicht sehen und hören wollen. Das ist ein letzter Rest des Todstellreflexes,

den man von Käfern kennt. Vogel-Strauß-Politik nennt man es bei Erwachsenen. Der unliebsame Teil der Außenwelt, Befehle, Verbote, tadelnde Bemerkungen werden annulliert. Dieser Mechanismus ist aber nicht richtig dargestellt, wenn man sagt: das Kind tut, als ob es nicht hörte. Sondern das Kind hört wirklich nicht. Wenn man nun sagte: das Kind hört nicht, so wäre das wiederum falsch. Die Ohren sind offen, die Schallwellen dringen ein und werden auch irgendwo im Zentrum des Gehirnes registriert. Richtig ist, daß hier praelogische Verhältnisse bestehen. Das Kind photographiert und phonographiert das Erlebte, ohne gezwungen zu sein, darauf zu reagieren. Der Teil der Außenwelt, der ihm nicht paßt, wird vorläufig abgelehnt.

Ein aufgeweckter dreijähriger Knabe wird in den zoologischen Garten geführt. Da liegen Löwen hinter Gittern, Tiger, Bären und Wölfe, Affen klettern, Elefanten ragen. Der kleine Ludwig wirft seltsamerweise keinen Blick auf die Tiere. Eine Kette, die neben dem Käfig zur Erde hängt, beschäftigt ihn. Er entdeckt einen farbigen Kiesel und hebt ihn auf. Er spielt Eisenbahn inmitten der für alle anderen so interessanten Schauobjekte, indem er mit den Sohlen über den Boden rutscht. Trotz wiederholter Aufforderungen ist er nicht zu bewegen, den Tieren Beachtung zu schenken. Einige Jahre später werden wilde Tiere in seiner Phantasie eine große Rolle spielen. Einstweilen ist er anders beschäftigt, kann diese Eindrücke nicht verwenden und lehnt sie ab. Respekt vor dem Kinde, das die Menagerie ablehnt. Ist das Zusammenschleppen von Tieren aller Zonen, das Einsperren freier Geschöpfe hinter

Eisenstäbe, ist dieser künstliche und gewaltsame Extrakt aus der Fauna des Globus nicht wirklich eine Monstrosität, geboren aus dem Geiste der Barocke, zu deren Genuß das unbefangene Gemüt erst verdorben werden muß? Das Kind zeigt im Tierpark: das alles gehört nicht zu mir, ich habe keine Beziehung dazu. Es war löblich, dem Kinde die Tiere zu zeigen. Da es das Erlebnis ablehnt, bestehe man nicht weiter darauf. Das Kind besitzt, was uns abhanden kam, besitzt Instinkt. Infolgedessen hat es gewöhnlich recht und man lasse es gewähren, wo ihm nicht unmittelbar Schaden droht.

Der Schwäche des Kindes in allem, was Muskelkraft und Logik verlangt, steht die Überlegenheit des Kindes in allen Leistungen gegenüber, die wir Phantasiebildungen nennen. Durch seine reale Schwäche wäre das Kind zur Passivität, zum Erleiden verurteilt, wenn es nicht in der Phantasie die Möglichkeit besäße, alles umzuwandeln, was es erleidet, im Spiele tätig zu erleben, was es im Leben über sich ergehen lassen muß. Freud hat diesen Sinn des Spieles hervorgehoben: Verwandlung des Erlittenen, des zu Erleidenden in Tätigkeit. Wenn der Arzt da war, dann wird Arzt gespielt. Wenn man mit der Eisenbahn gefahren ist (das Kind fährt nicht, weil es will, sondern weil es mitgenommen wird), oder sie nur gesehen hat, dann müssen die Schuhsohlen daran glauben, daß ihr Träger eine Eisenbahn ist und als solche über die Kieswege rutscht. Wenn man gar nichts anderes

am Kinde bemerkte als die Unentwegtheit, mit der es spielt, das Aufgebot von Ernst und Energie, die dabei in Erscheinung treten, so müßte man schon allein daran erkennen, daß im Kinderköpfchen die Welt sich anders malt als in den Köpfen Erwachsener. Mit Recht hat man das Kind im vorschulpflichtigen Alter nach seinen Spielen das Spielkind genannt. Vater des Spieles ist der Nachahmungstrieb. Das Kind lernt die Welt kennen und gerade so weit verstehen, als es sie in seinen Spielen nachahmt.

Je kleiner das Kind ist, desto praelogischer sind seine Spiele. Regelmäßig steht das Kind selbst im Mittelpunkte des spielerischen Geschehens. „Du bist der Himmel", sagt ein kleiner Knabe zu seinem Gespielen. „Und du bist auch der Himmel", sagt es zum anderen Gespiel. „Ich bin eine Wolke, und jetzt wird es regnen." Seit den Untersuchungen der französischen Schule über das Denken der Naturvölker wissen wir, daß Kinder ohne Schwierigkeit eine Wolke, ein Baum und um so leichter ein Prinz, ein Riese, ein Wolf oder ein gestiefelter Kater sein können. „Ich werde einen Reiter zeichnen", sagt das Kind, nimmt einen Stift und zeichnet einen verwackelten Strich auf das Papier. Ist nun die Absicht des Kindes an seinem geringen Können gescheitert? Keineswegs. Der Strich ist ein Reiter, ein Königsschloß oder was immer das Kind will. Das ist Allmacht und an dieser Form der Allmacht hält das Kind fest, um jener anderen Allmacht gegenüber bestehen zu können, die ihm sonst all zu dräuend von allen Seiten entgegentritt. Die Phantasie ist die innere Allmacht des Kindes und des Künstlers. Sie ist auch

die des Narren, der ein Mittelding zwischen Kind und Künstler ist, jedenfalls mehr zu ihnen als zu uns gehört.

Die Erziehung drängt sich auch ins Kinderspiel und versucht, der Phantasie System beizubringen. In den Fröbelschen Kindergärten wollte man dem Kinde helfen, indem man es nicht nach seiner Art Spiele erfinden ließ, sondern ihm Flechtarbeiten, leichte Zeichnungen vorschrieb, den Mädchen Nadelarbeiten auf Papier, den Knaben Bauten nach vorgezeichneten Plänen. Man knechtet sogar den Spieltrieb. Neben der Erziehung will die Spielzeugindustrie profitieren und drängt sich den Kindern wohlhabender Leute in Form von kostbaren Spielsachen, Eisenbahnen auf Schienen, Dampfschiffen und Motoren mit aufziehbaren Uhrwerken auf. Was braucht ein Kind, dem ein Strich zu einem Märchenschloß und ein Stückchen Holz zu einem Ozeandampfer wird, solchen Aufwand? Es gibt Christbäume, die nicht mit Kerzen besteckt, sondern elektrisch eingerichtet sind. Mit einer Schalterdrehung kann man die Weihnachtsstube in ein Meer von Licht tauchen. Aber aus solchen Gemächern ist die Krippe mit dem Jesuskindlein stracks verschwunden: das ist kein Fest für Kinder mehr. Die Pracht und der Stolz des Kindes auf den Besitz wertvoller Gegenstände werden freilich mit der Zeit stärker als der natürliche Hang des Kindes nach Einfachheit. Das Wesen des Kinderspieles ist die Umwandlung einfacher Gegenstände in die schwer faßbaren Maschinen des Lebens. Diese Umwandlung geschieht durch Koppelung irgend eines Nichts, eines Hufeisennagels, eines Steinchens, eines Bindfadens, eines Stückes Glaserkittes, Kreide, allerhöchstens Plastilins mit dem kind-

lichen Ich: Ich bin eine Wolke, ich bin (etwa unter Zuhilfenahme eines Bindfadens) eine Drahtseilbahn, ich bin eine Lokomotive. Ein Kind beschreibt ein Dampfschiff, das es gesehen hat, indem es auf seinen eigenen Scheitel zeigt und sagt: „Hier ist der Rauchfang und hier", es zeigt auf die Stirne, „ist der Scheinwerfer." Das bleibt so, bis das Kind von der Spielzeugindustrie und dem Kindergartenzwang verdorben ist. In den modernen Kindergärten ist es ja schon viel besser geworden. Aber aus den Schaufenstern der Spielwarenhandlungen, wo Puppen, die Papa und Mama rufen, und kleine Automobile mit sechs Cylindern feilgeboten werden, starrt der Teufel Mammon auf die Kinder. Die Befreiung des Kindes wird dieser Art von Spielzeugindustrie den Garaus machen.

Der englische Romanschriftsteller H. G. Wells hat ein Büchlein erscheinen lassen, in dem er Bericht erstattet, wie er mit seinen Kindern spielt. Er verwendet nicht, oder so wenig als möglich, käufliches Spielzeug, sondern legt in einem Winkel der Kinderstube einfache Gegenstände, die man findet, Bretter, Wellpappe, Stoffabfälle, Steine, Blätter zusammen, aus denen ganze Robinsonaden werden. Er baut Dörfer, Wirtshäuser, Bahnstrecken und seine Kinder sind mit ihrem phantasiereichen Vater gewiß sehr zufrieden. Das ist gut. Es wäre aber vielleicht noch besser, wenn er seine Kinder allein spielen ließe. Er gibt ihnen seine Phantasie, statt ihnen zu erlauben, daß sie ihre eigene ausleben. Er überwältigt sie, ohne daß sie es merken. Sie merken es aber nicht, weil sie ihn lieben und er auch sie liebt, so daß sie sich verstehen.

Es gibt Kinder, die sich zu bald aus ihrer praelogischen mystischen Einstellung hinaus manövrieren lassen. Der Eintritt ins reale Leben erfordert ja den Verzicht auf die Phantastik. Es gibt andere Kinder, die sich aus der Bedrängung in die Einsamkeit flüchten und in Tagträume. Sie hypnotisieren sich an ihren eigenen Träumen und geraten in die Gefahr, das reale Leben nicht mehr genügend erobern zu können. Hätte man sie nicht zu sehr und zu früh mit Wirklichkeit bedrängt, hätte man ihnen die Wirklichkeit nicht zu unangenehm gemacht, strenge Erziehung, zu viel Zusammenleben mit Erwachsenen, zu wenig Kindergemeinschaft, frühe Niederlagen, Liebesverzicht, sie wären nicht in den Traum geflüchtet. Ein neunjähriger Knabe legt ein Stück Zeitungsblatt auf den Fußboden, stellt sich drauf und bleibt regungslos stehen. Er ist Robinson und segelt auf dem unendlichen Weltmeere. Er ergreift einen Stock und schlägt auf das Sofa, daß der Staub aufwirbelt. Er ist der Prinz Schemsuddin und kämpft gegen die Ungläubigen. Dieses Kind ist durch Märchen in eine Richtung gedrängt, die nicht mehr einwandfrei genannt werden kann. Es hat mehr von dieser Kost verspeist, als es verdauen kann.

Es gibt nichts Schöneres als ein Kind, das fest in seiner Phantasiewelt fußt. Es hat seine eigene Kultur, vor deren Geschlossenheit wir mit einer gewissen Ehrfurcht verweilen sollten. Wie abscheulich, wenn ein dreijähriges Kind Gassenhauer singt, oder wenn es — heute verschwundene Inflationsblüten — schon mit sechs Jahren weiß, wie die Kurse an der Börse notieren. Die Kultur der Erwachsenen ist durchaus nicht so geschlossen, gewähr-

leistet durchaus nicht so sehr die Rundung der Persönlichkeit, daß man sagen könnte, hier wird die ursprüngliche Kultur des Kindes durch eine gleichwertige oder gar überlegene ersetzt. Wo und wann Menschen Kultur hatten, dort konnte das Wesen des Kindes ohne Dissonanz in die Kultur der Erwachsenen hineinwachsen. Denn die Kultur hat überall etwas Kindliches an sich. Im Orient ist man heute bettelarm. Man kann aber in jeder kleinen asiatischen Stadt ein paar Lastträger, Wasserverkäufer oder Fuhrleute beisammenstehen sehen, wie sie an der Ecke eines Basars mit ausgesprochenem Entzücken einem Märchenerzähler lauschen. Das ist Kultur und bodenständige Kunst. Leider muß man in den orientalischen Städten, die sich des Zugriffes Europas nicht erwehren konnten, bemerken, daß sich die nichtsnutzigen Waren des Westens wegen ihrer Billigkeit unwiderstehlich einschleichen, so daß man in Aleppo oder in Damaskus heute die Basare mit Wellblech deckt, Konservenbüchsen und Petroleumbehälter herumliegen, die Chans sich in schäbige Hotels verwandeln, Straßenbahnen und Telegraphen gebaut werden. Das alles durchfrißt stimmungsvolle orientalische Kultur, sodaß die achteckigen Brunnen verschwinden, die Minarets verfallen, die arabischen Spitzbogen, die gekuppelten Moscheen einstürzen und der ganze Zauber des Märchenhaften verloren geht. So ähnlich präsentieren sich unsere Kinder mit ihrer wunderbaren Kinderkultur, die allenthalben durchsetzt wird von dem, was die Erwachsenen den Kindern aufdrängen und wogegen die Kinder sich nicht wehren können, weil alles so praktisch und so billig ist. Man hat gerade im letzten

Jahrzehnt eingesehen, daß man mit Kindern doch anders umgehen müsse. Soziale Gesetze haben den barbarischen Kinderrobot eingeschränkt und teilweise glücklich abgeschafft. Die Schilderungen eines Dickens und die Berichte von Engels über Kinderarbeit haben glücklicherweise nur mehr historisches Interesse. Man ist nun auf dem Wege, den Kindern auch ihr eigenes Kinderland freizulegen. Pädagogische Einsichten haben zu einer Anerkennung der Kinderkultur geführt, die schöne Früchte trägt, obgleich sie noch in den ersten Anfängen steht.

Das Märchen ist die Kunstgattung, die sich am engsten an die praelogische Denkart des Kindes anschließt. Wir könnten Märchen nicht verstehen und nicht genießen, wenn wir nicht einen Rest jener Welt in uns bärgen, der unser Kinderland umdämmerte. Tiere können sprechen, Steine verwandeln sich in Königssöhne, „eine Dryas lebt in jedem Baum". Alles kann die Ursache von Allem werden. Dattelkerne, die einer achtlos ausspuckt, töten den unsichtbaren Sohn eines Geistes und der Dattelesser wird unschuldig schuldig. Die ungeheuerlichste Grausamkeit wird erträglich, weil ein Schimmer von Unwirklichkeit und von Humor darüber gegossen ist. Stiefmütter werden bestraft und Aschenbrödel kommen zu Ehren. Däumlinge werfen Riesen nieder. Schlauheit und List triumphieren über die Bosheit, aber Einfalt trägt den Sieg über die nichtswürdige Klugheit und Gelehrsamkeit davon. Arme Leute werden reich und

reichen Leuten verwandelt der Teufel ihr Gold in Dreck. Wie soll man auf diese herrliche Welt des Märchens verzichten, wenn man sie einmal betreten hat?

Sehr begreiflich, daß Kinder diese Nahrung gierig einsaugen und nicht genug davon bekommen können. Ist es doch ihre Welt, und wenn Erwachsene den Kindern Märchen erzählen, bestätigen sie dem Kind das Gesetz der Partizipation (Alles hängt mit Allem zusammen) und seine praelogische Verwechslung und Vermischung aller Begriffe, als da sind tot und lebendig, stark und schwach, gut und böse, erlaubt und verboten. Kinder leben ja im Märchen, sie erleben unsere Wirklichkeit als Märchen, und es heißt nur dem Kinde die Richtigkeit seiner Weltanschauung zugeben, wenn man ihm Märchen erzählt. Es ist, als ob man dem Kinde sagte: du hast Recht. Ein Stück Holz kann ein Kind sein, der Wolf, Igel und Hase sprechen miteinander wie Menschen, und der rieselnde Quell hat eine warnende Stimme. Fraglich bleibt nur, ob Erwachsene gut daran tun, dem Kinde solche Bestätigungen zu bieten. Sie wollen doch das Kind erziehen und zu ihresgleichen oder gar zu was Besserem heranbilden, als sie selbst sind. Sie wollen dem Kinde helfen, die Wirklichkeit zu erkennen und zu ergreifen. Das Kind merkt bald, daß die Großen in einer anderen Welt leben als es selber und erwartet dann von den Erwachsenen Folgerichtigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Verläßlichkeit, Kraft und noch einiges mehr, was man in das Wort Sittlichkeit zusammenfassen könnte. Das Kind, welches sagt, daß die Gespielen der Himmel seien und es selbst eine Wolke,

hat ein Märchen gedichtet. Es geziemt dem Kinde zu sagen: ich bin eine Wolke. Denn das Kind ist praelogisch. Es geziemt nicht dem Erwachsenen, dem Kinde zu sagen: du bist eine Wolke. Denn der Erwachsene ist logisch und muß wissen, daß ein Kind keine Wolke sein kann. Wie soll das Kind logisch werden, wenn die Logik, die es ohnehin nur langsam erlernt, im Munde der Erwachsenen solche Lücken zeigt?

Das Leben wäre wahrscheinlich unerträglich ohne das Märchen. Wenn man alle Märchen kurzweg ausrottete, würden sie aus der praelogischen Natur des Menschen neu entstehen. Auch braucht das Kind, wenn es auf seine Welt zugunsten der unsrigen langsam verzichten soll, den Trost, der im Märchen (und im Mythos) liegt. Irgendwo bleibt ihm seine Welt erhalten. Das Wunder verschwindet nicht ganz, solange es Märchen gibt. Nach dem zehnten oder zwölften Lebensjahr ist es Zeit, das Märchen in den Kreis der heranwachsenden Kinder einzuführen. Vorher nur mit Maß. Überfüttert nicht die ganz Kleinen mit Praelogik, da ihr sie damit in ihrer natürlichen Entwicklung aufhaltet. Es ist schon genug, wenn ihr auf die Märchen eingeht, die sie euch bringen, wenn ihr sie untereinander ihre entzückenden Erfindungen ausspielen lasset.

Für das Kind ist eine Lokomotive, ein Auto, ein Pfosten, der aus dem Wasser ragt, so geheimnisvoll und eindrücklich wie uns ein Märchen. Die Wunder der Natur und der Technik, eine schöne Blume, ein Wasserfall, ein roter Kiesel: zeigt den Kindern das und ihr habet sie mit Märchen bekannt gemacht. Es ist nur

nötig, alle diese Dinge mit dem Ich des Kindes in Beziehung zu bringen, weil das Kind sonst kein Interesse dafür aufbringen kann. Man staunt immer wieder, wie gering die Motive sein können, die das Kind interessieren, wenn es nur eine Rolle darin spielt. Das Kind hat einen starken Trieb, verständig zu werden. Diesen Trieb muß man offenbar benützen und nicht mit den althergebrachten Volksmärchen auf die angeborene Praelogik zurückwerfen, das heißt ihn vergiften.

Eines Tages erlebt das Kind eine Störung der elektrischen Leitung. Seitdem muß der Vater immer wieder die Geschichte von der Stromstörung erzählen: Vater rasiert sich im Badezimmer und weil es dort finster ist, wird das elektrische Licht angedreht. Auf einmal geht es aus. Der Herr Hruschka (Hauswart) steht auf der Treppe; sehr ernst. Es geht im ganzen Hause nicht, in der Gasse nicht, in der ganzen Stadt nicht. Auf der Straße sind die Elektrischen stehen geblieben, die Leute steigen aus und müssen zu Fuß gehen. Hauptkabel geschmolzen. Austausch des Kabels. Eine Stunde vergeht. Alles setzt sich wieder in Bewegung. Wie Dornröschen war der Betrieb eingeschlafen, wie Dornröschen erwacht er wieder.

Das Erlebnis ist und bleibt unbegreiflich. Kein „warum?" kann da helfen. Elektrischer Strom, Licht, Kraft, Fernleitung, Kabelbruch: da helfen einem vierjährigen Knaben weder Fragen noch Nachdenken. Die Kategorie des Nacherlebens muß herangezogen werden: „Vater, erzähl die Geschichte von der Stromstörung!" Wenn sie zu Ende erzählt ist, soll er sogleich wieder von

vorn: beginnen. Mit Nachdruck — schon Goethe hat das hervorgehoben — bestehen die Kinder darauf, daß immer mit den gleichen Worten erzählt werde und mit allen Einzelheiten. Die Sache muß immer wieder im Badezimmer beginnen, wo das Licht ausging, führt auf die Straße, wo ein imposantes Verkehrshindernis manifest wird und endigt im Badezimmer, wo sie begann. Nach einiger Zeit erlischt des Kindes Bedürfnis nach der Geschichte. Wahrscheinlich glaubt es, genug Bemühung an das Verständnis von Stromstörungen gewendet zu haben. Sein Interesse gehört nun anderen Ereignissen; das Leben geht weiter. Dem Wunsch des Kindes nach Wiedererleben durch Erzählen soll man entgegenkommen, so viel Geduld man immer aufbringen kann. Die wörtliche Wiederholung, die es verlangt, ist der Ausdruck kindlicher Wissenschaftlichkeit. Da es die Geschichte von der Stromstörung nicht begreift, weiß es auch nicht, welche Punkte wesentlich und welche unwesentlich sind. Deshalb will es alle hören, bringt allen die gleiche Aufmerksamkeit entgegen und hofft auf Eroberung der Klarheit wie ein Naturforscher oder ein guter Detektiv, der alle Details beachtet, bis er die Angelegenheit durchschaut. Der Forschergeist des Kindes strandet freilich nach einiger Zeit am Felsen der Unbegreiflichkeit. Nach hundert Erzählungen weiß es über das Wesen der Stromstörung nicht mehr als vorher. Es ist aber mit dem Gegenstand vertraut worden, nimmt die Schale für den Kern und unterscheidet sich in diesem Schlußeffekt nicht wesentlich von dem, was Erwachsene allermeistens tun. Das Wunder erregt uns nur, solange es neu ist. Das

tägliche Wunder hört auf, uns zu erregen, wir beachten es nicht mehr und bilden uns am Ende ein, daß wir es verstehen. Wissen wir denn, was Elektrizität ist?

Wichtig sind Moral, Unmoral und Grausamkeit, die in Volksmärchen und Fabel enthalten sind. Der Tod erscheint im Volksmärchen in seiner grausamsten Gestalt. Die einfache Tragödie des Menschen, daß er mitten im Leben vom Tode umfangen ist, daß unser Ich mit seinem Reichtum eines Tages aufhören wird zu sein, ist dem Märchen kaum des Verweilens wert. Da müssen Menschenfresser her, die „riechen, riechen Menschenfleisch" und böse Stiefmütter, die ihre Stiefkinder töten lassen, mit vergifteten Äpfeln speisen und dann selber in rotglühenden Pantoffeln tanzen müssen, bis sie tot sind. Hexen sperren kleine Buben ein und mästen sie, bis sie gutes Schlachtvieh geworden sind. Köpfe werden abgehackt, Küstersgattinnen zum Turmfenster hinausgeworfen, Juden werden gehenkt. Der Wolf frißt ganze Familien, Riesen sind fürchterlich und Zwerge voller Tücke. Drachen brandschatzen Städte, Königstöchter lassen ihre Freier spießen und je grausamer es zugeht, desto beliebter sind die Märchen in der Kinderstube. Damit des Kindes Gemüt nur ja recht frühzeitig vergiftet werde, gibt es Illustrationen zu den Märchen, farbige Darstellungen, die dem Kinde zugänglich sind, noch bevor es lesen gelernt hat. Da ist zum Beispiel der Vollmond als Wüterich mit breiter Fresse dargestellt, der kleine Kinder mit der Gabel aufspießt oder die Knusperhexe, welcher der kleine Hänsel den Finger zeigen muß, ob er schon

fett genug ist. Dabei ist das Kind immer selbst der Held der Erzählung.

Wie soll unter solchen Umständen das Kind um den Alp herumkommen, daß ihm selber passieren könnte, was Tieren täglich vor seinen Augen geschieht und was im Märchen, an dessen Wahrheit es zuerst fest glaubt und später leise zweifelt, auch Menschen, besonders Kindern angetan wird? Man hat vielfach versucht, die Grausamkeit aus den Märchen auszumerzen. Aber die Grausamkeit gehört so sehr dazu wie das Salz zu den Speisen. Die schönsten Märchen müßten verschwinden, wenn man diese Kunstgattung humanisiert. Wie hübsch beginnt Schneewittchen mit der Königin, die sich in den Finger sticht und dann ein reizendes kleines Mädchen zur Welt bringt, weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz. Aber dann soll das Schneewittchen erst getötet werden, wird dann heimtückisch vergiftet und das Ende ist, daß die böse Stiefmutter in glühenden Eisenpantoffeln sich zu Tode tanzen muß. Immer wieder streben Märchenhelden einander nach dem Leben. Tücke und Hinterlist, Habsucht, Nachgier, alle bösen Eigenschaften, die erdenklich sind, nehmen den Hauptplatz in der Märchenliteratur ein, und es ist wenig damit gewonnen, wenn am Ende regelmäßig das Gute siegt und das Böse bestraft wird. Deshalb Vorsicht mit Märchen in der Kleinkinderstube.

Unter dem Vorwand, Grausamkeit und „Übeltäterei“ zu bekämpfen, treten auf der „Struwelpeter“ und „Max und Moritz“. Schlimme Kinder verüben Böses und werden dafür – meistens sehr grausam – bestraft. Den

bösen Friederich beißt ein Hund blutig. Der Suppenkaspar muß sterben. Dem Daumenlutscher werden die Finger abgeschnitten. Paulinchen verbrennt elendiglich bei lebendigem Leibe. Max und Moritz werden in der Mühle zerschroben und von den Hühnern gefressen. Diese Kost wird von den Kindern verschlungen. Sie verstehen schon, daß das moralische Mäntelchen mit dem bösen Ende nur umgehängt ist und daß es darauf ankommt, sich mit Max und Moritz und ihren Streichen auszuleben. Schon Rousseau hat hervorgehoben, daß man mit moralischen Fabeln bei Kindern regelmäßig den entgegengesetzten Effekt erzielt. Bei der Fabel vom Fuchs, der dem Raben durch listige Schmeichelei den Käse abgewinnt, wenden die Kinder ihre Sympathie dem Fuchs zu, dem schnöden Schmeichler, und lachen den Raben aus. Wenige werden sich mit dem Unterlegenen identifizieren. Im Märchen vom Wolf und den sieben Geislein ist das Kind durch eigene Wahl meistens der Wolf. Man mag ihm die sieben Geislein noch so reizend malen: es wird sich doch nicht fressen lassen, wenn es der Wolf sein kann, der frißt. Solche Kinder halten es mit dem Stärkeren, in der Fabel also mit dem Löwen, und mit der Mücke nur dann, wenn diese durch List und Tücke den Löwen zu Falle bringt. Andere haben es mit der Angst zu tun. Kindern Moral zu predigen ist zwecklos. Sie ihnen vorzuleben wäre sicher besser. Aber auch dann müßten sie erst begreifen, was das ist. So schrieb Rousseau über Fabeln, was von der ganzen praelogischen Dichtkunst gilt: „Herr von Lafontaine! Ich für meine Person verspreche, sie mit Auswahl zu lesen, sie zu lieben und mich aus

Ihren Fabeln zu bilden, denn ich glaube mich über Ihre Absicht nicht zu täuschen; was aber meinen Zögling anlangt, so müssen Sie mir gestatten, daß ich ihn nicht eine einzige lernen lasse, bis Sie mir den Beweis geliefert haben, daß es für ihn gut ist, Dinge zu lernen, von denen er nicht den vierten Teil versteht; daß er auch die Moral versteht und sich nicht etwa den Betrüger zum Vorbild nimmt, anstatt sich den Betrogenen zur Warnung dienen zu lassen."

Nach dem Willen des größeren Teiles der Menschheit nehmen Religion und Glaube in den praelogischen Möglichkeiten eine Sonderstellung ein. Mit unüberbietbarem Ernste und einer für das Kind überwältigenden Feierlichkeit werden ihm religiöse Geschichten erzählt, die man Mythen und Märchen nennt, wenn sie nicht die eigene Religion betreffen. Die Mitteilung, daß es einen Gott im Himmel gibt, nimmt das Kind gierig zur Kenntnis. Verbindet es sich doch so wieder mit einem allmächtigen Du, das es in der Person des Vaters, allgemein gesagt, der Urautorität, besessen und verloren hat.

Religiosität ist eine Phase der Entwicklung, der kein Kind entgeht. Selbst wo die Eltern völlig unreligiös leben, dort greift fast jedes Kind nach der dargebotenen Möglichkeit, an den lieben Gott und seine Güte inbrünstig zu glauben und die Gebote einzuhalten, die von der Religion vorgeschrieben sind. Die Erkenntnis, daß es einen Gott im Himmel gibt, der stärker ist als die Eltern, tut

dem Kinde wohl. Auch diese Religiosität ist ein Abwehrmechanismus. Ursprünglich hat das Kind seine Eltern für allmächtig, allwissend, allgütig und ewig gehalten. Wenn es langsam einsieht, daß den Eltern alle diese Eigenschaften nicht zukommen, dann ist es vorbereitet für die Lehre, daß göttliche Eigenschaften zwar nicht auf Erden, aber doch anderswo vorhanden sind, vorhanden sein müssen. Im ersten Stadium der Entwicklung war das Kind mit den göttlichen Eigenschaften des „Du" einig. Wenn es im zweiten Stadium gezwungen war, sich einerseits davon zu überzeugen, daß dem Du die Eigenschaft göttlicher Vollkommenheit fehle, andererseits zu erkennen, daß dieses Du, wie immer seine Eigenschaften sein mögen, leider nicht so unlösbar zum Kinde gehöre, wie es ursprünglich annahm, dann springt das Kind in die neue religiöse Bindung und erlebt zum zweiten Mal ein Ich und Du: Es ist eins mit seinem Gotte. In dieser neuen Einigkeit kann es den Ansturm der Erziehung leichter ertragen. Zusammen mit seinem Gotte fühlt es sich stärker als die Riesen, von denen es umgeben ist und deren unbedingte Güte es schon anzuzweifeln begonnen hat. In dem vorhergehenden Lebensabschnitt hat das Kind genug von der Urautorität geschluckt, die es für allmächtig hielt, genug auch davon nachgeahmt, um in der eigenen Seele etwas Göttliches zu spüren. Der äußeren Ohnmacht des Kindes entspricht eine innere Allmacht, die wir alle zeitlebens behüten, ohne dessen für gewöhnlich bewußt zu sein. In den Spielen des Kindes, in der unbegrenzten Möglichkeit der kindlichen Phantasie tritt die Allmacht des Kindes deutlich zu Tage. In der Religiosität wird

die verschluckte Göttlichkeit der Urautorität, die Urvollkommenheit nach außen und in den Himmel verlegt.

In unseren Städten hält tiefe Religiosität bei gesunden Kindern nicht lange an. Sie unterliegt ihrerseits dem Zweifel und wird gegen andere Ideale ausgetauscht, die dem Kinde sinnfälliger und haltbarer scheinen. Der mindeste Takt des Herzens erfordert aber, daß man dem Kinde diese notwendige Entwicklung nicht durch herzlose Ironie zerstöre. Das Kind beginnt ja mit dieser Zerstörung selbst, durch ein eigentümliches halb humoristisches Verhalten der eigenen Frömmigkeit gegenüber. Manche Kinder wählen Schutzheilige mit sonderbaren Namen. Ein siebenjähriges Mädchen hatte den heiligen Expeditus. Sie zwitscherte: „Der heilige Expeditus tut alles, was ich will. Gestern abend hat der Vater Klavier gespielt und ich konnte nicht einschlafen, trotzdem ich so müde war. Da habe ich zum heiligen Expeditus gebetet, daß der Vater aufhören solle, Klavier zu spielen und richtig, gleich darauf hat der Vater aufgehört." Man könnte diese Erzählung als rührende Einfalt auffassen. Warum aber hat dieses kleine Mädchen nicht den näherliegenden Weg gewählt und einfach gerufen: „Vater, hör auf, ich kann nicht schlafen"? Es handelte sich nicht um einen strengen Wüterich von Vater, bei dem das Kind etwas Derartiges nicht hätte wagen können. Im Gegenteil, alles lag dieser Familie daran, daß die Kinder gedeihen. Trotzdem wählte das Kind den riesigen Umweg über den Himmel, um eine so einfache Angelegenheit zu schlichten. Es ist wahrscheinlich, daß die Kleine diesen Expeditus in seiner Macht erproben wollte. Durch einen Zufall,

den das Kind ganz gut als einen solchen erkennt, geht der dem Heiligen erteilte Auftrag in Erfüllung. Das Kind beschließt, die Erwachsenen mit seiner Erzählung zu foppen. Es weiß, daß die Eltern — zweideutig, wie Erwachsene nun einmal sind — einerseits sagen, daß man glauben müsse und andererseits doch kein richtiges Zutrauen zu den Heiligen haben. Was geschah, als die Kleine ihr niedliches Geschichtchen erzählte? Die Großen lachten sie aus. Infolgedessen brach die Kleine in Tränen aus und schien untröstlich, daß man ihren Glauben und ihre Frömmigkeit verletzte. Sie weinte aber auch, weil die Großen ihr durch das Gelächter eine Waffe entwanden, die sie im Kampfe gegen die Erwachsenen nötig brauchte. Immer wieder muß hervorgehoben werden, daß alle diese Vorgänge in der kindlichen Seele nicht streng logisch gesichtet sind: die Anbeterin des heiligen Expeditus glaubt und glaubt auch wieder nicht. Sie macht sich über ihren Glauben lustig und nimmt ihn dennoch ernst. Sie lacht über einen Heiligen, der einen so komischen Namen trägt, und sie weint, wenn andere wagen, über ihn und über sie zu lachen. Die Erwachsenen sagen dann: Wie soll man so ein Kind verstehen, wie soll man es ihm recht machen und was will es eigentlich? Die so fragen, besitzen nicht die Eignung, mit Kindern umzugehen. Sie können, wie Hamlet von seiner Flöte sagt, die Kinder zwar verstimmen, doch nicht auf ihnen spielen.

11

Waisen und Stiefkinder

Tod eines Elternteils bleibt immer ein Unglück für die Kinder, das nicht gut gemacht werden kann. Einen Teil der Eltern im Irrenhaus zu wissen und ihn dort in seiner geistigen Umnachtung regelmäßig zu besuchen, ist vielleicht noch schlimmer für das Kind als Verlust der Eltern durch den Tod. Das Allerschlimmste sind geschiedene Eltern, die sich hassen und um die Kinder raufen, die zarten Geschöpfe vor Gericht als Wurfgeschosse benützen, und dabei die heiligsten Gefühle vorschützen, wo nur Rachegedanken und reiner Egoismus am Werke sind. In diesen drei Fällen sind die Eltern verloren gegangen. Am anderen Ende der Linie stehen die übertriebenen Eltern, welche die Kinder mit ihrer Zärtlichkeit erdrücken und die strengen Eltern, die es für ihre heilige Pflicht halten, den Mut der Kinder, deren Originalität und Selbständigkeit mit oder ohne Stock in der Hand zu vernichten.

Vor mehr als achtzig Jahren wurde im Thüringischen in bäuerlichen Kreisen ein Mann geboren, der nun schon an die zwanzig Jahre tot ist. Er wurde zum Vater einer Familie, über deren Schicksal hier berichtet wer-
den soll. Der Vater dieses Mannes verließ seine Frau, als der Knabe zwei Jahre alt war. Die junge Mutter übersiedelte mit ihrem einzigen Kinde in die Kreisstadt zu einer Schwester, die dort verheiratet war und das Kind wurde von seinem zartesten Alter an in Haß gegen seinen Vater erzogen. Er kannte seinen Vater nicht und hörte im-
mer wieder, daß der Vater ein Lump sei, der sich gegen ihn und die Mutter schnöde benommen habe. Als der Knabe sechs Jahre alt war, starb auch die Mutter und er ver-
brachte seine ganze Jugend als Doppelwaise in dem geistig ziemlich beschränkten Kreises eines Onkels und einer Tante, die selber Kinder hatten und zwar gut zu dem kleinen Robert waren, immerhin aber einen fühl-
baren Unterschied zwischen ihm und ihren eigenen Kin-
dern machten. Sie ließen Robert alle Freiheit, er lernte nicht allzuviel und kam mit siebzehn Jahren nach Ber-
lin, wo er sich als Agent eine Existenz suchte. Schon mit neunzehn Jahren heiratete er ein Mädchen aus einem Dorfe in der Nähe seiner Heimatstadt. Mit sei-
nen Schwiegereltern, die wahrscheinlich daran schuldlos waren, besonders mit dem Schwiegervater, lebte er von Anfang an in Feindschaft. Man pflegt Schwiegereltern Vater und Mutter zu nennen und der Begriff Vater war dem jungen Robert durch die ältesten Erinnerun-
gen ein Gegenstand des Hasses. Was immer die Schwie-
gereltern taten, wurde als feindlich und tückisch aus-

gelegt. Schließlich verbot Robert seiner jungen Frau jeden Verkehr mit ihren Eltern. Das Moment der Isolierung trat hier zu Tage, welches allen Menschen im Charakter liegt, die von früh an aus irgend einem Grunde von ihren Eltern isoliert erzogen werden, ohne daß durch eine Kindergemeinschaft genügend Ersatz geschaffen wird. Die unstillbare Sehnsucht nach Eltern und Zärtlichkeit war wohl auch für die ungewöhnlich frühe Verheiratung Roberts mit verursachend. Die gleichen wirksamen Kräfte werden uns erklären, daß Robert, obgleich seine materielle Lage weder gesichert noch glänzend war, schnell hintereinander fünf oder sechs Kinder in die Welt setzte, von denen zwei in frühester Jugend starben. Man muß freilich auch bedenken, daß die Zeiten seit damals sich sehr geändert haben. Vielköpfige Familien sind erst in unseren Tagen zur Seltenheit geworden. Damals standen die Kinder neben einander wie die Orgelpfeifen. Wenn wir die Geschichte berühmter Familien, zum Beispiel der Humboldts verfolgen, so sehen wir, daß damals und etwas früher zwölf Kinder und noch mehr gar nicht selten waren. Regelmäßig starb eine Anzahl dieser Kinder und nur ein Bruchteil blieb am Leben. Heute ist der Tod eines Kindes ein Ereignis geworden, das Familien tief aufwühlen kann. Damals lag es in der Natur der Sache, daß von fünfzehn oder mehr Kindern nicht alle am Leben bleiben konnten. Vier Kinder Roberts blieben am Leben. Das älteste war eine Tochter, die andern drei waren Buben.

Der Vater konnte seine Kinder nur unter Mühen und Sorgen um das tägliche Brot aufziehen. Er bewies

durch sein Leben, das ganz in seiner Familie aufging, daß er vollkommen anders geartet war als sein Vater, der noch immer lebte und sich wie ein Junggeselle auf dem Lande herumtrieb, wo man von seinen Abenteuern mit dem weiblichen Geschlechte allerlei erzählte.

Roberts Tochter war kein hübsches Mädchen. Wie sie aber als einzige Tochter eines verhältnismäßig jungen Vaters heranwuchs, wurde sie stark von der Situation gepackt, welche Psychoanalytiker die des weiblichen Ödipus nennen. Sie war in ihren Vater verliebt und befand sich zu ihrer Mutter im Gegensatz. Diese Regung wurde aber von beiden weiblichen Wesen kräftig unterdrückt und als die Tochter den Wunsch äußerte, Sängerin zu werden, tat die Mutter alles Mögliche, um das Mädchen ausbilden zu lassen. In der Gesangschule hatte das Mädchen gewisse Erfolge und man sagte ihm eine gute Zukunft voraus. Sie ließ sich in affektierten Stellungen photographieren und der Vater trug diese Bilder in der Brieftasche bei sich. Das Licht, das von der Ältesten ausging, überschattete ziemlich bedeutend die Jugend der drei Knaben, die nach ihr gekommen waren und das umsomehr, als zwischen ihr und den Knaben ein Zeitraum von sechs Jahren lag, seitdem zwei Kinder, die zwischen ihr und den Knaben geboren worden, gestorben waren. Als der älteste der überlebenden Knaben (Karl) zur Welt kam, ging es dem Vater geschäftlich nicht gut. Der zweite Knabe (Herbert) war ein Sonnenkind. Mit ihm zog das Glück in die Familie ein. Der Vater verdiente in den Jahren vor und nach der Geburt Herberts so viel, daß man eine größere Woh-

nung beziehen und einrichten konnte. Die Mutter, langer Entbehrungen satt, war nicht zur Sparmeisterin geschaffen, sondern gab alles Geld, das ins Haus kam zum täglichen und jährlichen Gebrauche wieder aus. Man hielt Lehrer, die das offenbar begabteste Mitglied der Familie, nämlich die Tochter, in fremden Sprachen und nebst dem Gesang auch im Tanz und allerlei Sport unterrichteten. Als das Mädchen kaum zum Backfisch erblüht war, gab man sogar Hausbälle, von denen im ganzen Bezirke gesprochen wurde. Als dann das jüngste Kind geboren wurde, begann es wieder schlechter zu gehen und man hatte zwar Teppiche, Silberzeug und anderes Hausgerät, mußte aber den Betrieb des Hauses bedeutend einschränken, so daß es aussah, als hätte das jüngste Kind Unglück ins Haus gebracht. Robert, der Vater, besaß nicht die Kraft, seine Frau zur Sparsamkeit zu zwingen. Er, der allein die Unsicherheit seines Einkommens beurteilen konnte, hätte sich der Verschwendung widersetzen sollen. Er überließ aber die Führung des Hauses gänzlich seiner Frau. Ob sie sich nicht an ihm rächte, weil er sie mit ihren Eltern entzweit hatte?

Daß der Jüngste, Emil, ein Unglücksrabe war, bestätigte sich auf schreckliche Weise, als Roberts Frau einige Monate nach der Geburt Emils plötzlich starb. Hier beginnt das Schicksal von vier Kindern, die durch den Tod ihrer Mutter Halbwaisen geworden waren. Die Tochter war sechzehn, Karl und Herbert zehn und fünf Jahre alt. Robert, der Vater, befand sich damals in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahre. Zur Beaufsichtigung der Kinderschar wurde die Tante aus der Kreis-

stadt nach Berlin geholt, sie konnte aber wegen ihres provinzlerischen Gehabens bei den Berliner Rangen weder Respekt noch Sympathie wecken. Sie wurde von allen Seiten als Ballast empfunden, der zu gar nichts gut war. Sie empfand das wohl auch selbst und verließ Berlin schon zwei Monate später. Mit den Eltern seiner Frau schloß Robert unter dem Eindruck der Katastrophe vorübergehend Frieden. Es blieb aber späterhin alles beim Alten.

Der siebenunddreißigjährige Vater, der vor seiner Frau andere nicht gekannt hatte und nun siebzehn Jahre verheiratet gewesen war, trieb sich in Kaffeehäusern umher und konnte seines Lebens nicht froh werden. Mit seiner Tochter besprach er wiederholt die Zukunft und sie zeigte sich von übertriebener Mütterlichkeit zu ihren drei Brüdern. „Was soll aus den Kindern werden?", fragte Robert, und die Tochter antwortete: „Ich werde ihnen eine Mutter sein." Witwer mit Kindern schieben gerne die Sorge um die Familie vor, wenn sie sich wieder verheiraten wollen. Es ist merkwürdig, daß es für sittlicher gilt, wegen der Kinder zu heiraten, als wegen des so natürlichen Bedürfnisses nach Liebe und Anständigkeit des Geschlechtsverkehres, die eines Mannes in der Blüte der Jahre durchaus würdig sind. Es gab wohl Zeiten, in denen Robert zu seiner Tochter sagte: „Ich kann kein Vagabundierer werden, ich kann mich nicht mit leichtsinnigen Frauen herumtreiben, ich muß wieder heiraten." Die Tochter antwortete: „Bring uns keine Stiefmutter. Ich will auf meine künstlerische Laufbahn verzichten und immer bei dir bleiben." — „Willst Du also einen

Vater haben, der sich mit Frauenzimmern herumtreibt?" — Die Tochter antwortete: „Lieber als eine Stiefmutter."

Es half aber alles nichts. Kaum war etwas mehr als ein Jahr der Witwenschaft verstrichen, brachte Robert eine nicht mehr ganz junge, aber stattliche und anständige Frau, diesmal eine bodenständige Berlinerin, als seine zweite Gattin ins Haus.

Was soll man über Stiefmütter sagen? Was immer man zu ihrer Verteidigung sagen könnte, müßte an dem starren Begriff zerschellen, den das Volk seit Menschengedenken um die Frau geschmiedet hat, die das Unglück hat, den Vater fremder Kinder zu heiraten. Es gibt Menschen, die behaupten, daß nur die Märchen von bösen Stiefmüttern, die man schon den kleinen Kindern ins Ohr flüstert, an dem Vorurteil gegen Stiefmütter schuld seien. Es liegt aber an dem, daß die menschliche Familie sehr eigenartig gebaut ist, so daß die zweite Frau an den Kindern der ersten Frau unter allen Umständen zwangsläufig schuldig werden muß — auch wenn sie eine gute Frau ist und die Absicht hat, von Anfang an den Kindern wie eine Mutter zu begegnen. Schon diese Absicht ist undurchführbar. Wenn die zweite Frau aus ihrer eigenen ersten Ehe Kinder hat, so wird sie diese gegen ihren Willen bevorzugen. Wenn sie unter Aufgebot übermenschlicher Kräfte dies nicht tut, so werden die Kinder aus der ersten Ehe ihres jetzigen Mannes doch immer glauben, daß sie benachteiligt werden und der Stiefmutter Feindseligkeit entgegenbringen. Wenn sie keine Kinder aus der ersten Ehe hat, dann wird sie wohl

wünschen, ihrem zweiten Manne Kinder zu schenken. Wenn das nicht gelingt, dann fühlt sie sich dem Schatten der ersten Frau nicht gewachsen, was sich im Verhältnis zu den Kindern auswirkt. Wenn sie, was das Gewöhnliche ist, in ihrer zweiten Ehe gesegneten Leibes wird und selbst Kinder gebiert, dann müßte sie ein Übermensch sein, wenn sie nicht die ihrem eigenen Schoße entwachsenen Kinder fremden Kindern vorzöge, die ihr noch dazu halb und halb feindselig gegenüber stehen.

So liegen die Dinge ganz allgemein gesprochen und ohne Ansehen der Person. Wenn man danach die Beziehungen der neugegründeten Familie Roberts in Betracht zieht, so verliefen die Ereignisse folgendermaßen: Die Tochter, zu einer jungen Dame herangeblüht, fühlte sich durch die Eheschließung des Vaters mehr als gekränkt, fühlte sich verstoßen und verraten. Ihr Elektratrieb, der vor der eigenen Mutter unterdrückt werden konnte, flackerte auf und zeigte sich zunächst in nervösen Magenschmerzen, die kein Doktor heilen konnte. Das Gesangsstudium wurde mit doppelter Kraft wieder aufgenommen, denn die Tochter – Franziska war ihr Name – hatte nur einen Wunsch: Das Vaterhaus möglichst schnell verlassen zu können. Mittlerweile stellte sie, teilweise bewußt, teilweise unbewußt, noch so viel Unheil an wie möglich. Sie hetzte das Dienstpersonal, das von früher her stammte, gegen die neue Herrin auf. Alle Schwächen der zweiten Frau wurden ausgekundschaftet und so gehässig als möglich vergröbert. Der Vater stand zwischen den beiden Frauen, liebte beide und konnte sich nicht helfen. Wie die Dinge laufen mußten,

gewann die Frau, mit der er einen neuen Liebesfrühling feierte, trotz Franziskas Bemühungen, täglich an Boden. Franziska wollte beweisen, daß diese Frau wenigstens als Mutter der Kinder unnötig gewesen wäre. Ihr jüngster Bruder, der Unglücksrabe, stand damals im zweiten Lebensjahre. Sie kaufte ihm blaue Samtanzüge mit breiten weißen Spitzenkragen, zog ihn wie eine Puppe an, nahm ihn in der Frühe zu sich ins Bett und küßte ihn von oben bis unten ab. Der Vater sollte sehen, daß sie sich um das Brüderchen mehr bekümmerte als die sogenannte zweite Mutter. Die Mutter will hinter ihrer Stieftochter nicht zurückstehen, packt den Kleinen und er muß einen Teil des Morgens auch bei ihr im Bett liegen. Die Haare werden ihm als Pagenkopf geschnitten, er muß kleine Gedichte aufsagen und Emil hin und Emil her, bis der Kleine leider, und der ganzen Familie unbegreiflicherweise – Bettnässer wird. Er ist überhaupt ein ekelhafter Fratz geworden, knautscht, folgt nicht und schlägt mit der Faust nach beiden Frauen, die ihn doch so sehr in Zärtlichkeiten einhüllen, daß sie beide vor so viel schwarzem Undank höchst empört sind.

Karl, der älteste Sohn, ist unterdessen ins Gymnasium eingetreten. Er war in der Volksschule ganz brav gewesen und gut mit den andern Kindern mitgekommen. Aber im Gymnasium will es gar nicht gehen. Er ist zerstreut, bringt die schlechtesten Noten nach Hause und seine Schularbeiten wimmeln so von groben Fehlern, daß die Lehrer mit roter Tinte halbe Seiten darunter schreiben, um ihre Entrüstung los zu werden. Einfache Sätze sind aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen. Zum

Beispiel: „Die Römer töteten viele Feinde." Das heißt auf Lateinisch: „Romani multos hostes necaverunt." Statt dieses Satzes steht in der Arbeit Karls nur ein einziges Wort: „Romanus." Er hat es nicht einmal so weit gebracht, dieses einzige Wort mit der richtigen Endung zu versehen. Die ganze Fortsetzung des Satzes ist wie vom Wolf verschlungen. Die Ursache so erschrecklicher Zerstreutheit entgeht natürlich den Professoren. Karl führt ein Traumleben, dessen Inhalt die eigenartigen Familienverhältnisse zu Hause sind. Das ist der Wolf, der seine Wirklichkeiten und seine Notwendigkeiten verschlingt. Die neue Mutter geht in die Schule, um Auskunft zu holen. Sie hört, daß ihr Sohn von vierzig Schülern der schlechteste ist und daß sie ihn lieber aus der Schule nehmen sollte, wenn das nicht besser würde. Der Vater beschließt, den Jungen zu strafen, haut ihm ein paar herunter und Karl darf eine Woche lang am Abend nicht bei Tisch erscheinen. Die Stiefmutter probiert es mit der Güte, läßt sich von Karl das Versprechen geben, daß er sich bessern wolle, und schenkt ihm zur Bekräftigung des geschlossenen Bundes eine halbe Mark aus Silber. Karl ist sehr gerührt, weint zum Steine erweichen und beschließt, das Geldstück gut aufzuheben. Am nächsten Tag weiß er nicht, wo er es hingegeben hat. Er hat es nämlich auf dem Tische liegen lassen und die Köchin hat es gestohlen. Das Unbewußte spricht aus dieser Fehlleistung. Von der Stiefmutter will er keine Geschenke annehmen. Sie können ihm gestohlen werden, wie die bekannte Redensart sagt. Auch er hat einen Ödipuskomplex, der unterdrückt war, so lange

die eigene Mutter lebte. Die Stiefmutter spielt eine eigentümliche, das kindliche Seelenleben vergiftende Rolle, die durch das feindselige Benehmen der ältesten Schwester für Karl noch schädlicher wird. Er kann auch den kleinen Emil nicht leiden. Er ist eifersüchtig auf die viele Zärtlichkeit, die dem seiner Ansicht nach abscheulichen Kerl entgegengebracht wird, der die Hosen und die Betten näßt und für welchen den beiden Frauen nichts zu teuer ist. Er nennt seinen kleinen Bruder: „Grunzer". Damit will er sagen, daß er ihn für ein Schwein hält. So wird dem kleinen Emil der Zärtlichkeit ungeteilte Freude nicht zuteil. In seinem älteren Bruder Karl hat er einen grimmigen Feind.

Man muß an die Möglichkeit des kindlichen Gemütes erinnern, zugleich lieben und hassen zu können. Karl ist in seine Stiefmutter verliebt und haßt sie. Er haßt auch seinen Vater und wird darin von Franziska bestärkt, die vor allen Leuten sagt, daß der Vater den Kindern so etwas wie eine Stiefmutter nicht hätte antun dürfen. Fast täglich ist Krawall im Haus. Franziska kommt und teilt mit, sie hätte die Frau Piepenbring gesprochen und die hätte gesagt, man solle der Stiefmutter Stecknadeln ins Bett stecken. Eine andere Frau hätte gesagt, niemand in der Straße könne begreifen, wie man so eine Frau heiraten könne, wenn man eine so vortreffliche erste Gattin gehabt habe. Man kann von der zweiten Frau nicht verlangen, daß sie wie ein Engel kühl und liebevoll bleibe, wenn sie einem solchen Feuerwerk von Gehässigkeit ausgesetzt ist. Sie fürchtet, bei ihrem Mann an Ansehen und Liebe zu verlieren, besonders weil Franziska

in Gesellschaft und in der Gesangschule glänzende Erfolge hat, während die Stiefmutter zwar lebensfrisch, aber sonst eine einfache Frau ist. Sie wehrt sich ihrer Haut. Der Gatte schenkt ihr ein Schmuckstück, das von der ersten Frau übrig geblieben ist. Franziska behauptet, daß dieses Schmuckstück eigentlich ihr gehöre und der Vater kein Recht habe, es herzuschenken. „Wozu schenkt er Dir überhaupt Schmuck, so eine einfache Frau wie Du braucht keinen Schmuck." — Etwas selbstgefällig erwidert die Frau: „Weißt Du nicht, wofür Männer ihre Frauen beschenken?" — Franziska: „Du kannst Deine unverschämten Andeutungen für Dich behalten." — Die Frau: „Tu nicht so. Man weiß, was man weiß. Alle beim Theater seid ihr —!" Franziska ist in ihrer Jungfrauenehre schwer gekränkt. Man schreit lauter als sonst, Türen werden geschmissen und als der Vater nach Hause kommt, hat Franziska das Heim verlassen und kommt einige Tage nicht wieder.

Zwischen dem zwölfjährigen Karl und dem kleinen Emil wächst als mittlerer Bruder Herbert auf, das ehemalige Glückskind, von dem die Stiefmutter bald bemerkt, daß der Vater besonders an ihm hängt und Freude von ihm erwartet. Sie versucht infolgedessen gerade an diesem Kinde zu beweisen, daß sie sehr wohl eine gute Mutter sein kann, wenn man es ihr nicht gar zu schwer macht. Sie versucht es, aber sie hat auch da kein Glück. Der kleine Herbert entzieht sich allen Annäherungsversuchen, indem er selten zuhause ist, als ein echter Gassenbub draußen umherläuft und zum Schrecken des Bezirkes wird. Der Vater sagt, daß an dieser Ausartung Her-

berts das böse Beispiel des nichtsnutzigen Karl schuld sei. In der Tat haben beide Buben gemeinsam, daß sie nicht gern in die Schule gehen. Karl beginnt, die Schule zu schwänzen und was er im Gymnasium tut, das bringt Herbert schon in der Volksschule zusammen. Er hat vor Karl voraus, daß er nicht zerstreut ist, sondern jederzeit eine Antwort und eine Ausrede weiß, wenn er in Schwierigkeiten gerät. „Warum warst Du gestern nicht in der Schule?", fragt der Lehrer. Herbert antwortet, ohne einen Augenblick nachzudenken: „Gestern ist meine Tante gestorben und ich habe die ganze Nacht bei ihr verbracht." Der Lehrer sagt: „Schick mir Deine Mutter, ich muß mit ihr sprechen." Herbert antwortet: „Meine Mutter ist auf dem Lande und kommt erst Ende dieses Monats zurück."

Wenn dieser Vater zehn Kinder hätte, so würden sie alle nach irgend einer Richtung ausarten. Das einfachste Hilfsmittel, die Kinder dem verderblichen Milieu zu entziehen, wird nicht gefunden. Das Elend geht weiter. Der Vater, ein Vierziger, ist dem vielen Kummer nicht gewachsen und verfällt in eine nervöse Störung, die den Ernährer der Familie seinem Beruf entzieht. Der Arzt sagt, daß Aufregungen unbedingt vermieden werden müssen. Um diese Zeit ist Karl vierzehn, Herbert neun und der kleine Emil fünf Jahre alt. Franziska ist zwanzig und lebt nicht mehr zu Hause. Sie hat in der Provinz ein Engagement angenommen. Karl hat sich in der Schule eines Kameradschaftsdiebstahls schuldig gemacht und wird relegiert. Da der Vater krank ist und Aufregungen vermieden wer-

den müssen, beschließt man, wie es in jenen Zeiten üblich war, den vierzehnjährigen Knaben nach Amerika zu schicken. Es gab in den siebziger Jahren und auch noch später fast in jeder größeren Familie einen, von dem man sagte, daß er nichts tauge und daß man ihn nach Amerika schicken müsse. Das war dann allerdings ein gründlicher Milieuwechsel. Die strengen Gesetze, durch die sich Amerika später gegen die Einwanderung schützte, bestanden in jener Zeit noch nicht und wenn man die Legionen junger Menschen nicht in Betracht zieht, die, auf solche Weise verstoßen, drüben in der hartherzigen Welt zugrunde gingen, so mag man allerdings vermuten, daß die eigenartige Blüte Amerikas nicht zuletzt den unbändigen Elementen zu verdanken ist, die man vor fünfzig und vor vierzig Jahren hinübergeschickt hat. Von Karl hat man später nie mehr wieder etwas gehört. Er ist in Amerika verschollen. Entweder ist er frühzeitig gestorben, oder verdorben, oder er gehört zu jenen Deutschamerikanern, die ihre Heimat vollkommen vergessen haben. Bei solchem Vergessen spielen „Verdrängung" und die unangenehmen Jugenderlebnisse eine große Rolle. Wenn er drüben eine neue Heimat gefunden hat, vielleicht zu Wohlstand und Frau und Kindern gekommen ist, dann bleibt dennoch das Unglück seiner Jugend im Gemüte, ein unüberwindlicher dunkler Fleck, den er in die Schatten des Vergessens senkt. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß Karl sich seinen Träumen genügend entziehen konnte, um den großen Erfolg zu erringen. Franziska, deren Charakter zur Zeit der zweiten Eheschließung ihres Vaters genügend ausgebildet war, überstand den

Choc und hielt sich in der mittleren Lage des Erfolges. Ihre späteren Schicksale bilden einen Roman für sich und gehören in einen anderen Zusammenhang.

Zwei Kinder waren aus dem Hause und dieser Aderlaß schien zu genügen, um dem Vater nach einiger Zeit wieder auf die Beine zu helfen. Man sagte mit Unrecht, die böse Stiefmutter habe sich zwei Kinder abgestrampelt. Die beiden übrigbleibenden, Herbert und Emil, entwickelten sich sehr verschieden. Je jünger die Kinder sind, desto mächtiger unterliegen sie dem verwildernden Einfluß unnormaler Familienverhältnisse. Nach Ueberschreitung der Pubertätsschwelle finden wir die Brüder nach dem Gesetze des Gegensatzes entwickelt. Herbert, das „Glückskind" ist ein Verbrecher geworden, der sich in Vorstadtspelunken an Messerstechereien beteiligte und von der Polizei nach Hause gebracht wurde. In jedem Bezirke der Stadt hatte er eine Geliebte und die unehelichen Kinder, die er in die Welt setzte, lassen sich nicht zählen. Emil, der frühverzärtelte, blieb ein hysterischer Duckmäuser, der an Platzangst litt und sich infolgedessen nicht über die Straße traute. Der Zusammenhang mit dem Unglück, das diesen Kindern zuerst die Mutter nahm und dann eine Stiefmutter gab, ist deutlich genug. Man muß immer wieder hervorheben, daß diese Stiefmutter eine durchaus normale und im bürgerlichen Sinne brave Frau war. Sie hatte die besten Absichten. Aber die Absichten eines Menschen und deren Durchführung hängen nicht von einer einzigen Person ab. Sie müssen empfängliche Gemüter finden, sonst mißraten sie . . .

12

Geschiedene Eltern und uneheliche Kinder

Es gibt so viele geschiedene Ehen und infolgedessen so viele Kinder geschiedener Eltern, daß unser Gesellschaftsleben vom Schicksal solcher Kinder wie durchfressen ist. Man kann Niemandem etwas Neues sagen, wenn man den Lebenslauf solcher Kinder, die besondere Art ihrer Schwierigkeiten, den Mangel an Sonne, das Gefühl der Überflüssigkeit darstellt, unter welchem die Kinder geschiedener Eltern leiden. Vielleicht wird die Gesetzgebung gerade hier eingreifen und geschiedenen Eltern die Kinder abnehmen, um sie von Staats wegen gemeinschaftlich zu erziehen. Dann wird eine Zeit anbrechen, wo wir vergessen werden, wie schlimm es um diese Kinder bestellt war, und für diese Zeit ein Dokument herzustellen, das trocken ausspricht, wie es heute zugeht, ist unser Zweck.

Wenn Ehepaare sich scheiden lassen, so ist immer eine Schuld dabei. Es kann eine tragische Schuld sein. Aber die Menschen sind im allgemeinen so, daß ihnen nur selten Unrecht geschieht. Sie locken durch ihren Charakter das unglückliche Schicksal so sehr herbei, daß man wohl sagen

darf: Die dem Unglück entgehen, haben Glück gehabt. Die aber dem Unglück verfallen, denen geschieht kein Unrecht. Im Gegensatz hiezu geschieht den Kindern immer Unrecht, sowie sie zwischen die Backen der elterlichen Zange geraten. Von diesem Standpunkt allein muß man die Rechtsfrage ansehen.

Ehen werden bekanntlich um so leichtsinniger geschlossen, je mehr es üblich wird, sie wieder scheiden zu lassen. Wenn Kinder da sind, werden notleidende Ehen von den Eltern gewöhnlich länger ertragen als dort, wo Kinder fehlen. Man belügt sich und andere, indem man sagt, man verstünde sich zwar nicht, sei gar nicht glücklich miteinander, bleibe aber dennoch beisammen der Kinder wegen. Man ist wohl gar imstande, das den Kindern selbst zu sagen. Ein Teil der Eltern beschuldigt vor den Kindern den anderen Teil, und es kommt oft genug vor, daß man die Kinder, die doch nichts von den Händeln dieser Welt verstehen, zu Richtern aufruft. Was Kinder in solchen Zwickmühlen leiden, wie ihr Charakter dauernd verdorben wird, ihr Vertrauen in die Zuverlässigkeit von Eltern gebrochen, darüber ist kein Wort zu verlieren. Die Eltern haben das Gefühl, daß sie um der Kinder willen ein Opfer gebracht hätten. Sie bleiben beisammen, weil sie wünschen, daß wenigstens die Kinder glücklich seien, wenn sie schon selber unglücklich sind. Leider muß man hiegegen die Hauptregel aufstellen: Unglückliche Eltern sind nicht imstande, glückliche Kinder heranzuziehen. Um der Kinder willen nebeneinander unglücklich sein ist ein Betrug und nicht einmal ein frommer. Für einen Vorwand aber ist das Schicksal der unschuldigen

Jugend zu wichtig. Wenn Eltern aus irgend welchen Gründen eine schlechte Ehe führen, dann ist es für die Kinder besser, wenn die Eltern auseinandergehen, als daß sie ihre Kinder in den Hexenkessel mit hineinziehen. Für den Sittenrichter scheinen die meisten dieser notleidenden Ehen darum zu mißlingen, weil die Menschen, welche sie geschlossen haben, keine Führung, keine Disziplin, keine Fähigkeit zum Verzichte haben, ohne welche Eigenschaften das Leben in keiner denkbaren gesellschaftlichen Bindung glatt ablaufen kann. Die Fälle, in denen Leidenschaft für einen nicht vorhersehbaren Dritten die Ehe sprengt, sind für Romanschriftsteller die Hauptsache. Für den Arzt liegen häufig nervöse Störungen vor, für die man niemanden verantwortlich machen kann, weil sie vor der Eheschließung nicht erkannt wurden. Wir müssen die Zeit abwarten, in der jeder Neurotiker, besser noch überhaupt jeder Mensch, der eine Ehe schließen will, sich vorerst einer Psychoanalyse unterziehen wird, damit die unbewußten Schwierigkeiten beseitigt werden, die sonst seine bewußten Bindungen sprengen könnten.

Wie die Dinge heute liegen, beginnt das Elend der Kinder schon vor der Scheidung, die ja am Ende selten ausbleibt. Man könnte von den Kindern fast geschiedener Eltern sprechen. Die Scheidung geht meistens nicht glatt von statten. Man behandelt sich gegenseitig so lieblos und gemein als möglich und die Kinder spielen im nachfolgenden Prozeß die Hauptrolle. Es ist gewiß nicht angenehm, als schiffbrüchig vor dem Richter zu stehen und um die Gnade einer Ehetrennung zu bitten. Es sieht viel besser und moralischer aus, wenn man wie

ein Löwe um seine Kinder kämpft. Statt daß die Kinder beiden Teilen abgenommen würden, werden sie für gewöhnlich einem Teil zugesprochen und wenn das der weibliche Teil ist, so wird der Vater unmündiger Kinder zu einer Alimentation verpflichtet, der er fast niemals klaglos nachkommt. Die Spalten der Gerichtssaalberichte sind voll von den Alimentationsklagen geschiedener Frauen. Die Männer entwickeln eine unglaubliche Roheit in der Verweigerung ihrer Zahlungspflicht. Sehr geschickt sagen solche Gatten, daß sie bereit wären, für ihre Kinder zu sorgen, wenn man sie der Mutter wegnimmt. Dafür ist die Mutter nicht zu haben, und so muß sie unter dem Vorwurfe leiden, daß nur sie dem Wohlergehen der Kinder im Wege stehe, weil sie sie nicht hergeben will. Das ist die Rache des geschiedenen Mannes an seiner ehemaligen Frau. Sie möglichst tief zu treffen ist ihm süßer und wichtiger als Leben und Wohlfahrt der Kinder. Wo aber das „Vatergefühl" auf einmal hingekommen ist, das kann niemand sagen.

In einer Hauptstadt des Westens verliebt sich ein Durchschnittsmensch in ein Mädchen der unteren Stände. Da er wohlhabend ist, hätte er auf ein reiches Mädchen mit einer schönen Mitgift „Anspruch" gehabt. Aus Gründen, die gar nicht so edel sind, wie sie scheinen, heiratet er ein blutjunges und ganz einfaches Mädchen aus dem Volke. Nach einem Jahr ist ein kleines Knäblein da, und nach zwei Jahren geht die junge Frau mit dem Kinde durch. Statt glücklich zu sein, daß sie einen so reichen Mann hat, findet sie das Leben an seiner Seite unerträglich, nimmt das Kind und übersiedelt zu ihren

Eltern. Sie liebt einen anderen. Infolgedessen beginnt ein Ehescheidungsprozeß, der mit größter Erbitterung durch alle Instanzen geführt wird. Der Gatte sagt jedermann, der es wissen will, daß ihm an der Frau gar nichts liege. Sie sei eine „schlechte und pflichtvergessene" Person, und wenn sie nicht seinen Namen trüge, würde er sagen, er sei froh, daß er sie los ist. Anders steht es um seine Beziehung zu dem Kinde, das er über alles liebt und einer so „leichtsinnigen" Person unter keinen Umständen überlassen werde. Man könne mit ihm über alles unterhandeln, er werde sich seiner ehemaligen Frau gegenüber geradezu nobel benehmen, aber das Kind werde er ihr nicht überlassen und wenn er sämtliche Advokaten des Landes dafür in Bewegung setzen müßte. Wirklich erreicht er, daß dieses Kind ihm zugesprochen wird, denn die Mutter hatte ihn böswillig verlassen und sich dadurch ins Unrecht gesetzt. Die Advokaten verfassen glänzende Schriftsätze. Was in dem kleinen Wurm vorgeht oder vorgehen könnte, wird nicht in Betracht gezogen.

Die Härte solcher Situationen wird häufig gemildert durch die Existenz eines braven weiblichen Wesens, das man ins Haus nimmt und das mehr um Gottes Lohn als wegen der niedrigen Bezahlung dem Kinde die Mutter ersetzt. Schließlich wird ein Vergleich geschlossen, wonach das Kind sechs Monate im Hause des Vaters und andere sechs im Hause der Mutter leben soll. Der Richter meint zum gekränkten Ehegatten, es sei unmenschlich, einer Mutter ihr Kind vollkommen zu entziehen, und es wäre auch im Interesse des Kindes, wenn es doch

wenigstens hintereinander statt nebeneinander erführe, daß es beide Eltern habe und was Mutterliebe bedeute. In dieser Begründung liegt falsche Sentimentalität, die bis an die Schreibtische der Amtsstuben brandet. In Wirklichkeit wird über Kinder verhandelt, als wären sie ein Paket oder ein Wertgegenstand, jedenfalls anderem Eigentum gleichgestellte Sachgüter, die man hin und herschiebt.

Kaum hatten die geschiedenen Gatten ihre Unterschrift unter den Vertrag gesetzt, als die Frau den Freund, mit dem sie seit einigen Jahren bekannt ist, heiratete. Sie sagte, sie hätte ihn schon früher geheiratet, aber ihr Anwalt habe aus vermögensrechtlichen Gründen dringend geraten, die Hochzeit bis nach dem Ausgleich zu verschieben. Der Vater des Kindes beabsichtigt, nicht mehr zu heiraten, sondern lebt, wie er sagt, gänzlich der Erziehung seines Kindes, als ob ein Fünfjähriges den geringsten Vorteil davon hätte, wenn ein älterer Herr ausschließlich oder teilweise seiner Erziehung lebt. Als der Vater von der Wiederverheiratung seiner Ergattin erfährt, beschließt er, den geschlossenen Vergleich als ungültig anzufechten. Er sagt, daß es für sein Kind nicht gleichgültig sein kann, neben seiner Mutter einen fremden Menschen zu sehen, den es womöglich als zweiten Vater ansprechen soll. Das könnte nur Verwirrung in die zarte Seele des Kindes bringen. Durch ihre Wiederverheiratung sei die Frau ihrer Rechte auf das Kind gänzlich verlustig gegangen. Dieser Vater gibt vor, daß die Erziehung des Kindes sein Lebenszweck sei. In Wirklichkeit ist sein Lebenszweck Rache, dreifache

Rache an der jungen Person, die nicht nur die Kraft aufgebracht hat, ihn zu verlassen, sondern auch noch vor aller Augen beweist, daß sie sehr wohl imstande sei, eine gute und glückliche Ehe zu führen, wenn nur der richtige Mann dafür vorhanden ist.

Die sechs Monate des Vaters nähern sich ihrem Ende und die Mutter hat schon ein Himmelbett gekauft, um ihr süßes Kleines bei sich zu beherbergen. Der Vater des Kindes läßt Sachverständige aufmarschieren, die begutachten sollen, daß der Kleine von seiner Mutter nichts wissen will, und nur gegen seinen Willen das Haus des Vaters verlassen und bei der Mutter einziehen würde. Der Vater sagt, daß er nicht mit einem einzigen Worte jemals das Kind gegen die Mutter aufgehetzt habe. Aber das Kind sei ein kluger Bub, merke wohl, daß der Vater einsam und nicht glücklich sei und es sei nicht seine Schuld, wenn die Mutter sich so benommen hätte, daß ihr eigenes Kind von ihr nichts wissen wolle.

Der Sachverständige findet ein zutrauliches und körperlich gut entwickeltes Kind. Der kleine Franz beginnt, anscheinend unbefangen und auf kindliche Art, mit dem Sachverständigen zu plaudern. Dabei schaut er ihn nur manchmal mit einem forschenden und tiefernsten Blick an, der dem jugendlichen Alter nicht entspricht. Der Sachverständige versucht wiederholt, das Gespräch auf die Mutter zu bringen. Das Kind lenkt jedesmal von diesem Thema ab. Sachverständiger: „Du hast ein schönes Bettchen. Wirst Du bei Deiner Mutter auch ein schönes Bettchen haben?" – Franz: „Ja. Schauen Sie unser

Grammophon. Ich kann es selbst aufziehen." — Sachverständiger: „Ist das Bettchen bei Deiner Mutter auch so schön?" — Kind: „Es hat schwarze Flecken. (Gemeint ist wahrscheinlich, daß der weiße Lack teilweise abgesprungen sei. Irgend eine Erinnerung des Kindes.) Ich kann bauen, schauen Sie, was ich gebaut habe."

Dieses Experiment kann man wiederholen, so oft man will. Der Kleine will von seiner Mutter nichts wissen. Sachverständiger: „Siehst Du die Mutter manchmal?" — Kind: „Früher sind wir zu ihr gegangen. Ich zeige Ihnen die Bausteine." — S.: „Wen hast Du lieb?" — Kind: „Vater und Poila." (Poila ist kindersprachlich verballhornt aus: Fräulein.) — S.: „Sonst niemanden?" — Kind: „Alle Menschen." — S.: „Gut, aber besonders lieb sonst niemanden?" — Kind: „Nein." — S.: „Und Deine Mutter?" — Kind: „Die auch."

Er zeigt Ansichtskarten. Sachverständiger: „Wem wirst Du Ansichtskarten schreiben?" — Kind: „Dem Vater." — S.: „Der Poila nicht?" — Kind: „Die Poila muß immer dableiben." — S.: „Wirst Du sonst niemandem Ansichtskarten schreiben?" — Kind: „Nein." — S.: „Unten steht ein Auto. Wohin wirst Du mit dem Auto fahren?" — Kind: „In den Wald, in die Meierei, aufs Land." — S.: „Wirst Du nicht zur Mutter fahren?" — Kind: „Die Mutter kann ja herkommen."

Alle Reden, die sich auf die Mutter beziehen, sind dem Kinde unangenehm. Die Einstellung zur abwesenden Mutter ist für die kindliche Seele deutlich eine Komplex-

einstellung, das heißt, dieses Kind wird mit dem Problem Mutter nur fertig, wenn es den ganzen Komplex so gut als möglich aus dem Bewußtsein verdrängt. Es hört nicht gerne davon und weigert sich, davon zu sprechen. Die „Poila" berichtet noch folgendes: Das sonst gleichmäßig heitere Kind wird jedesmal im Bettchen nach dem Beten traurig und nachdenklich. Einmal fragte das Fräulein: „An was denkst Du?" – Das Kind antwortete: „Ob mich die Poila immer lieb haben wird" und dann fügt es hinzu: „Ich denke an den Vati." Ein andermal fragte das Fräulein: „Warum bist Du so traurig?" Das Kind wendete das Köpfchen zur Wand und begann zu weinen. Dann sagte es: „Bitte, frag mich das nie wieder."

Es ist vielleicht unnötig, viele Worte zu gebrauchen, um darzustellen, was hier vorgeht. Das Kind kommt über die Tatsache nicht hinweg, daß die Mutter nicht bei ihm ist. Es hilft sich durch den Mechanismus, den man in der Psychoanalyse Verdrängung nennt. Der Vater ist düster und einsam, das Kind wird ebenso werden. Wann soll es fröhlich sein, wenn sein Charakter schon in diesem Alter zur Verdunkelung neigt. In dem vorliegenden unverdaulichen Erlebnis liegt die Quelle von nervösen Störungen, von Zweifelsucht, Grübelei und Minderwertigkeitsgefühlen. Es ist nicht gut, wie immer man die Sache wendet. Einmal fragte das Kind: „Wozu ist das zweite Bett da?" Der Vater hat, was für ihn charakteristisch ist, die Ehebetten noch immer nebeneinander stehen. Man antwortete dem Kinde: „Der Vater liegt manchmal in dem

einen und manchmal in dem anderen Bett." Sehr unwahrscheinlich, daß diese Lüge geglaubt wird. Aber das Kind verstummt und fragt nicht weiter.

Die beiden feindlichen Elternteile treffen sich beim Kreisgericht. Als das Gutachten des Sachverständigen verlesen wurde, vergoß die schöne Mutter viele Tränen, denn niemand konnte sich dem Eindruck entziehen, daß sie es so weit gebracht hätte, dem Kinde eine unheimliche Person zu sein. Der Richter war gründlich: das eine Gutachten genügte ihm nicht, und er vertagte die Verhandlung zur Einholung eines zweiten Gutachtens von einem anderen Sachverständigen. Darüber verstrichen einige Monate und als der andere Sachverständige etwa nach der Frist eines Vierteljahres das Kind beobachtete, war von dem Eindruck, den der erste Sachverständige erhalten hatte, nicht mehr viel zu bemerken. Die Mutter hatte Gelegenheit genommen, das Kind wieder zu erobern. Sie traf es auf der Gasse und in öffentlichen Gärten, wo sie ihm auflauerte und es mit einer Fülle von Geschenken, mit Pralinées und Zärtlichkeiten überschüttete. Sie spielte mit dem Kinde, lief mit ihm, brachte es zum Lachen, und das Kind fühlte sich verstanden. Kinder sind, wie man weiß, bestechlich. Die Mama war viel schöner als die „Poila". Sie paßte auch besser zu dem Kinde als der mürrische Vater. Es ist sehr leicht möglich, daß dieses Kind nunmehr lieber zur Mutter als beim Vater bleiben will. Aber der Vater ist so gut, so ernst und liebevoll. Das Kind gerät in Konflikt ... So schaut die Erziehung eines Kindes aus, wenn die Eltern um seinen Besitz raufen. Dabei handelt es sich hier um

nichts weniger als um rabiate Menschen. Alle Beteiligten sind wohlerzogene und abgedämpfte Naturen. Die Gefahr, in der die Charakterbildung des Kindes schwebt, wird darum nicht geringer ...

In einem anderen Falle haben es Eltern, die sehr bald erkannten, daß sie sich in einander geirrt hatten, „um der Kinder willen" viel länger mit einander ausgehalten. Der Mann bestand auf der Scheidung erst, als sein Bub und sein Mädel siebzehn und fünfzehn Jahre alt waren. Beide Kinder blieben bei der Mutter, weil der Vater sogleich wieder heiratete und in eine andere Stadt zog. Viele Jahre lang, in den Entwicklungsjahren, von denen jedes so schwer wiegt wie späterhin Jahrzehnte, waren die Kinder Zeugen abscheulicher ehelicher Szenen gewesen. Der Vater galt als Egoist und war es wohl auch. Kinder sind aber durchaus nicht in der Lage, den Charakter ihrer Eltern richtig zu beurteilen. Sie hielten öffentlich zur Mutter und blieben innerlich durchaus vom Vater abhängig. Der Schwächere der beiden Kinder war der Jüngling. Ihm fiel die schwere Aufgabe zu: der geschiedenen Mutter den Vater zu ersetzen. Die Mutter verdoppelte ihre Zärtlichkeit und konnte dennoch nicht verhindern – wer die Gewalt des Ödipuskomplexes kennt, der wird darüber nicht erstaunt sein – daß der junge Mann in Schwermut verfiel, ein eigentümlicher Pedant wurde, der sein Hochschulstudium nicht vollenden konnte, weil er trotz der besten Vorbereitungen niemals wagte, sich einer Prüfung zu stellen. Zum Vater behielt die Familie nur lose Beziehungen. Als drei Jahre verstrichen waren, fand sich ein

junger Mann, der das Mädchen heiratete. Im selben Jahre wurde ruchbar, daß die zweite Frau des Vaters in der Hoffnung sei. Um diese Zeit nahm der Schwermütige Veronal in solcher Menge, daß man ihn am Morgen tot in seinem Bette fand. Die Schwester an einen Schwager verloren, den Vater durch die Geburt des Kindes endgültig verloren: das war zu viel auf einmal. Es ist nötig, derartig extreme Fälle zu berichten, denn nur sie, die mit einem Knalleffekt endigen, geben den Menschen von heute, lauter mit Sensationsnachrichten gefütterten Zeitungslesern, Anstoß zum Nachdenken. Man möge aber bedenken, daß eine Tragödie nach dem fünften Akt, wenn alle Beteiligten oder wenigstens die Helden tot sind, kaum mehr ein Problem genannt werden kann. „Ein Menschenleben – ach, es ist so wenig. Ein Menschenschicksal aber ist so viel!" Schicksale lassen sich nicht in wenigen Worten darstellen. Die Kinder geschiedener Eltern schweben in der beinahe unentrinnbaren Gefahr, schwer nervöse und lebensunfähige Menschen zu werden. Nicht allen wird die Alimentation verweigert, nicht alle werden brutal von den Eltern als Wurfgeschosse benützt, nicht alle nehmen sich das Leben. Aber allen geschieht Unrecht, an dem die Gesellschaft, die es duldet, obgleich sie es ändern könnte, mitschuldig ist.

Ein Meer von Tränen wurde und wird immer weiter von unehelichen Kindern vergossen, für welche die deutsche Sprache das Wort Bankert und das weniger gebräuchliche Fremdwort Bastard verwendet. Es gibt viele Menschen, die von dem Wort Bankert die eigentliche Bedeutung gar nicht kennen und nur wissen,

daß es ein Schimpfwort ist. Das uneheliche Kind ist in unserer Gesellschaft trotz aller Reformen immer noch der Paria. Es hat keinen Vater und häufig hat es auch keine Mutter, wenn die Mutter später heiratet und die Früchte ihrer „Jugendsünden" verleugnet. Vor einiger Zeit hat sich in Wien eine Tragödie abgespielt, die von einem „natürlichen Kinde" ausging. Ein Zahnarzt wurde von seinem unehelichen Sohn erschossen. Der Täter hat sich mit der zweiten Kugel seines Revolvers an Ort und Stelle selbst gerichtet. Dieser Zahnarzt, der im Alter von 47 Jahren stand, hatte 24 Jahre vorher Beziehungen zur Mutter des Jungen gehabt. Der uneheliche Vater alimentierte das Kind schlecht und recht, kümmerte sich aber sonst gar nicht um Mutter und Kind. Die Frau heiratete, der Zahnarzt heiratete eine andere Frau und beide bekamen eheliche Kinder. Der Gatte der Frau, anders geartet als der Zahnarzt, nahm den unehelichen Knaben in seine Familie auf und erzog ihn wie sein eigenes Kind. Der Junge wurde in der Meinung erhalten, er sei der eheliche Sohn seiner Mutter und ihres Gatten, nur vor der Eheschließung geboren und deshalb anderen Namens als Eltern und Geschwister. Man kann einen heranwachsenden Menschen nicht liebevoller vor der herabsetzenden Entdeckung illegitimer Geburt bewahren. Schließlich wurde er erwerbsfähig und Bankbeamter. Durch eine verhängnisvolle Unterredung mit dem Rechtsanwalt seiner Mutter erfuhr er das Geheimnis seiner Geburt. Er besuchte seinen Vater und ließ sich von ihm, der ihn gar nicht kannte, einen Zahn behandeln. Einige Tage später kam er wieder und tötete den Vater. Hiemit

war die Angelegenheit abgeschlossen. Da der Täter unter der Erde liegt, hat niemand weiter ein Interesse daran. Weder der Staatsanwalt noch die Gesellschaft, die schnell zu anderen Sensationen übergeht.

Wenn aber die Entdeckung unehelicher Geburt auf einen sonst rechtschaffenen Mann so wirken kann, dann mag man ermessen, was Kinder zu leiden haben, denen man von Anfang an den Bankert nachruft. Das fressende Gefühl der Minderwertigkeit ist, wie die Dinge heute liegen, unausrottbar. Dabei ist dieses Gefühl der Minderwertigkeit nicht nur die Folge der gesellschaftlichen Stellung, sondern eine Übertragung der das Gemüt bewegenden Sehnsucht nach Liebe: eine Übertragung der Sehnsucht ins Soziale. Was weiß denn das Kind von legitim und nicht legitim? Was ist ihm daran gelegen, ob der Geistliche oder der „Dompfaff" den Bund seiner Eltern eingesegnet hat? Wer keinen Vater hat und die Mutter infolgedessen nur bedingt besitzt, spürt einen Ausfall an Liebesbesitz, den das Kind nicht überwinden kann. Es ist noch schlimmer daran als ein Waisenkind, das seine Eltern gar nicht kennt. Der Liebesverzicht eines Waisenkindes hat andere Merkmale, als der des unehelichen Kindes. Vor allem ist er schicksalhaft. Vor der Gewalt des Todes beugt man sich, weil ein Aufmucken dagegen zwecklos ist. Auch die Psychologie des Waisenkindes führt in dunklere Tiefen, als unser rationelles Zeitalter wähnt. Ein Waisenkind muß prinzipiell anders geraten als das glücklichere Kind, dem die Eltern erhalten blieben. Vielleicht erreicht gerade das Waisenkind die höchste Steigerung der Liebesfähigkeit. Tristan

ist von Geburt an Doppelwaise. Er findet in Marke einen späten Vater. Isolde, die er liebt, muß er zu seiner Mutter machen, weil die Sehnsucht nach einer Mutter und die Sehnsucht des Mannes nach einem Weibe für ihn, der seine Mutter nie gekannt hat, geheimnisvoll in Eins verfließt. „Wohin nun Tristan scheidet, willst Du, Isold' ihm folgen? . . . Es ist das dunkel nächt'ge Land, daraus die Mutter mich entsandt . . ." Zurück zur Mutter will die Waise und weiß nicht, was das ist.

Im allgemeinen geraten Waisenkinder kalt, weil niemand da war, der sie lieben lehrte. Sie sind gelähmt, ähnlich wie die, welche ein Gehirnschlag traf. Solchen Gelähmten hängt der Arm herab und ihr Gesicht ist schief. Sie wissen aber nicht davon, bis ein anderer es ihnen sagt. Unter Umständen kann man einem alten Herrn, den gerade der Schlag gerührt hat, auf der Straße begegnen, und wenn man ihn erschreckt fragt: „Was ist denn mit Ihnen los?" dann weiß er's nicht, weil mit der Fähigkeit die Gliedmaße zu bewegen, auch der Sinn erstorben ist, daß er diese Gliedmaße überhaupt besitzt. Wer seine Eltern früh verloren hat, der weiß von Elternliebe so wenig, wie dieser Gelähmte von seinem Schlaganfall. Unbegreiflichkeit wird da zum Schutze gegen die Verzweiflung. Wie der faustische Mensch, nachdem er alles Wißbare durchbraust hat, zu dem Ende kommt, es müßte noch etwas drüber sein, so erkennt der früh Verwaiste später, wenn er sein Leben nach rückwärts überblickt, daß er gelähmt war, und daß ihm etwas versagt geblieben ist, was alle anderen als Selbstverständlichkeit besitzen.

Wenn der Verlust des Waisenkindes der Lähmung des Schlaganfalles verglichen werden kann, so darf das Leiden des unehelichen Kindes, das täglich und stündlich an seine Minderwertigkeit gemahnt wird, mit anderen Lähmungen verglichen werden, die von oberflächlichen Nerven ausgehen. Die arme Seele weiß, was ihr geschehen ist und kann nicht aufhören, darüber zu weinen. Diesen könnte die Gesellschaft restlos ersetzen, was ihnen fehlt. Daß sie es nicht tut und uneheliche Geburt noch immer in den weitesten Kreisen für eine Schande gilt, das wird unserer Gesellschaft in der Beurteilung späterer, gesitteter Zeiten auf der Schuldseite verbucht werden.

13

Die alte und die neue Schule

Die Schule hat nur zum kleinern Teile den Zweck, aus Kindern Menschen heranzubilden. Den größeren Raum in Lehrergehirnen nimmt die Frage ein: wie bringe ich den Rangen den vorgeschriebenen Lehrstoff bei? An der Hochschule ist die Erlernung der Wissenschaft der Hauptzweck. An Mittelschulen desgleichen, aber unter Ausübung beträchtlichen Zwanges auf die Schüler. Volksschulen sind derzeit im Umbau und die modernen unter ihnen knüpfen sehr erfreulich an Spieltrieb, Betätigungsdrang und praelogische Denkart des Kindes an. Man setzt da endlich in die Wirklichkeit um, was Rousseau vor mehr als 160 Jahren gelehrt hat: gesunde Kinder brauchen vor dem zwölften Lebensjahr nichts zu lernen, was sitzend gelernt werden muß. Man lasse den Kindern Zeit, sich aus den praelogischen Windeln zu wickeln. Freud lehrt, daß das primitive Triebleben zwischen dem sechsten und achten Lebensjahre scheinbar untergeht und das Menschlein in unserem Sinne ehrgeizig, moralisch, fügsam, mit einem Worte: sozial wird. So fügsam bleibt es dann, bis das Triebleben zur

Zeit der Geschlechtsreife neuerlich seinen Vorstoß führt. Die Frist, in der das kindliche Triebleben kapituliert und das bleibende Triebleben der Erwachsenen sich noch nicht meldet, das wäre ungefähr vom achten bis zum vierzehnten Lebensjahr, nennt Freud die L a t e n z z e i t. Die Latenzzeit gehört jedenfalls noch in die Schonzeit des Kindes. Was es an Lehrstoff nicht freiwillig annimmt oder gar fordert, kann ohne Nachteil auf später verschoben werden.

Bis vor Kurzem waren alle Schulen, besonders aber die Gymnasien fürchterlich. Die Kinder wurden gequält und geknechtet und der erzielte Gewinn an erlerntem Material war kläglich. Acht Jahre lang lernte man Latein, täglich mindestens eine Stunde in der Schule und fast ebensoviel Zeit hockte man über Hausaufgaben. Sechs Jahre lang Griechisch. Weder brachte man es soweit, daß die Schüler diese Sprachen beherrschten, und etwa lateinisch oder griechisch miteinander sprechen konnten, noch blieb auch nur einer von hundert übrig, der im späteren Leben griechische oder lateinische Autoren lesen konnte. Die Schnelligkeit, mit der insbesondere Griechisch vergessen wurde, war fast unheimlich. Als ob es von einer geheimen Abstoßungskraft aus dem Gedächtnis geschleudert würde. Diese Kraft entsprach offenbar dem Widerwillen, mit dem man sich in der Schule gegen das Digamma, die Verba auf μι und die Form ὄρσο so viele Jahre lang geladen hatte. Die Zeit, die in den Gymnasien auf die Erlernung der toten Sprachen verwendet wurde, war schmählich vertan, die Sprachen waren wirklich tot und blieben es. Die Lehrer wußten

das wohl. Um ihre Seele zu retten, sagten sie, daß die Grammatik der klassischen Sprachen in ihrer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit den Geist schule und scharfsinnig mache. Auch das ist nicht wahr. Jeder Kaufmann, der mit vierzehn Jahren damit angefangen hat, den Laden seines Lehrherrn zu fegen und ins Leben zu schauen, während seine gleichaltrigen Kameraden im Gymnasium in Bücher schauten, ist scharfsinniger und helläugiger als die künstlich vom Leben abgeblendeten Unglücklichen.

Der Unterricht in Deutsch begann in dem ersten Jahre des Gymnasiums mit dem Erlernen der Grammatik, der sieben Klassen der Zeitwörter: binde, band, gebunden, schwimme, schwamm, geschwommen, und wer das nicht auswendig lernte, der fiel durch. Später las man die deutschen Klassiker unter sorgfältiger Vermeidung alles Revolutionären, alles Sexuellen, überhaupt fast alles Menschlichen an ihnen. Wir erfuhren, daß es einen Dichter Ladislaus Pyrker von Felsö-Öer gegeben habe und man stellte uns anheim, dessen Epos Moses zu lesen. Wir erfuhren in der Schule nichts von Hölderlin, nichts von Heine, von Gottfried Keller, von Fritz Reuter. Unser deutscher Aufsatz bei der Maturitätsprüfung hatte zum Thema: „Schuld und Sühne in Schillers Jungfrau von Orleans". Ihre Schuld war, daß sie sich in einen englischen Soldaten verliebte und ihre Sühne, daß sie ihn dann nicht mehr anschauen wollte. Wozu braucht man so etwas zu wissen? Ist solche Wissenschaft ein Maß für die Maturität, das ist für die Reife des Prüflings? Wir erfuhren so wenig von der wahren Größe Schillers, die in seinem Enthusiasmus liegt, daß wir

kurz nach dem Verlassen des Gymnasiums dem Ansturm derer erlagen, die Schiller so schmählich unterschätzten; Schiller ist uns durch die Schuld des Gymnasiums verloren gegangen und nur wenige konnten sich wieder zu ihm durchringen. Es stünde anders um das Deutschland nach der Niederlage im Weltkrieg, wenn die Nation ihren Schiller besäße. Zwar ist kein Zweifel, daß die Burschen weder für Schillers Idealismus und noch weniger für das Verständnis des riesigen Goethe reif genug sind. Dann hätte man uns mit diesem Thema überhaupt nicht belasten sollen. Was geleistet wurde, war eine Verschüttung des Zugangs zu allem Großen. Es ist psychologisch, daß alle die Großen, angefangen bei Vater Homer bis zu Goethe, den Jungen für die Zwingherrn stehen, die man nicht leiden kann. Der Widerwille gegen Lehrer und Schule wird auf den Lehrstoff übertragen und so die Grundlage für jene Bildungspöbelei geschaffen, durch die sich die akademisch Gebildeten von dem gebildeten Laien so sehr zu ihrem Nachteil unterscheiden.

Die Weltgeschichte hörte für Gymnasiasten mit dem Jahre 1815 auf: bei der Schlacht von Waterloo. Schlachten und Friedensschlüsse, Kaiser, Könige, Feldmarschälle. Alles zudem national verzerrt und in Österreich habsburgisch und jesuitisch gefärbt. Wir erfuhren nicht, wer das Mikroskop erfunden hatte und wer die Chloroformnarkose. Hingegen wußten wir, daß die Schlacht bei Pelusium 525 vor Christi stattfand und werden dieses Datum nie vergessen. Daß es so etwas wie eine soziale Bewegung gab, wurde uns verheimlicht. In Österreich gab es eine brennende Nationalitätenfrage, die schließ-

lich das alte Reich zersprengt hat. Wir erfuhren in Wien so wenig davon, daß ich mich wunderte, in Triest italienische Straßentafeln zu treffen, als ich nach dem Abiturium zum erstenmal hinkam. Ich hielt es für selbstverständlich, daß die gesamte Monarchie mit Prag, Lemberg, Budapest, Agram und Laibach im Grunde deutsch sei. Man war aus patriotischen Gründen über die Vielsprachigkeit der Monarchie hinweggeglitten. So schlug man die Deutschen im Lande mit Blindheit. Das Resultat dieses verlogenen Werkes haben wir blutend und schaudernd erlebt. Mathematik und Physik wurden etwas besser vorgetragen und es ist wahrscheinlich Schuld der Verladung von dem gehaßten Lehrer auf den unschuldigen Lehrstoff, wenn man auch hier so viel und so schnell vergaß.

Alles das ist heute historisch und die Mittelschule ist nicht mehr so lebensfremd wie ehedem. Ihr Lehrplan geht allerdings bis auf Komensky zurück, der schon 1592 geboren wurde. Ein so altes Gebäude wird sich den modernen Notwendigkeiten nur schwer anpassen können. Ob sich die Lehrer so gründlich geändert haben und ändern, wie das notwendig wäre, um den Kindern ihre Freiheiten zu sichern? Zu viele Lehrer neigen zum Sadismus. Die Macht ist zu verführerisch, um sich die Lust zu versagen, sie zu gebrauchen. Die körperliche Schwäche der Kinder ist vom Gesetze und der allgemeinen Gesittung halb und halb geschützt. Die geistige und moralische Schwäche ist dem Lehrer hilflos ausgeliefert. Schon der Ironie eines „witzigen" Lehrers ist der Schuljunge nicht gewachsen. Schlossers wunderbarer

Satz: „Macht ist böse an sich" gilt auch von der Macht des Schultyrannen. In der Macht liegt die Möglichkeit, sie zu mißbrauchen und diese Möglichkeit muß den Lehrern genommen werden. Wie soll das aber geschehen, da doch das Gegenteil, der weiche Lehrer, sehr schnell von dem Sadismus der vereinigten Lausbuben zur lächerlichen Figur entsittlicht wird? Die nötige Mischung in einer zugleich starken und liebevollen Persönlichkeit ist selten.

Heute wird ein Teil der Disziplin den Jungen selbst in Obhut gegeben, wovon zu meiner Zeit (1890–1898) noch nicht der Hauch eines Gedankens lebte. Schulgemeinden werden gegründet, den Schülern wird eine Art Gerichtsbarkeit in die Hand gegeben und was immer wieder in Erstaunen versetzt, ist der große Ernst und die Strenge, mit der die Jungen über ihre Kameraden zu Gericht sitzen, meistens so streng, daß die Lehrer den Spruch mildern müssen. Die Jungen kennen einander, ihre moralischen und intellektuellen Fähigkeiten viel besser und schätzen sich gegenseitig viel richtiger ein als die Lehrer. Mancher, den die Lehrer als „schwachen Schüler" bezeichneten, war von den Kameraden hochgeehrt, weil sie Vorzüge des Verstandes und des Herzens bei ihm erkannten, die dem Katheder entgingen. Wenn aus dem Primus der Klasse so oft nichts Rechtes wird, so wundert das nur die Lehrer. Die Schüler untereinander wußten schon in der Schule, daß dieser musterhafte Vorzugsschüler ein wertloser Mensch sei und dem Leben nicht gewachsen. Starke Begabung oder gar das Geniale passen nicht in den Rahmen des Lehrplans. Lange Gärung, Zerstreutheit, Unaufmerksamkeit, allzu langsame Über-

windung des Praelogischen und Protest gegen die spanischen Stiefel der Schule – alles das nahezu die Vorbedingung künftiger Tüchtigkeit – stören den Unterricht und sind dem Lehrer unangenehm. Der Lehrer ist auch nur ein Mensch und eine wohl dressierte, folgsame Klasse, die gut aufpaßt, wenn er vorträgt, gute Antworten gibt, wenn er prüft, keine Sonderneigungen aufweist, keine Affären und Affekte zeitigt, ist ihm lieber als eine Versammlung von Störenfrieden, sei es auch mit der Anwartschaft, daß lauter Genies aus ihnen würden. Hat denn die Schule den Zweck, Genies zu züchten? Eine Schule für Genies ist noch nicht erfunden. Aber auf der anderen Seite ist jedes Kind eine Art Genie, geht seine eigenen Wege und ist nur durch eine einzige Kraft zu befriedigen: durch Liebe. Deshalb hängt das Glück der Schule weniger am Lehrplan als am Lehrer. Der Lehrplan selbst wird ja von Lehrern höherer Ordnung entworfen und er ist neuerdings allenthalben von Liebe zum Kinde diktiert. Der Grundsatz der Schulreform: die Schule sei dem Kinde eine Lust – ist Liebe. Kein Stundenplan, keine peinlichen Prüfungen, keine Noten, keine Strafen. Die Kinder nicht entmutigen. Absprechende Urteile gänzlich ausschalten. Überall, wo es angängig ist, ermutigen und immer wieder ermutigen. Alles dies ist Liebe von jener Art, die des Menschenkindes Erbteil ist. So weit, so gut. Nun braucht man nur die Lehrer, die diese ausgezeichneten Grundregeln in die Wirklichkeit umsetzen. Wenn das so leicht wäre, müßte die Schule schon weiter sein. Denn wir finden diese Grundsätze schon bei Rousseau und vor ihm bei Montaigne, der sie freilich nur in hingeworfenen

Sätzen mit der skeptischen Gebärde des vornehmen Herrn aussprach. Die Durchführung des modernen Schulprogramms kann und wird immer wieder am Sadismus und an der Bequemlichkeit von Lehrern scheitern. Auf den Tisch zu hauen und die Klasse einzuschüchtern ist soviel bequemer, als jedem einzelnen Kinde Aufmerksamkeit zu schenken. Der Psychoanalytiker kennt diese Schwierigkeit von der Ausübung seines eigenen Berufes. Er gibt dem Kranken Stunden und Stunden Gehör, schenkt ihm Liebe und wird dafür wieder geliebt.

Als ich in der ersten Gymnasialklasse war, hörten wir eines Morgens, daß der Schindler sich erhenkt habe, weil er die dritte Deklination nicht habe erlernen können. Seit jenem Knabenselbstmord sind fast vierzig Jahre verstrichen und manches Blutige ist in der Welt seitdem geschehen. Aber das Blut des 10jährigen Schindler schreit noch immer zum Himmel. Ich selber scherte mich damals nicht um die dritte Deklination. Ich war voll Ehrgeiz in das Gymnasium eingetreten, aber schon bei der ersten Schularbeit durch ein „ganz ungenügend" aus meinen löblichen Absichten hinausmanövriert worden. Wir hatten die ersten beiden Deklinationen gelernt, die männliche auf us und die weibliche auf a. Als wir zu übersetzen hatten: Homer ist ein Dichter, schrieb ich: Homerus poetus est. Ich konnte nicht wissen, daß Homer, zweifellos ein Mann, dennoch als poeta bezeichnet werden muß. Dafür bekam ich von einem nichtswürdigen „Knüppeldick" einen Sechser und wurde in den Trotz getrieben.

Im Zeichensaal sagte der Lehrer: „Zeichnen Sie eine Horizontale." Da ich nicht wußte, was das sei, schaute

ich auf den Nebenmann und sah, daß er mit dem Lineal einen Strich machte. Das konnte doch nicht eine „Horizontale" sein. Horizontale mußte irgendwie mit dem Horizont zusammenhängen, von dem ich wußte, daß er alles in sich begreift, was man sieht. Der Lehrer fuhr fort: „Jetzt eine Vertikale". Alle Buben zeichneten, nur ich hatte ein leeres Blatt vor mir und wußte nicht, was ich machen sollte. Ich begann zu weinen und mein Nebenmann zeigte mich an. Offenbar weinte ich aus gekränktem Ehrgeiz. Ich wollte nicht dümmer sein als alle anderen. Der Zeichenlehrer schlürfte heran und sagte: „Der da ist ein Säugling." Damals bekam ich den Spitznamen Säugling, der mir durch mehrere Jahre geblieben ist. Ich gab mir Mühe, größer zu sein als mein Spitzname. Ich gründete Banden, schwänzte die Schule, lernte nichts, gab freche Antworten, vollführte Streiche ohne besseren Erfolg als den, daß ein Kamerad, der einen Seeräuberroman gelesen hatte, den Namen Piratensäugling für mich erfand.

Aus diesen und anderen Gründen war ich nicht in der Lage, mich wegen der dritten Deklination aufzuhängen wie der arme Schindler. Ich hatte wie Shakespeares Richard beschlossen, „ein Bösewicht zu werden". Um diese Zeit war es mir wichtiger, wie ich meinem Vordermann unbemerkt einen Zettel unter den Rockkragen schieben könnte, auf den ich geschrieben hatte: Esel. Bei den „Professoren" wurde ich immer unbeliebter und der Professor Golling (†) sagte wiederholt: „Sie werden wir auch hinaus zu beißen suchen!" Wenn ich je einmal Zeichen gab, weil ich etwas

zu wissen glaubte, schnitt der Solling eine höhnische Grimasse und, was ich immer vorbrachte, kam die Antwort: „Verworrener Kopf!" Hätte ich nicht schon den Spitznamen Piratensäugling gehabt, der eines verworrenen Kopfes wäre mir sicher gewesen. Wenn meine Mutter nachfragen kam, erhielt sie die schlechteste Auskunft. Man riet ihr, mich aus der Schule zu nehmen, ich sei der schwächste Schüler in der Klasse. Als sie das nicht tat, schrieb man mir folgendes Zeugnis:

Religionslehre	nicht genügend
Latein	befriedigend
Deutsch	befriedigend
Geographie	genügend
Mathematik	nicht genügend
Naturwissenschaft . . .	nicht genügend
Zeichnen	nicht genügend

Besondere Bemerkungen: schwätzt und stört sehr oft; sehr ungezogen; sehr unordentlich.

Ich veröffentliche dieses Schriftstück als ein vernichtendes Dokument für die Lehrer, die es ausstellten. Welche verbissene Gehässigkeit, mit der hier ein zehnjähriger Bub überfallen wird. Wieviele Kinder wurden auf ein solches Zeugnis hin von verzweifelten Eltern aus der Schule genommen und konnten im Kastenstaate die oberen Stufen nicht mehr erklimmen. Das war die Schule. Und das Haus? Ich sollte die Zensur den Eltern zur Unterschrift vorlegen. Da ich mich das nicht traute, fälschte ich den Namenszug meines Vaters und wurde so durch Zusammenwirken von Schule und Haus ein Ur-

kundenfälscher. Der Herr Professor schob die Brille auf die Stirne und besah die Unterschrift. „Wer hat das geschrieben?" fragte er und schaute mich scharf an. „Ich", entgegnete ich tonlos. Damals war noch nicht die Zeit, in der die Pädagogen predigten, daß man die Kinder ermutigen müsse, er hatte mich entmutigt. Wieviel mir dieser ständige Krieg zwischen einem Kinde und der Autorität geschadet hat, kann ich wohl beurteilen. Das Leben hat es mich nicht gekostet wie meinen Kameraden, den Schindler.

Schülerselbstmord, Kinderselbstmord überhaupt. Man kann nicht sagen, daß er seltener geworden wäre, seitdem man Liebe in die Erziehung pumpt. Das kommt aber davon, daß man mit der Liebe nicht spielen darf. Meine eigene Schulerziehung, wie ich sie oben geschildert habe, steckte so voll eindeutiger Gehässigkeit, daß ich wenigstens wußte, woran ich war. Ich erwartete von Feinden nichts anderes als Feindschaft. Wenn man sich aber einem Kinde als Freund anbiedert, dann muß man es auch verläßlich bleiben. Ich fürchte sehr, daß manche Lehrer, die vorschriftsgemäß die liebevollen Freunde der Kinder sind, ihre Schutzbefohlenen erst weich und fügsam, dann aber erst recht unglücklich machen, indem sie das eröffnete Herz des Kindes kränken.

Der Kinderselbstmord gehört eigentlich in das Kapitel Schuld. Die Kinder nehmen sich das Leben, wenn sie schuldig geworden sind. Die Wege der Schuld führen durch das unbewußte Seelenleben und verbergen sich dort im Praelogischen. Vielfach wurde die Schuld, die zum Selbstmorde führt, mit dem Rückstoß eines Gewehres

verglichen. Die Wut gegen die Autorität, die beim Kinde schnell bis zu Todeswünschen und Ermordungsphantasien führt, entlädt sich nach einem geheimnisvollen Mechanismus gegen den Gedankensünder. So einfach, gewissermaßen eindimensional läßt sich das Rätsel des Kinderselbstmordes aber nicht lösen. Angst vor Strafe genügt auch nicht zur Erklärung. Eher schon Angst an sich ohne das Wort Strafe. Denn Angst ist eine riesenhafte Gewalt, die, dem Wahnsinn verwandt, plötzlich aufsteigt und tötet.

Mit der Frage, was Angst eigentlich ist, hat Freud seine Forschungen angefangen. Mit der Frage der Angst beschäftigt sich ein Werk des Siebzigjährigen, ohne daß wir wissenschaftlich oder auch nur gefühlsmäßig durch die Lebensarbeit dieses so eminenten Forschers und Ahners in dieser Frage zu einem befriedigenden Ende gekommen wären. Was im Kinde gärt und zur Zeit der Geschlechtsreife so strahlend zu Tage tritt, scheint, wie alles Psychische, zwei entgegengesetzte Erscheinungsformen zu haben: den Lebenstrieb und dessen Gegenteil: die Angst vor dem Leben, die zum Tode, zum Wahnsinn, zu allem Übeln und Vernichtenden führt. Tatsache ist, daß junge Leute das Leben leichter wegwerfen als alte. Sie, die das Leben brausend genießen könnten, sind bereit zu verzichten, wenn das Leben nicht so ist, wie sie es wünschen. Sie verneinen nicht das Leben durch ihren Selbstmord, sondern sie bejahen es, indem sie es wegwerfen, weil sie es durchaus anders haben wollen. Daß sie nur ein einziges Leben haben und ein anderes nicht erringen, wenn sie die verschmähte Form wegwerfen, macht ihre Tat zum tra-

gischen Irrtum. Jugendliche Selbstmörder, die meisten Selbstmörder überhaupt, wollen gar nicht tot sein, sondern spielen mit dem Kraftfeld des Todes, das, wie alles Denkbare, alles Erlebbare noch dem Leben angehört. Viele sind tot und haben es gar nicht gewollt. Das Geheimnis des Nichtseins hat noch kein Mensch begriffen und auch wir bilden uns nicht ein, daß wir es begreifen. Indessen ist das Sein nicht weniger unbegreiflich und wir haben nur ein der Vernunft nicht standhaltendes Gefühl, als ob wir es begriffen. So fühlen wir in unseren höchsten Augenblicken: auf Höhepunkten des Genusses, des Schmerzes, inmitten des Ozeans, auch auf Bergesgipfeln, daß der Tod hinter uns steht. Wenn das Leben zum Rausche wird, Rausch der Glückseligkeit oder Rausch der Verzweiflung gelten gleich, dann erfassen wir beinahe begrifflich die Polarität des Lebens und des Todes und es bedarf nur eines Anstoßes, um uns in den Abgrund zu stürzen. Die Reifezeit des Jugendlichen, der trunken ist ohne Wein, ist einem Rausche zu vergleichen. Der Geschlechtstrieb west noch dunkel und unbenannt, ist bereit, das Gefäß zu sprengen, in dem er gärt. Das Wesen des Geschlechtstriebes besteht darin, den einzelnen über sich hinaus zu führen, ihn zu vermählen. Außer der Liebe ist nur noch der Tod transzendent und führt scheinbar über den Einzelnen hinaus.

Erzieher müssen mit der Jugend diese doppelte Möglichkeit des schwellenden Triebes mit größtem Ernste durchsprechen. Sie werden dann weniger ängstlich sein müssen, ja keine Anlässe für Selbstmord herbeizuführen, deren Nichtigkeit überrascht. Die Kirche, welche ihre Kinder

wie Unmündige mit Lohn und Strafe behandelt, hat den Selbstmord mit geistlichem Interdikt belegt. Wenn wir für junge Menschen, die der Gewalt der Kirche nicht mehr unterstellt sind, etwas Gleichartiges setzen sollen, so kann das nicht die Vermeidung aller Anlässe zum Selbstmord sein; denn das ist unmöglich. Sondern man muß den Selbstmord als den Irrtum hinstellen, der er ist. Leben und Tod gehören zusammen, wie Liebe und Angst und jeder, der den freiwilligen Tod wählt, meint das Leben.

Ich meine, daß jeder nicht gar zu ungesunde Jugendliche solchen Erklärungen zugänglich sein wird. Man wird auch von dem Irrtum sprechen, der Trotz und Rachegefühle Jugendlichen so oft zu Selbstmordmotiven werden läßt. Für krankhafte Selbstmörder lassen sich allgemeine Regeln nicht geben und sie müssen vom Analytiker behandelt werden. Selbstmorde in naher Verwandtschaft wirken wegen der Identifizierung ansteckend. Wo in einer Familie Selbstmorde vorgekommen sind, dort ereignen sie sich immer wieder. Manche Kinder drohen mit dem Selbstmord, um ihre Familien zu terrorisieren. Solche Kinder müssen gründlich und für lange Zeit aus der ihren Drohungen zugänglichen Umgebung versetzt werden. Ich meine auch nicht, daß der zehnjährige Schindler sich wirklich wegen der dritten Deklination ums Leben gebracht hat. Triebe, die aus irgend einem Anlaß zu früh geweckt werden, können leicht zum Selbstmord führen und die „vernünftige" Begründung (die „Rationalisierung") ist Nebensache. Wir erfahren aus der Biographie von Tatmenschen aller Art, daß sie in ihrer Jugend mit dem

Gedanken des Selbstmordes gespielt haben. Es ist die Tat des Tatmenschen, der sich vor anderen Taten noch fürchtet. Ähnlich ist bei der reiferen Jugend, in der die Liebe sich vorbereitet, Abneigung gegen das andere Geschlecht das gewöhnliche Gefühl.

Die Schule hat die Aufgabe, für das Leben vorzubereiten. Sie muß das Traumleben des Kindes zerstören und es mit der Wirklichkeit vertraut machen. Damit tritt sie in Gegensatz zu allen Bestrebungen, die Kindheit und Jugend als Selbstzweck auffassen und das Kind durch seine eigene Kultur beglücken wollen. Die moderne Schule hat diesen Gegensatz begriffen und knüpft überall an das richtig erkannte oder wenigstens erfühlte Wesen des Kindes an. Man lernt spielend. Die Logik des Unterrichts schleicht sich in die Praelogik des Kindes ein. Der Betätigungsdrang des Kindes, seine Abneigung gegen die passive Rolle des Stillsitzens, Zuhörens, Geprüftwerdens, Ermahntwerdens, kommen auf ihre Rechnung. Die Befreiung des Kindes feiert ihren Triumph in den Kindergemeinden, die nach dem Muster reiferer Jugendgemeinden eingerichtet sind und die so selbständig wie möglich funktionieren. Aufsichtspersonen halten sich im Hintergrund, haben nur darauf zu achten, daß den Kindern kein Leids geschieht. „Nicht mit 21 Jahren, sondern mit 21 Stunden des Lebens soll man den Menschen für mündig erklären", sagt der witzig übertreibende Bernard Shaw. Der uneingeschränkte Nachahmungstrieb leistet in der Tat schon im zartesten Alter Erstaunliches. Wenn man nur die unerträglichen Erwachsenen aus dem Gesichtskreis der Kinder entfernt, so daß sie nur mit ihres-

gleichen zu konkurrieren haben, dann nimmt man den Kindern ein Moment der Entmutigung ab, das offenbar seit Jahrtausenden verheerend auf die selbständige Entwicklung der Jugend gewirkt hat und noch immer wirkt. „Kann ein Lehrbub vollkommen sein?“ Er kann es, wenn er nicht immer Hans Sachs zum Vorbild — erleidet. Kinder sind besser, geweckter, liebevoller und vor allem weit origineller als wir. Ihnen fehlt noch die Erwerbsgier, die uns alle fesselt und um einige Grade gemeiner macht, als wir sonst wären. Kinder unter sich kennen noch keinen Kastengeist. Reich oder arm macht keinen Unterschied. Da nicht einmal Tier und Mensch wesentlich unterschieden werden, wie sollte da Neger und Weißer, Jud und Arier, Deutscher und Franzose auf jene nichtswürdige Art unterschieden werden, die den Erwachsenen durch die Einflüsse anderer Erwachsener angeblich im Blut liegt. Verschiedene Religionen zu begreifen und verschieden zu schätzen, ist das Kind außer Stande. Gehet hin und lernet vom Kinde.

Wir haben kein Gemeinschaftsleben, keine Kultur und niemand sieht deutlich, wie wir zu einer kommen sollen. Religiöse Kultur existiert nicht mehr. Nationale ist sehr anrüchig geworden. Der Amerikanismus vernichtet das Herz der Welt. Was es sonst noch gab: Herren und Knechte, Ritter und Leibeigene, Kaiser, Könige, Vasallen, Feudalaristokraten — alles gehört der Vergangenheit an. Die sozialistische Zukunft ist vorläufig nur ein Traum. Wir sind vermutlich zu schuldig, um mit unseren blutigen Händen an einer reineren Zukunft zu bauen. Wie wäre es, wenn wir unsere Kinder schaffen ließen,

nach ihrem eigenen Gutdünken? Bisher haben wir sie dressiert und weil wir selber Sklaven waren — Sklaven anderer und Sklaven unserer Schlechtigkeit — die nächste Generation immer wieder zu Sklaven erzogen. Ihre Originalität haben wir mit brutaler Gewalt vernichtet. Ein neuer Wind weht endlich durch die Äcker der Erziehung. Das Kind werde nicht zur Nutzmaschine wie der Erwachsene, sondern der Erwachsene, der sich unterfängt, ein Erzieher zu sein, werde zum Kinde, spiele, tolle, lache mit ihnen. Noch besser, wenn er sich ganz zurückzieht und die Kinder alleine spielen läßt. Wir wollen einmal sehen, was dabei herauskommt. Es könnte sein, daß die Kinder uns spielend eine neue Kultur erarbeiten. Vor zwei Menschenaltern schrie man die Kinder an, wenn sie herumtollten, auf Wiesen übten oder im Winter Schlittschuh liefen: „Lausbuben, geht lieber nach Hause und lernt was!" Vor einem Menschenalter begann man Jugendspiele einzurichten und die Bewegungsspiele der Jugend haben jährlich an Ausdehnung gewonnen, zu Pfadfindern, Wandervögeln, freizügigem Lagerleben, Waldschulen geführt, bis der gesamte Unterricht ein Spiel geworden war. Heute spielen auch die Erwachsenen wie die Kinder, turnen, balgen sich und werden täglich jünger. Die Tracht der Frauen nähert sich der des Kindes. Die schwerfälligen Männer mit ihrem unbegründeten Ernste werden folgen. Das sind die äußeren Anzeichen einer Verwandlung. Die Kinder werden uns Gemeinschaftsleben, la vie au grand air und die Kultur der Fröhlichkeit erobern. Es ist nur nötig, daß wir horchen auf das, was sie wollen und sie in Freiheit

gewähren lassen. Manchmal hat man das erfreuliche Gefühl, als ob die Zeit nahe wäre. Dann wieder — ich schreibe dies in einem Gebirgsdorfe unter Bäumen und werde von einer Frau gestört, die ihren Kindern abscheuliche Schimpfworte zuruft. Manchmal schlägt sie die Kinder ins Gesicht und jämmerliches Geschrei wird laut; Geschrei von jener Art, an dem die Kinder beinahe ersticken. Solcher Frauen gibt es viele. Es kann noch lange dauern.

Es muß noch lange dauern. In der Durchführung des neuen Planes tauchen schon Schwierigkeiten und neue, vorher nicht bedachte Probleme auf. Aber der Grundgedanke ist einfach: Lasset eure Kinder in Ruhe. Erziehet sie nicht, denn ihr könnt sie nicht erziehen. Besser wäre es, die Lehrer schrieben tausendmal in ihr Schulheft: ich soll die Kinder in Ruhe lassen! als daß sie schreiben lassen: während des Unterrichtes darf man nicht sprechen! Man spricht viel vom Jahrhundert des Kindes. Das wird aber erst anbrechen, wenn die Erwachsenen einsehen werden, daß die Kinder weniger von ihnen, als sie von den Kindern zu lernen haben.

Inhalts-Verzeichnis

Werke von Fritz Wittels:

Alte Liebeshändel, Historische Erzählungen 1908, vergriffen

Die sexuelle Not, Essaies 1909, vergriffen

Ezechiel der Zugereiste, Satirischer Roman 1910, vergriffen

Tragische Motive, Essaies 1911, Deutsche Verlagsanstalt (früher E. Fleischel & Co.)

Alles um Liebe, Eine Urweltdichtung, 1912 ebenda

Der Juwelier von Bagdad, Roman 1914, ebenda (englisch bei Doran & Co., New-York 1927)

Die Vernichtung der Not, 1921, Anzengruberverlag (englisch bei Allen & Unwin, London 1925)

Zacharias Pamperl, Satirischer Roman 1922, ebenda

Sigmund Freud, der Mann, die Lehre, die Schule, bei E. P. Tal & Co. 1923. Englisch, London bei Allen & Unwin 1924. Französisch 1925, Paris, bei Alcan

Die Technik der Psychoanalyse, 1926 bei J. F. Bergmann in München

In Vorbereitung:

Neue Wege der Seelenkunde (die Psychoanalyse) 1927, Wiener Tagblattbibliothek